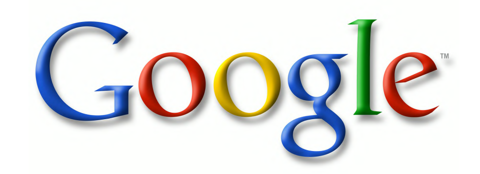


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

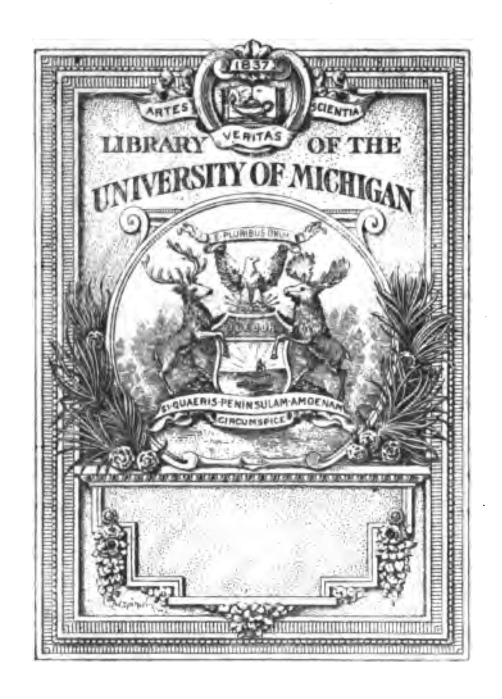
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

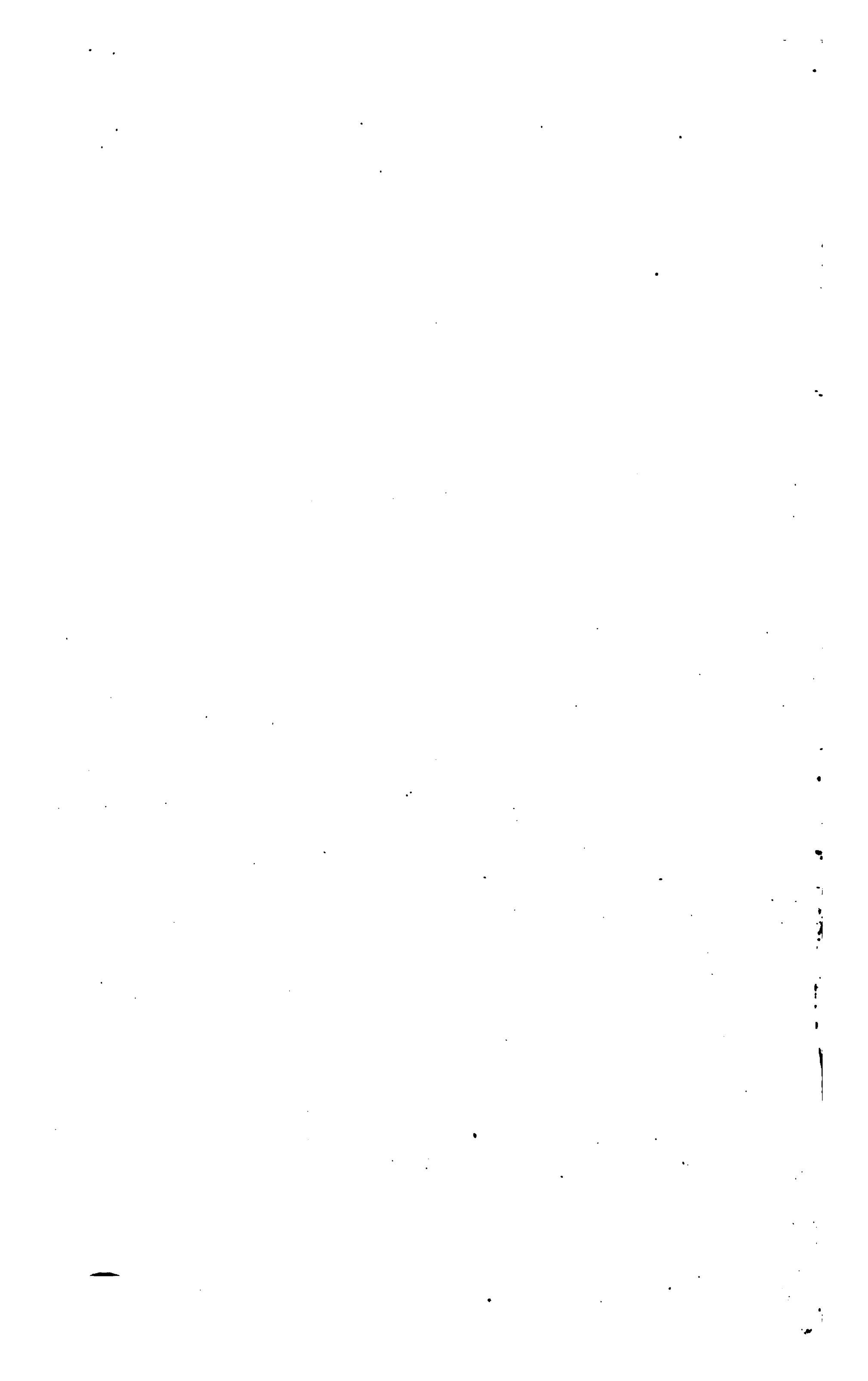
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Mu 17.02M



THE GIFT OF
Prof. Alex. Ziwet

DD
421
.E97



Charakter-Züge

und

historische Fragmente

aus

dem Leben des Königs von Preußen

Friedrich Wilhelm III.

Gesammelt

nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen

und herausgegeben

von

R. Fr. Eylert,

der Philosophie und Theologie Doctor, evangelischem Bischofe, Königlichem Hofprediger zu Potsdam, Domherrn zu Brandenburg, Ritter des rothen Adler-Ordens erster Klasse mit Diamanten und des Civil-Verdienst-Ordens der Baierschen Krone, Ehrenbürger zu Potsdam und Hamm.

Dritter Theil.

Zweite Abtheilung.

Magdeburg, 1846.

Verlag der Heinrichshofen'schen Buchhandlung.

Inhalt und Plan.

Dritter Abschnitt.

Kirchliche Union.

256387

Seite

Seite

Vierter Abschnitt.

Des Königs zweite Vermählung.

Fünfter Abschnitt.

Die Neigung des Königs für das Schauspiel.

Seite

Sechster Abschnitt.

Einzelne Charakterzüge aus dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III.

1.

2.

3.

4.

5.

6.

Seite

7.

8.

9.

10.



Druck:
Haenelsche Hofbuchdruckerei in Magdeburg.



Charakter-Züge

aus dem Leben

Friedrich Wilhelm III.

Dritter Abschnitt.

Die Kirchliche Union.

Mit der Liturgie und Agende ist unzertrennbar verbunden die

Kirchliche Union,

so daß dieselbe in- und durcheinander, ver- und eingewachsen war in Alles, was der Hochselige König in dieser Beziehung wollte und beabsichtigte. Die Idee der Wiedervereinigung gehörte zu Seinen currenten Ideen, sie ging mit und neben Ihm; sie lag zum Grunde tief in Seiner Seele, tauchte überall auf, und ist, wenngleich das Zweite in der Ausführung, doch das Erste im Impulse. Schon bei Gelegenheit der Confirmation des Kronprinzen, den 20sten Januar 1813, sagte Er zu den beisammenstehenden Geistlichen Sack, Ribbeck, Offelsmeyer, und Eylert: „Da stehen Sie nun als Brüder zusammen, verkündigen Ein Evangelium des Friedens, und sind doch voneinander getrennt durch die Confession; die Einen nennen sich lutherisch, die Anderen reformirt. Bilden zwei verschiedene Kirchen; sind voneinander geschieden. Miserabel! Sollten miteinander verbunden sein." Sack antwortete: „Der Wunsch der Union beschäftigte schon Ew. Königlichen Majestät erlauchte Vorfahren, den großen Churfürsten und den König Friedrich Wilhelm I.; aber so löblich er war, sie mußten ihn doch aufgeben, er wollte nicht gelingen." — „Weiß wohl," erwiederte der König, „aber daraus folgt nicht, daß es auch jetzt mißlingen werde. Es kommt nur darauf an, daß man von allen Seiten eine gute ernste Sache ernstlich will, dann

geht's auch. Doch daran zu denken ist jetzt nicht Zeit; es liegen wichtigere Staats-Dinge vor. Gott wird mit uns sein; wir wollen dann sehen, was weiter zu thun ist." Der König ging fort und warf diesen Gedanken als ein fruchtbares Samenkorn hin. Der einsichtsvolle und erfahrene Sack wandte sich aber zu uns Uebrigen und sagte leiser: „Der gute Herr denkt nach Seiner schönen Seele sich die kirchliche Union leichter, als sie ist; ja wenn die Theologen mit ihren dogmatischen Spitzfindigkeiten nicht wären!" Ribbeck zuckte, bedenklich schweigend, die Achseln; der Feldpropst Offelsmeyer aber fiel lebhaft ein: „Ei was! Kampf muß sein; der Sieg ist dann um so herrlicher. Sind wir erst mit den hoffärtigen Franzosen fertig, dann wollen wir auch schon fertig werden mit den renitenten Theologen." Sack: „Mit diesen wird man nicht fertig!" Offelsmeyer: „Freilich nicht, wenn man immer auf Socken geht; man muß aber große Stulpstiefeln mit Nägeln beschlagen anziehen."

Friedrich Wilhelm III. ging aber nicht auf Socken, auch hatte Er keine mit Nägeln beschlagenen Stiefeln an, Er war weder schüchtern, noch verwegen. Sein Schritt langsam und bedächtig, Seine Stimmung ruhig, Seine Denkungsart gemäßigt, Sein Wohlwollen allgemein, überlegte und prüfte Er von allen Seiten, hielt dann aber das als wahr Erkannte auch fest und setzte es consequent durch. Es lag nicht in Ihm, durch Hindernisse und Schwierigkeiten sich intimidiren zu lassen, vielmehr vermehrten dieselben Seine Reaction, so daß in dieselbe eine gewisse Halsstarrigkeit kam. Diejenigen, welche meinten: Er würde gewisse Dinge, die ihnen unangenehm waren, vergessen, wenn von ihnen nicht mehr die Rede war, irrten sich sehr. Er war nicht wie viele große Herren, bei welchen die wechselnde Gegenwart, ihre Geschäfte

und Zerstreuungen, wegspühlen die Vergangenheit und was in ihr vorgefallen, vielmehr kam das Verflossene, wenn man gar nicht mehr daran dachte, wieder zum Vorschein, und was Er nicht vergessen wollte, vergaß Er auch nicht. Zwar sprach und verfügte Er rhapsodisch; aber dieß that Er, weil Er in Allem die Kürze liebte; aber in Seiner Denkart und Handlungsweise war und geschah nichts ruckweise, vielmehr lag in Allem, was man in Ihm wahrnahm, ein stetiger, ineinander greifender, fortgehender Zusammenhang. Oft war Er verstimmt, sogar verdrießlich und reizbar, und diese Reizbarkeit äußerte sich dann in Heftigkeit, öfters in schneidenden Sarkasmen; aber nie handelte Er in wichtigen Dingen nach Laune, sondern stets nach Grundsätzen, und wartete ihre Klarheit und Heiterkeit ab. Es giebt nicht viele Menschen, die sich so selbst kennen und mißtrauisch sich so fortwährend streng im Auge behalten, als Er. Und das nicht bloß als Regent, sondern, nach der Aussage Seines Kammerdieners und der Generale v. Köckeritz und v. Witzleben, auch als Mensch. Jenes hätte Er nicht gekonnt, wenn Er dieses nicht gethan. Er blieb sich, auf festen Sätzen ruhend, immer gleich, und darum wußte man vorher mit ziemlicher Gewißheit, wie Er handeln und verfügen würde, Alles in Ihm war analog und folgerecht.

So wußte man auch vorher, daß er die kirchliche Union nicht als ein, wie Er es nannte, pour parler betrachtete, sondern als eine wichtige Angelegenheit, für welche sich ein jeder evangelische Christ interessiren müsse. Harmonie, Einigung der Kräfte, lag in Seinem Wesen und Seiner Bildung, Seinem Tacte war nichts mehr zuwider, als Zwietracht und deren Controverse. Deßhalb war Er auch mißtrauisch gegen alles Neue, weil es in der Unruhe, die es mit sich

führt, aufregt, und die Menschen voneinander, wenn auch nur im Anfange, entfernt. Er war auch darum für das Conservative, weil es an das Leben sich angeschlossen hat und zur Gewohnheit geworden ist. Das Ein- und Niederreissen des lange Bestandenen und Bestehenden war Ihm von Haus aus zuwider. Er nannte es eine schlechte Kunst, die Er von der Veränderlichkeit Solcher, die ihr Glück noch nicht gemacht und nichts zu verlieren haben, von ihrer Unzufriedenheit und Jugendlichkeit herleitete. Die Wissenschaft der Erfahrung, welche das Alte, weil es gut ist, und wobei man sich wohl befindet, erhält und allmählich verbessert, galt Ihm über Alles. Allerdings schritt Er, wie die ganze Reorganisation des Staates beweist, mit der Zeit vorwärts und benutzte ihre Resultate; aber Er bewegte sich vorwärts auf der festen Grundlage der alten absolut monarchischen Verfassung. Im Reiz der Neuheit und in dankbarer Schätzung dessen, was das treue Volk für die Erlösung vom gemeinschaftlichen Feinde gethan, aufgeopfert und gelitten, hielt Er eine sogenannte Constitution für besser, und Er, der nichts wollte, als das allgemeine Beste, versprach eine solche. Als Er aber in andern constitutionellen Staaten Mängel, Unvollkommenheiten und Hemmungen, die in den neuen Einrichtungen ihren Grund hatten, wahrnahm, und Er, voraneilend auf kürzerem Wege, das Bessere faktisch hinstellte, ließ Er es bei dem unbeschränkt monarchischen Princip. Dieß sah Er, nicht aus Ehrgeiz, der nach Allein- und Selbstherrschaft strebt, — eine solche Tendenz lag nicht in Seiner Philanthropie, — sondern aus Ueberzeugung, als das Bessere für das Ganze an. Er hatte die angenehmsten Erfahrungen darüber gemacht, welche schöne und reife Früchte der sich hingebende Patriotismus und die persönliche Liebe für den König erzeugt und zur Reife gebracht hatte. Diese mächtige Kraft der Liebe, die sich bei

der Mehrzahl des Volkes, dem Bürger und Landmann, der doch auch eine Stimme hat, als eingewachsen lebendig erhielt, wollte Er nicht lädiren, und in dieser vertrauungsvollen Liebe von Alters her, wie in dem guten einheimischen Geiste Seines Hauses, fand Er die beste Garantie für Gegenwart und Zukunft. Er handelte in diesem Stücke wie ein weiser Vater, der, gerührt von der anhänglichen Liebe seiner Kinder, an seinem Genesungs- und Geburtsfeste gefällig ist und in ihre Wünsche eingeht; dann aber mit Ruhe dieselben modificirt und seine väterliche Autorität, von der er in seiner natürlichen Stellung sich nichts vergeben will und darf, aufrecht erhält. Die Urverfassung und das Vorbild Seiner Ahnherren, unter welchen seit 450 Jahren merkwürdig genug keine durchaus schlechten, aber viele vortrefflichen sich befunden, ließ Ihn die unbeschränkte Regierung in mächtigen Händen behalten, und Er übte sie stets wohlwollend, wobei Ihm die berathende Stimme des Staatsrathes und der aus allen Volksklassen bestehenden Landstände heilig war und blieb. Er aber stand, war und blieb auf der Höhe, von der aus Er das Ganze überschauete, und von diesem Standpunkte konnte nur der Monarch allein das widersprechend Nachtheilige in der Gesammtheit der aus heterogenen Theilen zusammengesetzten Monarchie richtig beurtheilen. Ihm war in Wahrheit ein umfassender, penetrirender Scharfblick eigen, und wenn die Rheinländer Ihm vor Augen standen, vergaß Er die Cassuben nicht. Dabei erkannte, verstand und ehrte Er die mächtig gewordene Volksstimme; sie war zu Ihm gedrungen in den Tagen der Noth, sie blieb Ihm theuer im Schoße des Glückes, und Er fand Trost darin, daß bei ihrer Geltung Mißbrauch der Gewalt und Despotie in unserer Zeit unmöglich geworden. Dabei hatte der Preußische

Staat vorzüglich von jeher seine Stärke in der Intelligenz gefunden, und diese hatte unter Seiner Regierung eine Höhe, Allgemeinheit und Durchdringung erhalten, bei welcher Rückschritte, den schlimmsten Fall angenommen, unmöglich waren. Friedrich Wilhelm III. wußte wohl, was Er that, und Er kannte Seine Zeit; aber Er that nichts, ohne ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen und ihre Bestrebungen zu leiten. Vielfach ist Er getadelt und auch öffentlich angeklagt, daß Er Seinem Volke eine Constitution versprochen und solche ihm nicht gegeben. Aber dieß ist ohne Angebung der Gründe, warum Er so und wie Er gehandelt, größtentheils von Schriftstellern, nie aber von der Mehrzahl geschehen, und der Bürger und Bauer haben sich wohl bei der monarchischen Regierung befunden; der Inhaber derselben suchte dabei nichts für sich, und wollte nur das allgemeine Beste.

Hieran muß man sich erinnern, um dieß Hauptbild eines humanen Königs vor Augen zu haben, wenn man mit dem, was Er für den Staat that, richtig und vollständig das, was Er für die protestantische Kirche wollte und beabsichtigte, einsehen und beurtheilen will; aus Jenem fällt das rechte Licht auf Dieses.

Es war im Frühjahr 1817 in Paretz, als Er bei einem langen Spaziergange durch das Feld, an einem heiteren und schönen Tage langsam und gemüthlich gehend, zu Witzleben und mir sagte: „In diesem Jahre noch wird das merkwürdige Säcularfest der Reformation gefeiert. Wie soll es im Preußischen gefeiert werden? Haben Sie schon darüber nachgedacht?“ Er sah dabei vorzüglich mich an, und ich antwortete: „Nach einer früherhin geäußerten Idee wollten Ew.

Majestät das Säcular-Reformations-Jubelfest durch den ausgesprochenen Wunsch der kirchlichen Union gefeiert wissen.“ Hiermit war der Stoff zur Unterhaltung gegeben; es entspann sich folgendes Morgengespräch,*) welches darum so heiter wurde, weil es offen und freimüthig war. Im Fortgehen sagte ich: „Die Sache ist wichtig und giebt viel zu bedenken.“ „Wie so, viel zu denken?“ erwiederte der König; „die Sache ist nach meiner Ansicht höchst einfach. Bis jetzt sind durch verschiedene Confession in Nebensachen die lutherische und reformirte Kirche voneinander getrennt: Beide vereinigen sich in Eine evangelische Kirche, und das ist vorläufig die Union. Solche ist freilich erst die confessionelle, in der aber, wenn sie erst zu Stande gekommen, freilich ein Fortschritt liegt, der sich dann aber von selbst macht; vorläufig haben wir es hier allein nur noch mit der formellen Union zu thun, und solche ist einfach.“ „Sie ist allerdings sehr einfach, und gerade ihre Einfachheit ist Beweis ihrer inneren Vortrefflichkeit; alles Wahre und Große ist auch einfach. Ihre Majestät fassen die kirchliche Union in ihrem Wesen und Resultaten auf; aber dieses hat viele Prämissen, die dabei zur Sprache kommen. Dabei scheint es mir wichtig, daß man den Begriff „Union“ möglichst weit fasse, weil, wenn sie allgemein zu Stande kommen soll, sie sich frei in weiten Räumen bewegen muß.“ Der König stand still, sah nachdenkend mich an, und sagte: „In weiten Räumen? Wie verstehen Sie das? Lassen Sie hören!“ Ich nahm das Wort und sagte: „Allerdings ist es wichtig, vorher zu wissen, was die kirchliche Union eigentlich sei, was sie wolle und könne, damit man sich nicht zu viel von ihr ver-

*) Wörtlich nach meinem Tagebuche.

spreche und von ihr mehr erwarte, als sie leisten und geben kann." „Versteht sich von selbst! Nur weiter!" „Die kirchliche Union ist nicht völlige Uebereinstimmung in allen Haupt- und Nebenwahrheiten der christlichen Religion. Wie in der ganzen Natur auf jedem Erd- und unter jedem Himmelsstriche, so liebt Gott, der Schöpfer, auch bei dem menschlichen Geschlecht die Mannigfaltigkeit und Vielheit der Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, die Er bald reicher, bald sparsamer ertheilt. Nach ihrem Wesen sind zwar die intellectuellen Anlagen die nämlichen; aber sehr verschieden in ihren Graden, und daher kommt es, daß der Eine eben dieselbe Sache so, der Andere sie anders ansieht. Das Sprichwort sagt mit Recht: So viel Köpfe, so viel Sinne." „Das ist eine bekannte und triviale Bemerkung; was soll die hier?" Der König lächelte, indem Er dieß sagte, Witzleben lachte; ich sagte: „Wohlbekannt und trivial, aber doch wichtig hier; man begehrt also etwas Unmögliches und Naturwidriges, wenn man von der Union erwartet, sie werde in allen Vorstellungen und Meinungen, die man von der christlichen Religion hat, eine völlige Gleichförmigkeit und Uebereinstimmung bewirken. Sie ändert nicht die Verschiedenheiten menschlicher Naturen, das kann sie nicht; das soll sie auch nicht, denn diese Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit liegt in der menschlichen Natur, die von Gott ist. Sie soll sie vielmehr als eine weise Einrichtung, welche den Reichthum der Wahrheit in der Kirche befördert, nähren und wecken. Das kann sie aber nur dann, wenn sie die Grenzen ihrer Wirksamkeit möglichst weit und ihr Gebiet umfassend nimmt. Eben darum, daß man engherzig und ausschließend hier gewesen, und Verschiedenheiten, die doch Gott geschaffen hat, nicht hat dulden wollen, führte man Secten und Par-

teien, die sich nun auch feindselig abschlossen, herbei. Frei, hoch und heiter, ist die Natur um uns her, vom Aufgange bis zum Untergange der Sonne: so muß auch die Union sein und nicht anders wollte sie Christus."

„Das ist gewißlich wahr," sagte Witzleben; und der König: „Das läßt sich hören!" „Aber," fuhr Er dann fort, „thut das nicht dem Indifferentismus Vorschub, wo es einerlei und am Ende gleichviel ist, welcher Meinung man zugethan ist; wenn man Alles tolerirt, verräth das nicht Gleichgültigkeit und Lauheit?" „Nicht Alles, Ihre Majestät! ein jedes Ding hat seine Grenze, und eben in der Abgrenzung liegt sein bestimmter Charakter. Die Union soll keine Zerflossenheit (Diffusion) werden; aber auch keine Beengung, keine Einengung sein. Alles, was dem Bekenntniß nach lutherisch und reformirt ist, und nach den Sätzen der Reformation an Jesum Christum in thätiger Liebe glaubt, nimmt sie auf und verknüpft diesen Bund durch die heiligen Bande der christlichen Religion. Aber diese Bande sind keine drückenden Fesseln, welche die Individualität vernichten und das Joch von Formen auflegen, welche jede freie Bewegung verhindern. Nur ein todter und tödtender Mechanismus würde einer solchen Union zugethan sein; aber klar denkende Köpfe und frei fühlende Herzen würden in dieser dumpfen, schwülen und engen Atmosphäre sich nicht wohl fühlen; alle Mitglieder muß eine gesunde und heitere, Allen zusagende Temperatur umgeben. Von der unirten Kirche muß eine Kraft ausgehen, die stärkt und hebt, und in eben dieser Einwirkung von Oben fühlt man ihre göttliche Natur. Aber die göttliche Natur läßt sich nicht durch menschliche Einengungen verschließen."

„Das ist“ sagte der König, „sehr vernünftig und zusagend; es frägt sich nur, da das Christenthum originell und eigenthümlich ist, ob solche Weite auch dem Geiste desselben gemäß und biblisch ist? Das müssen Sie als Theolog, der die heilige Schrift kennt, wissen.“ „Vollkommen, Ihre Majestät. Alles, was wahrhaft vernünftig ist, ist auch christlich und biblisch. Das positive und geoffenbarte biblische Christenthum enthält zwar Vieles, was über die concrete, kurzsichtige menschliche Vernunft, aber nichts, was gegen die objective Vernunft ist. Alles, was geradezu vernunftwidrig ist, einen Widerspruch in sich enthält, ist unchristlich und antibiblisch. Nur dürfen und müssen wir nicht uns in den Standpunkt der Schuldogmatik stellen; um eine freie und gesunde Ansicht zu gewinnen, muß man, um die Union evangelischer Christen zu bewirken, die lutherische und reformirte Partei vergessen und auf dem Urgebiete des Christenthums sich orientiren. Thun wir jenes und gehen von einem bestimmten kirchlichen System aus, so bleiben wir in der Trennung, und bringen in das Werk des Friedens und der Einigung, die wir doch wollen und beabsichtigen, gleich von vorn mit herein den geheimen Stoff des theologischen Haders und bleiben auf dem Felde der Polemik. Man muß zur ersten Quelle vielmehr zurückkehren und sich allein und ausschließungsweise an das halten, was Jesus selbst und seine Jünger und Apostel gewollt und gelehrt haben.“ „Offenbar,“ fiel Witzleben ein, „war und stand Christus und seine Apostel, das sieht auch der Laie ein, mehr und höher, als Luther und Calvin. Beide waren und sind, und wollten und konnten nicht mehr sein, als Diener Jesu Christi. Er allein ist der Meister, die Reformatoren sind seine Gesellen. Aber als seine Organe und Werkzeuge haben sie gerade so viel vermocht und geleistet, und sie kannten keine andere Ehre,

als die Beförderung seines Wortes. Es kann also hier die Autorität Luthers und Calvins gar nichts gelten, sondern allein die göttliche Jesu Christi, die alle menschliche Größe überstrahlt; vor ihm muß Alles zurücktreten."

„Das hat," bemerkte der König, „der Reformator Luther auch selbst oft genug gesagt, und wollte es durchaus nicht, daß die nach Gotteswort gereinigte und neu belebte Kirche sich nach ihm eine lutherische nenne. Es frägt sich jetzt nur: was hat in dieser Beziehung Jesus Christus gewollt und gelehrt? Ich weiß dieß zwar schon; doch nur so halb und halb; möchte es darum bei dieser Gelegenheit gern hören. Wir wollen uns unter diesen Bäumen setzen." Nachdem der gnädige Herr sich in das grüne Gras gesetzt und Witzleben und ich in einiger Entfernung stehen geblieben, forderte der König wiederholt auf, uns auch zu setzen. Wir thaten es, und das Gespräch wurde in folgender Art fortgesetzt: „Jesus nannte die Anstalt, die er stiftete: ein Reich, ein Reich, nicht von dieser Welt, das also mit ihren Parteien und Händeln nichts zu thun hat. Ein Juden und Heiden umfassendes allgemeines, mit jedem Clima, jedem Volke von Sonnen-Auf- bis Niedergang verträgliches, sich anschließendes freies Reich, ein Himmelreich, eine Erziehungs-Anstalt auf der Erde für den Himmel. Alle Nationen auf dem weiten Erdenrunde sollten unter Ihm, dem Einen Hirten, Eine Heerde werden. Dieß ist die wahre Union, Mannichfaltigkeit in der Einheit. Diesen großen, bis dahin nie in eine Seele des Menschen gekommenen Gedanken faßten seine Zeitgenossen nicht, am Wenigsten die im jüdischen Lande und in seiner Kirche das Meiste vermögenden Pharisäer. Statt daß Jesus Alles öffnete, damit Gottes freie, gesunde und

stärkende Luft eindringe, schlossen sie Alles zu und ab. Sie waren und sahen sich an als die bestellten Wächter der reinen Lehre, wie sie besonders in den 5 Büchern Moses geoffenbaret sei. Sie saßen auf seinem Stuhle und wurden vorzugsweise die Schriftgelehrten genannt. Ihr System war düster, enge, ausschließend und intolerant. Auf den todten Buchstaben legten sie einen großen Werth, sie nahmen ihn wörtlich und bürdeten eine unerträgliche Last von Ceremonien, Gebräuchen und Gebeten auf. An die Beobachtung derselben knüpften sie allen Werth und machten davon abhängig die Gnade und das Wohlgefallen Gottes. Dabei waren sie Hierarchen, die stolz und übermüthig über das Volk herrschten, und je mehr sie den alleinigen Werth auf alles Aeußere legten, um so mehr vernachlässigten sie alles Innere, die Hauptsache; die beglückende und bessernde Liebe blieb ihnen fremd. Die Klügeren und Einsichtsvolleren im Lande durchschaueten sie und ihre Heuchelei. Eben weil sie herrschsüchtig und engherzig bei ihren Satzungen blieben, brachten sie Uneinigkeit und Trennungen hervor, und statt die Eintracht zu befördern, führten sie herbei und nährten die Zwietracht. Separatisten und Secten aller Art gingen aus der Kirche, welche im Zustande der Stagnation sich befand, woran der Freisinnige kein Wohlgefallen fand, vielmehr Antipathien erzeugte, mit ihren Anomalien hervor. Dazu kamen politische Divergenzen und ihre unter der Asche glimmenden Gährungen machten den Riß ärger und die wechselseitigen Animositäten giftiger. Das Odium theologicum und politicum stammt schon von dieser Zeit her, und die Pharisäer, Sadducäer und Essäer, fühlten seine Kälte, oder sein Feuer in seinen bösen Blicken, wenn sie sich nur sahen. Vorzüglich verhaßt waren den Juden die Samariter mit darum, weil sie

nicht in dem heiligen Tempel zu Jerusalem anbeteten, sondern ihren eigenen Gottesdienst auf dem Berge zu Garizin hatten; sie flohen jede Berührung mit ihnen, und sahen sie an wie Verbannte. — Und dennoch ist es in der Parabel Jesu von dem Reisenden, der unter die Mörder gefallen war und wo Priester und Levit untheilnehmend vorübergingen, ein barmherziger Samariter, der Oel in seine Wunde goß und das allumfassende Gesetz der Liebe übte. Von dem heidnischen Hauptmann zu Capernaum sagt er, daß er seinen Glauben in Israel, welches sich doch für rechtgläubig hielt, nicht gefunden habe. Er, der Herr der Kirche, setzt hinzu: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend, um mit Abraham und Jacob im Himmelreiche zu sitzen. Aber die Kinder des Reiches werden ausgestoßen." Sein Reich vergleicht er mit dem heiteren Bilde einer Mahlzeit, und da die nächsten Freunde nicht kommen wollten, ließ er Alle einladen, welche die Boten auf der Straße fanden. Gehet hin, sagte er zu ihnen, in alle Welt und lehret alle Völker; er schloß also seine Kirche nicht eng ab, er begrenzte keinen Raum, innerhalb welchem sie sichtbar sei, sie wäre unsichtbar und wohne im Herzen. Eben diesen weiten Standpunkt wollen die Evangelisten und Apostel. Die Welt ist ihre Sphäre; „Also," sprachen sie fröhlich, „hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn dahin gab, auf daß Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." Und Allen soll geholfen werden, Alle sollen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Allen soll geholfen werden, bei der größten Verschiedenheit der Anlage, Fähigkeiten, Neigungen und Urtheile; das Naturgemäßeste ist das reine Evangelium; es bearbeitet jedes Individuum individuell; das Licht und die Wärme der Sonne

erzieht und zeitiget die edelsten und auch die gewöhnlichsten Früchte. Das ist aber das Außerordentliche und Göttliche, daß Jesus Christus Allen, Allen, ein Helfer und Erlöser ist; aber Jedem anders. Folgen wir seinem Unterrichte und Beispiele, so fassen wir die Union weit."

Der König stand auf und im langsamen Gehen durch das Feld, über dessen grünenden Saaten die Lerche sang, sagte Er ernst und nachdenkend: „Was ist denn in dieser Weite bei der Union und Allen, die zu ihr gehören, die Hauptsache?" Ich antwortete: „Man würde das Wesen und den belebenden Geist der christlichen Union ganz verkennen, vielmehr dieselbe verflachen, wenn man gar keine Grenze ziehen und das Allgemeine so nehmen wollte, daß das Besondere des Christenthums darin ganz aufginge. Das Eigenthümliche des Christenthums ist der Glaube an Christum; eine Religion ohne ihn ist keine christliche. Er, seine Person, sein Verdienst, sein Tod, ist der Mittelpunkt, von dem Alles ausgeht, in welchem Alles sich vereinigt. Er ist der Anfang und das Ende; in ihm muß das Werk, als auf einem festen Grunde, liegen, zu ihm es führen. „Das ist," sagt er, „das ewige Leben, daß sie ihn, der allein wahrer Gott ist, und den er gesandt hat, Jesum Christum, erkennen." Wer ihn richtig erkennt, und dazu brauchen wir crescendo das ganze Leben, und ihn bekennt, ist ein Christ, und der ein evangelischer, der ihn für den alleinigen Mittler hält; für den einen Meister, gegen den Alle Schüler sind. Der allein ist nur ein wahrer Christ, der mit ihm vereinigt, mit ihm eins ist; ein Solcher steht in der wahren Union. Wer so an ihn glaubt, daß er ihn hat, als sein Eigenthum ihn besitzt und sich ihm ganz ergiebt, hat das wahre Leben.

Darin giebt es aber viele Grade, und wer noch auf der untersten Stufe steht, kann höher steigen; zwischen dem Anfange und der Vollendung liegen unendlich viele Gänge. Er ist der Anfänger und Vollender unseres Glaubens; dieß aber sei auch genug, und die Union wage es nicht, Dogmen hinzustellen, zu bestimmen, und engere Grenzen zu ziehen. Wo dieß geschehen und man egoistisch von der allein-seligmachenden Kirche spricht, da hat man noch immer das Feld der praktischen Religion verlassen und ist in die Labyrinthe der gelehrten Schultheologie und der Polemik gerathen. Wenn nur in der unirten Kirche Jesus Christus verkündigt wird, und seine beiden Sacramente so heilig gehalten werden, wie er es gewollt und angeordnet hat, so fordere man zur Erhaltung der Einigung beider Kirchen, den zu Einer Gemeinschaft schwesterlich verbundenen, nicht mehr. Die Form der Verkündigung der Glaubenssätze schreibe man nicht vor; man überlasse dieß der Einsicht und Freiheit eines Jeden, denn Denk- und Gewissensfreiheit war, ist, und muß bleiben, das Element der protestantischen Kirche."

„Alles kommt doch hiebei auf die Gesinnung an. Nicht immer ist diese ein Product der Erkenntniß. Zwar je heller, bestimmter und umfassender die Erkenntniß ist, um so besser und fruchtbringender ist auch die Gesinnung; beide stehen dann in harmonischer Wechselwirkung; Kopf und Herz, Licht und Wärme sind dann miteinander in unauflöslichem Bunde, und was der Verstand klar gedacht hat, führt zur That das Herz sittlich lebendig. Dieß ist bei Kindern des Lichts der Fall, der aber nur selten eintritt. Häufiger ist es, wo bei mangelhafter, dürftiger Erkenntniß die Gesinnung rein und gut ist. Man findet in der unteren Volksklasse sehr oft in Ideen beschränkte, unwissende Menschen, die aber gut-

müthig, ehrlich und recht handeln. Sie können nicht anders; es ist als wenn sie dabei einem Instinkt folgten, und gewiß hat die sittliche Natur, die ihren Sitz im Herzen hat, ihre eigenen, vom Verstande unabhängigen Rechte und Gesetze. Wo aber die Gesinnung böse und der Verstand in Erkenntniß und Begriffen hell und klar ist, wird derselbe ein Sophist, und als solcher hinterlistig und lügenhaft. Die intellectuelle geübte Kraft reißt sich los von der sittlichen und den Einsprüchen des Gewissens, das, immer zurückgewiesen, endlich verhärtet und verstockt. Jene wandelt und agirt in der Helle, diese in der Finsterniß, wo sie ihr verstecktes Spiel treibt. Dieß ist ein wahrer Abgrund, und darum auch die wahre Aufklärung (die einen unbedingten, aber objectiven Werth hat) doch subjectiv, wenn sie sprungweise und nicht nach den Graden der Empfänglichkeit zu Werke geht, eine bedenkliche Sache ist. Daher kommt es, daß, wenn auch nicht Alle, (denn es giebt auch Dumme, welche es ehrlich bei der Verdammung Anderer meinen) doch Viele, die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten und sich eingeübt haben, die häßliche Lüge zur Schönheit zu schminken. Sie wissen es recht gut, was sie thun und treiben, denn sie finden ihre Rechnung beim Obscurantismus und leben gemächlich und ruhig, wenn Alles beim Alten bleibt. Von dem, was sie von Anderen verlangen, beobachten sie nur den äußeren Schein, und erlauben sich Alles, was ihre lüsterne Sinnlichkeit begehrt, sobald sie meinen, es thun zu können. Mit Eifersucht wachen sie über die Haltung der Partei, an deren Spitze sie stehen, und behandeln Alle, die ihnen zuwider sind, als Feinde der Wahrheit. Da sie, verkörpert in fehlerhaften, unvollkommenen Menschen, natürlich auch ihre Schattenseite hat, so wissen sie geschickt diese hervorzuheben und die Licht-

seite zu verstecken. So ist es gekommen, und so kommt es noch immer, daß das gute menschliche Werk der Union, langsam fort-, oft rückschreitet, und daß bei aller guten Gesinnung, die dem Menschen von Natur eigen ist, ihr beglückender Friede sich nicht weiter verbreitet. Wahrlich, die Schuld liegt nicht am Volke, sondern an seinen Führern; sie wissen es zu erhitzen, und zu fanatisiren, — wie hätten sich sonst die Gräuel der Inquisition so lange halten können? Wie könnten sich so lange halten die Mißbräuche der römischen Hierarchie? Diese eifert aber mit Unverstand und glaubt, Gott selbst damit einen Dienst zu thun. Die armen Menschen, Betrüger und Betrogene!!"

„Der wahre christliche Glaube, welcher mit echter Frömmigkeit Ein und Dasselbe wirkt, ist tolerant; der Confessionsgeist überall, auch in der protestantischen Kirche, intolerant. Jener ist weit und philanthropisch, dieser eng und gehässig. Es ist jetzt, wenn auch nicht Allen, doch der Mehrzahl, unbegreiflich, wie Lutheraner und Reformirte sich so hassen und verfolgen konnten, daß es ihnen damit ein voller Ernst war. Beide Parteien standen sich schroff einander gegenüber, und die eine meinte von der anderen, sie sei in einem gefährlichen, seelenverderblichen Irrthume. Man hörte von den Kanzeln gehässige Urtheile, Ausfälle, Warnungen, und — ein wirklicher Krieg fand zwischen so nahen Religionsverwandten statt. Die polemisirende Rechthaberei war namentlich in Berlin bis zum höchsten Grade gestiegen, und ein wahrhaft frommer Mann, der durch seine herzlichen, kernhaften Lieder rühmlichst bekannte Paul Gerhard, nahm an diesem ärgerlichen Kirchenstreite Theil. Vergebens ermahnte der edle große Churfürst zum Frieden; vergebens untersagte er polemische Predigten; vergebens bat er um Eintracht: die soge-

nannte Rechtgläubigkeit machte ihre Sache zur Sache Gottes, und da dieser (so groß war die Selbsttäuschung!) Nichts vergeben werden durfte, so nahm Paul Gerhard von seinem gesegneten Wirkungskreise Abschied. So viel thut die Zeit, in der man lebt, und ihre umfließende Luft, die man athmet; lebte Paul Gerhard in der unsrigen, gewiß würde er toleranter sein und einen weiteren Standpunkt gewählt haben."

„In diesem kommt es nicht so sehr auf das Dogma des Systems, als vielmehr auf den Glauben an, der in der Liebe thätig ist; diese Liebe ist die herrschende Gesinnung, die aber die Färbung der jedesmaligen Zeit trägt und die man das öffentliche Gewissen nennt. Diese fortgehende Gesinnung macht, als das Facit des Lebens, den Werth, den inneren Gehalt des Menschen aus. Je näher dieselbe dem Christenthum ist, desto christlicher ist er, und Viele, nach dem Bekenntniß rechtgläubig, sind von dem Reiche Gottes ferne, nahe aber demselben, Herzen voll von Einfalt, Wahrheit und Treue. Als der Herr den Nathanael sah, urtheilte er über ihn, daß er ein rechter Israelit sei, weil kein Falsches in ihm war, und Alle, welche eine gute Gesinnung hatten, nahm er, sie mochten Juden, Samariter oder Heiden sein, freundlich in seinen Bund auf. Judas hielt sich zu ihm und war gleich den übrigen Jüngern in seinem Gefolge äußerlich, innerlich aber war er ausgeschlossen, stand draußen, war und blieb ferne. Viele Menschen halten sich in dem Erkennen und Bekennen guter Grundsätze, die sie in todten Buchstaben nachsagen, für besser, als sie wirklich sind; Viele dagegen, die aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen, und ehrlich und offen sich hingeben, scheinen böser zu sein, als es in der That im Kerne ihres Lebens sich verhält. Sie haben, ohne es selbst zu wissen, vorzüglich durch das weckende anspruch-

lose Beispiel einer stillen frommen Mutter, es unvermerkt dahin gebracht, Vieles vom christlichen Elemente, vom Leben Jesu und seinen Aussprüchen, als Kinder in sich aufzunehmen, das in der Tiefe ihres Inneren verborgen fermentirt; es ist überwachsen, man sieht es nicht, aber es ist da, und bildet die Grundfarbe, die überall durchschimmert. O! es hat einen tiefen, überall eingreifenden Sinn, wenn Jesus uns zur Pflicht macht: Richtet nicht! Dieß lieblose Absprechen über den Werth und Unwerth Anderer, das Verdammen, Bannen, Excommuniciren, ist der wahren christlichen Union ganz fremd, die demüthig zu Dem aufblickt, der seine segnende Sonne über Alle aufgehen läßt. Nicht an der schönen Gestalt, nicht an den Blättern, nicht an den Blüthen, nicht an der Krone erkennt man den Baum, sondern an seinen Früchten. Die Gesinnung ist es, die jeder That den Werth nimmt und giebt, sie allein ist es, welche den wahren Gehalt bestimmt. Sie kann, durch die äußere Hülle schauend, nur der Herzenskundige, der das Innere kennt, gerecht abwägen, und der fehlerhafte Mensch, der selten eine richtige Wage hat, hat nicht das Recht, das Gewicht zu bestimmen, und es geziemt ihm nicht, zu verdächtigen. Er muß gelten lassen das Aeußere, was seine Augen sehen, und die Würdigung des Inneren Dem überlassen, der es in seinen verborgenen, geheimen Motiven kennt. Und die Gesinnung ist es, die hier ordnet, sammelt, und entscheidet. Der Verstand mit seinen Verschiedenheiten, Stufen und Widersprüchen, trennt und entfernt Menschen von Menschen; selbst der subjective Glaube thut es auch in derselben Kirche und in seinen Bekenntnissen, und man hat sich vergeblich bemüht und wird sich vergeblich bemühen, eine vollkommene Uebereinstimmung in den Glaubenswahrheiten zu bewirken, Verschiedenheit und Mannig-

faltigkeit der Ansichten war hier immer, und wird hier bleiben. Ja, so muß es sein, und nicht anders; denn gerade der Widerspruch ist es, der reizt, weckt, anfeuert, belebt, und, die Sache der Wahrheit vor Stagnation bewahrend, weiter bringt. Zwar scheint es oft so, als ob der Irrthum und der Unglaube siege; aber es scheint nur so, die Wahrheit kann zwar entstellt und verdunkelt, ja ein ganzes Zeitalter, eine lange Reihe von Jahren, auf Nebenwege geleitet und irre geführt werden, aber so gewiß die Sonne noch da ist, wenngleich man sie, in Nebel, Hagel, Regengüsse und Stürme gehüllt, nicht sieht, und mit ihrem wohlthuenden erwärmenden Lichte doch immer wieder siegreich durchbricht, ebenso gewiß ist die Wahrheit noch da, obschon sie verdunkelt und verkannt wird; sie wird um so herrlicher glänzen, wenn die Widersprecher abgetreten sind. Noch immer gewann sie durch Widerspruch; und eben darum muß derselbe sein, damit er die Schlacken wegschaffe und eine fortgehende Regeneration bewirke. Die Geschichte steht nicht still, ihre und des Menschengeschlechts Evolution ist ein stets sich erneuernder läuternder Kampf, ohne den es keinen Sieg giebt. Jeder soll aber siegen; siegen über sich selbst und die Hindernisse, die das Zeitalter ihm in den Weg legt. Das Resultat, die Frucht und der Sieg des Lebens und seiner Kräfte, ist die Gesinnung in ihren aufsteigenden Linien. Hier ist kein Krieg, hier ist Alles bei großer Mannigfaltigkeit und Einheit mit- und nebeneinander. Alle ohne Ausnahme, so sehr sie auch in ihren Ideen voneinander sonst abweichen, sind doch in dieser Richtung einig und kommen in dem einen Punkte zusammen. Alle ohne Ausnahme, welcher christlichen Confession sie auch sein mögen, Alle, welche nur den Namen Christi nennen, sollen von der Ungerechtigkeit

abstehen. Dreie sind es, die sicher durch das Leben und alle seine Collisionen leiten: Glaube, Liebe und Hoffnung; doch die Liebe und ihre Gesinnung ist die größeste. Eine Confession also, welche die Gesinnung verdirbt, sie verengt und intolerant macht, sie fanatisirt und dadurch vergiftet, ist gewiß keine christliche. Wird wohl Jemand sagen: ich habe den rechten Glauben, aber ich hasse meine Nebenmenschen? Gewiß Keiner; aber ärger ist, wer es nach seinem Glauben dennoch thut; wer dieß kann, excommunicirt sich selbst. Dieser Gesichtspunkt ist für die Union wichtig und entscheidend; denn Jeder, der in Wahrheit an Christum glaubt, hat auch Liebe und Duldung gegen alle Menschen. Diese ist das sanfte und feste Band der christlichen, vorzüglich der uniirten Kirche; sie vereinigt, wo der Glaube, wenn auch nicht trennt, doch verschieden sich gestaltet. *) Die kirchliche Union, welche

*) Dieß ist gesagt und geschrieben im Frühjahr 1817. Wie wahr und heilbringend diese Ansicht sei, hat sich späterhin nach dem Tode des Hochseligen Königs 1844 — 1845 fühlbar bewiesen in der Gustav-Adolph's-Stiftung. Sie hat den milden Zweck, andere nothleidende evangelische Gemeinden in Deutschland zu unterstützen, und ehrt damit das Andenken eines der größten Könige, der das Meiste für die protestantische Kirche that, und will mit ihrer Hülfe doch keinesweges der katholischen Kirche, weit davon entfernt, Proselyten zu machen, zu nahe treten. Von reinem Wohlwollen erfüllt, weiß diese milde Stiftung nichts vom Hasse gegen Andersdenkende und Glaubende; sie will nur, dem inneren Drange folgend, Allen ihres Bekenntnisses, wo sie auch verborgen im Winkel leben und Noth dulden, ihre segnende Hand reichen. Solche echt christliche Wahrheit und Liebe hat darum allgemeine Theilnahme und überall, wo ihre menschliche Stimme hinkam, harmonischen Anklang gefunden. In Leipzig entstanden, und von dem würdigen evangelischen Bischofe Dr. Dräseke empfohlen, hat sie sich schnell verbreitet; überall wo der Segen der Reformation hindrang

mit dem Freiesten unter der Sonne, der religiösen Ueberzeugung eines Jeden, es zu thun hat, ist nur eine wahre, wenn

---

und sich evangelische Gemeinden in deutscher Zunge bildeten; überall, in allen Ständen, wo fromme Herzen für die Sache und das Reich Jesu schlagen, hat sie die Herzen angeregt, erwärmt und geöffnet. Zur Berathung ihrer Angelegenheit hat sie ehrenwerthe Männer als ihre Repräsentanten und Sprecher aus allen Gegenden Deutschlands nach Göttingen und Stuttgart geschickt, die in Eintracht und Liebe das gute Werk der Liebe förderten und die aus den verschiedenen Provinzen zusammengeflossenen großen Summen zweckmäßig vertheilten; und so wird sie alle Jahre thun, bis allen geholfen ist. In der bald und leicht zu Stande gebrachten Gustav-Adolph's-Stiftung ist das Dasein, der Zusammenhang, die Kraft und Würde der protestantisch-evangelischen Kirche fühlbar geworden. Ihr echter, befruchtender Geist waltet, wie in der Natur, mannigfaltig, in verschiedenen Formen und Gestalten; aber in dieser Mannigfaltigkeit lebt eine große Einheit. Diese Einheit hat verschiedene Farben und ist unendlich erhaben über jede menschliche Partei, die engherzig nicht aus dem Kreise ihres Systems kam und Alles in herkommlicher Form über das Bett des Prokrustes spannen möchte. Die Theilnehmer und Geber glauben Alle, indem sie für den Flor und das Fortbestehen der evangelischen Kirche, kosmopolitisch auch außer der Grenze ihres Vaterlandes, sich thätig verwenden, an Jesum, den Erlöser der Welt; aber Jeder nach seiner Individualität, der Eine nicht gerade so, wie der Andere; in Jedem sind die Einsichten, Urtheile, Lebensgänge und Erfahrungen anders, also auch verschieden die Schattirungen des Glaubens. Diese Verschiedenheit ist und wird um so größer und reicher, je lebenskräftiger, origineller und selbstdenkender der Gläubige ist; gerade diese Divergenz ist es, die in ihrer Vielseitigkeit vor dürftiger Einseitigkeit und Stagnation bewahrt. Die wahre Kirche ist eine lebendige, in der Uebereinstimmung der Gesinnung starke Kirche; diese Einheit ist ihr wahres Element; aber Einheit ist nicht Einerleiheit. Den Text zu diesem Commentar giebt die Gustav-Adolph's-Stiftung in ihrem Dasein und in ihrer Verbreitung. Deßhalb ha-

sie eine freie ist, welche, fern von jedem Zwange, weniger auf den todten Buchstaben und ihre Formen, aber mehr auf den belebenden Geist sieht. Es ist Ein Ziel, wohin sie führt, und wohin Alle wollen; aber die Wege, welche dahin führen, sind so mannigfaltig und verschieden, wie die Menschen, welche sie gehen. Der mit vorherrschender Vernunft Begabte faßt das Christenthum zuerst rationalistisch auf; er fragt in Allem: Warum? und kommt später zum Glauben, der dann um so fester ist. Das kindliche Gemüth, vorzüglich die andere Hälfte des Geschlechtes, die weibliche, geht seiner Natur nach von der Autorität aus und fängt mit dem Glauben an und nimmt die Wahrheit an, ohne sie untersucht zu haben. Der Gefühlvolle und Phantasiereiche fühlt sich am Meisten angezogen durch das Rührende, Schöne und das Plastische, der geschichtlichen christlichen Religion und faßt sie von dieser Seite auf. Der Glückliche, dem es nach Wunsch geht, findet diese Erde schön und den Aufenthalt auf ihr angenehm;

---

ben auch hellsehende und liberal fühlende Regenten ihr Theilnahme gewidmet und als ein Werk von Gott sie gefördert. Besonders haben sich auch in dieser Beziehung der edle König von Würtemberg und der geistreiche König von Preußen Friedrich Wilhelm IV. ausgezeichnet. Die auch bei dieser Gelegenheit von Diesem gesprochenen Worte sind goldene Aepfel in silberner Schale. Ueber das Wesen der evangelischen Kirche, deren Eintracht nicht im Festhalten der Dogmen, als worüber stets Verschiedenheit geherrscht, so daß es unmöglich ist, hier eine vollkommene Uebereinstimmung zu bewirken, sondern in der der Gesinnung besteht, kann nicht richtiger und kürzer geurtheilt werden, als hier geschehen. Der Königliche Herr nennt mit Recht es eine Schmach, solchem Werke reinster Humanität und des echten Glaubens, der in Liebe thätig ist, entgegen zu sein.

der von Glücksgütern weniger Begünstigte sieht sein Dasein auf ihr nur als einen vorbereitenden Durchgang an, und tröstet sich mit der besseren Welt. Es ist gewiß ein Beweis der Göttlichkeit der Religion Jesu, daß sie, was man von keiner menschlichen Lehre sagen kann, Allen, die sich mit ihr bekannt machen, genügt; daß sie, vielseitig wie die Natur, an jede Denk- und Empfindungsart sich verwandt anschließt, und jeder Stufe im Anfange, in der Fortsetzung und Vollendung, harmonisch angemessen ist. Es giebt in der Welt keine geistigen und sittlichen Kräfte, die durch den christlichen Glauben nicht gehoben, fruchtbarer und reicher würden. Jede wechselnde Schule der Philosophie hat in ihrem Lehrer und Schüler sich noch immer an das göttliche Christenthum angeschlossen und durch seine Autorität sich Eingang verschafft, bis eine andere im Reize der Neuheit sie verdrängt und aus dem Schutte ein neues Gebäude wieder aufbaute."

„Sie reden da," fiel der König ein, „von Autorität. Mir fallen dabei ein die symbolischen Bücher beider Kirchen, der reformirten und der lutherischen. In welche Stellung kommen, bei ihrer Vereinigung, ihre verschiedenen Bekenntnißschriften?"

„Dieß ist ein schwieriger Punkt, der die größte Aufmerksamkeit und Fürsorge verdient," antwortete ich.

„Freilich schwierig," sagte der König, „ich kenne die symbolischen Bücher nur als Laie; weiß aber, daß sie miteinander in Opposition stehen und den Unterschied und die Trennung noch greller herausgestellt haben. Der Widerspruch beruhet, so viel ich weiß, vorzüglich in der Prädestinationslehre, welche die Reformirten sehr streng nehmen, und in der Bedeutung des heiligen Abendmahls; die Lutheraner sagen: in, mit und unter dem Brode und Weine sei Christus

gegenwärtig; die Reformirten dagegen behaupten, die äußeren Zeichen wären nur eine Erinnerung an den Erlöser, der dabei hinzufügte: Thut das zu meinem Gedächtniß. Das Letztere scheint mir jedoch zu wenig zu sagen. Ich habe angefangen, die Schriften von Luther und Calvin darüber selbst zu lesen; aber die feinen theologischen Distinctionen, welche Beide besonders von dem absoluten Decret machen, sind mir unverständlich geblieben und ich habe nicht damit fertig werden können. Die Sache hat allerdings ihre geheimnißvollen, dunkeln Seiten. Die helle ist der freie Wille des Menschen, und in der Freiheit liegt die Imputabilität aller moralischen Handlungen. Damit hängt das Gewissen, seine Ruhe und Unruhe nach jeder That, zusammen. Dieser Friede und Unfriede, der in unserem Innersten wohnet und Gericht hält, ist der sicherste Beweis, daß wir frei sind. Damit aber scheint mir die Prädestination, nach welcher vorher unabänderlich bestimmt ist, ob der Mensch verdammt oder selig wird, unvereinbar. Die Sache hat ihre geheimnißvollen Tiefen; wir können sie, da wir von dem Rathschlusse Gottes nichts wissen, auch nicht aufhellen. Das Beste, was wir dabei thun können, ist, daß wir rechtschaffen nach der Lehre Christi handeln und uns dann der Gnade Gottes überlassen. Ich denke gar nicht mehr darüber nach, da ich doch weiß, daß man darüber nicht auf's Reine kommt. Was nun das heilige Abendmahl betrifft, so ist allerdings die Ansicht Luthers gehaltreicher und tiefer, besonders wenn man Alles dabei nicht körperlich, sondern geistig nimmt, als die von Zwingli und Calvin. Aber Alles scheint mir bei der Theilnahme an dieser Handlung auf den rechten Gebrauch anzukommen. Wer würdig, in der rechten Stimmung und Richtung, genießt, denkt dabei schwerlich, er mag seiner Confession nach ein Lutheraner oder Re-

formirter sein, an den Unterschied, welchen die beiden Reformatoren, und mit ihnen die Herren Theologen, machen. Wer andächtig, reuevoll und mit frommer Sehnsucht, daß es anders und besser mit ihm werde, zum Tische des Herrn hintritt, hat genug mit sich selbst zu thun. Das ist meine einfältige Meinung und in der Verschiedenheit beider Confessionen scheint mir also kein Hinderniß der Union zu liegen." *)

„Gewiß nicht," antwortete ich. „Es kommt dabei nur darauf an, daß man auf dem Urgebiet des Christenthums sich orientire und nichts will, als was Christus wollte. Dieß allein, und sonst nichts, ist das Rechte; nur Er ist göttlich und alles Andere ist menschlich. Bleibt man aber bei dem Unterschiede der Confession stehen, so bringt man von vorne herein den alten dogmatischen Haber der Lutheraner und Reformirten und verunreinigt ein reines Element."

„Ganz recht," erwiederte der König. „In der Wahrheit giebt es keine Verjährung. Was Jahrhunderte gegolten hat und angenommen ist, bleibt ein Irrthum, wenn es von Hause aus einer war. Darum, daß er Jahrhunderte gegolten hat, ist er nicht Wahrheit geworden. Er hat lange die öffentliche Autorität für sich gehabt, und man hat es nicht gewagt, ihr zu widersprechen. Der kühne Luther hat's gethan."

*) Die oft und richtig gemachte Bemerkung, daß der König Friedrich Wilhelm III. eine durchaus praktische Natur war, die Alles an den Probirstein des Wirklichen legte, bestätigt sich auch hier wieder. In Wahrheit hat es die Union nicht mit der Theologie und ihren Dogmen, sondern allein mit der Religion und ihrem Thun zu schaffen. Wer sie aus diesem einzig richtigen Standpunkte ansieht, nur der beurtheilt sie richtig.

„Anfangs,“ fuhr ich fort, „nur leise und bescheiden. Er hatte nicht den entferntesten Gedanken, sich von der katholischen Kirche zu trennen, vielmehr war er, als Augustiner Mönch, ein gehorsamer Sohn derselben und ging nach Rom, um demüthig vor dem heiligen Vater zu erscheinen und ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen. Aber durch hierarchische Befehle brachte man ihn in Harnisch und der Ablaßkram Tezels empörte seine sittliche Natur. Er ging, durch Opposition gereizt, immer weiter, und war dann oft leidenschaftlich heftig; aber er war es nur dann, wenn er durch Sanftmuth nichts mehr ausrichten konnte. In allen Verhältnissen des täglichen und häuslich-ehelichen Lebens, war er ein gutmüthiger, gelassener Mann. Eine echt vollständig und rein ausgeprägte deutsche Natur. Ein Löwe auf dem Kampfplatze, ein Lamm in der Familie.“

„Seine Wahrheit und seine Wahrhaftigkeit ist es, die mich stets zu dem großen Mann hingezogen hat; und eben weil er über Alles die Wahrheit liebte und wollte, war er, von ihr getragen, so freimüthig,“ sagte still stehend, unaussprechlich zusagend, mit einer Stimme, die aus dem Herzen kam, der König.

„Und bei der Freimüthigkeit,“ setzte ich hinzu, „doch friedliebend. Als Calvin zur Beilegung des losgebrochenen theologischen Streites von Genf nach Wittenberg kam, und er in das Zimmer trat, empfing ihn bieder unter Darreichung der Hand Luther mit den Worten: „Sei mir gegrüßt, lieber Bruder Calvin. Dieser Tag ist einer der glücklichsten meines Lebens!“

„Leider hat Beide,“ setzte der König hinzu, „späterhin diese friedliche Gesinnung verlassen und es ist doch zur Trennung gekommen. In der Hitze des Dispüts hat, um con-

sequent zu bleiben, die Controverse die scharfe Spitze erreicht und der egoistische Eigensinn hat Nachgeben und Ausgleichen unmöglich gemacht. Calvin war spitzfindig und Luther heftig; doch ist dieser in seiner männlichen Geradheit und vollen Ehrlichkeit mir lieber."

Witzleben hatte bisher, wiewohl er scharf übersah und nahen Antheil nahm, nur zugehört, aber nicht gesprochen; jetzt aber nahm er das Wort und sagte: „Die Theologen unserer Tage sind nicht so heftig und polemisch mehr, wie damals und auch späterhin zur Zeit des großen Churfürsten und Friedrich Wilhelm I. Unsere Sitten sind milder; Heftigkeit wird für unanständig gehalten. Die Scheiterhaufen sind erloschen; Concilien werden nicht mehr gehalten; die trennenden confessionellen Unterschiede sind nicht so schroff mehr, wie sonst; es giebt im Lande, wie in Berlin und Potsdam, viele Simultan-Kirchen; die lutherischen und reformirten Gemeinden sind sich freundlich näher gekommen, und ihre Geistlichen sind friedfertiger."

„Ja," fiel der König sarkastisch ein, „friedfertiger sind sie, aber auch indifferenter; sanfter, aber nicht wie Lämmer, sondern wie Schafe; glatter, aber nicht ehrlicher; gewandter, aber nicht wahrer. Mir ist Widerspruch aus Ueberzeugung lieber, als Nachgiebigkeit aus Schwäche, welche jede beliebige Gestalt annimmt. Da lobe ich mir den gläubigen muthigen Luther, der vor dem Kaiser, vor Churfürsten und anderen hohen Herren, unerschrocken dastand und dem die biblische Wahrheit über Alles galt. Er war zwar derb; aber dabei aufrichtig. Seinen Widerspruch lasse ich mir gefallen, es ist noch Schärfe und Salz darin; aber der Widerspruch der jetzigen Herren Theologen, worin der Eine lobend annimmt,

was der Andere tadelnd verwirft, ist flach, seicht, unwissend. Was bei Luther Eifer war, ist bei ihnen Echauffement."

„Bei Allen?" fragte ich; „das wäre hart und möchte ich nicht behaupten!" und sah dabei lächelnd, aber fest und ruhig den hohen Herrn an.

„Nun, nun," antwortete Er wieder mild, „es ist so böse nicht gemeint. Es versteht sich von selbst, daß Ausnahmen, sehr respectable, stattfinden; und Ein tüchtiger biblischer Geistlicher wiegt zehn Indifferente auf, welche die Schafe nur der Wolle wegen lieben. Genug, die Sache der kirchlichen Union ist eine gute, und ich hoffe, ich werde sie ausführen."

„Ja sie ist," sagte ich, „eine wahrhaft gute, ein Werk in Gott gethan. Christus hat sie gewollt. Auch zu seiner Zeit gab es in der Kirche viele Secten und Parteien, die sich sonderten und feindselig einander gegenüber standen. Er wollte durch die stille Gewalt der Wahrheit sie in eine Gesellschaft vereinigen, alle Trennung aufheben, Frieden bringen, und den seinigen gründen und geben. Er ist derselbe geblieben und bei denen, die an ihn glauben, alle Tage bis an der Welt Ende. Die Union der Lutheraner und Reformirten in Eine Kirche ist in seinem Geiste, trägt seinen Namen, kann auf seine Unterstützung rechnen, und befördert sein Reich, in welchem Liebe und Eintracht herrschen. Diese Liebe und Eintracht ist fest, würdig und bieder; denn sie entfließt einem Princip, das zwar weit und umfassend ist, wie die Sonne, welche die ganze Erde vom Aufgange bis zum Niedergange erleuchtet, aber unerschütterlich und unerschüttert, unveränderlich und ewig, das ganze Geschlecht und jedes Individuum zieht, bildet und umschafft. Man fühlt sein Wehen und es durchströmt das Ganze. Es hat sein Bestehen

in dem Herzen der Menschen und seinen tief liegenden Bedürfnissen der Sehnsucht und der Wiedervereinigung mit Gott, dem Urquell alles Guten. Die Union schließt sich an das große Werk an, welches still, aber sicher und ruhig langsam, auf seiner Riesenbahn fortschreitet, und Recht und Freiheit bringt. Sie vervollkommnet und bringt zur Reife und führt das menschliche Geschlecht von Stufe zu Stufe. Sie löset ab immer mehr den Namen von der Sache, das Zufällige vom Nothwendigen, das Außerwesentliche vom Wesentlichen, das Vorübergehende vom Bleibenden. — Menschen, welche in einem Dorfe, in einer Stadt, in einem Lande zusammen leben, und jetzt durch die Confession geschieden und getrennt sind, vereinigt die Union, und bringt sie in Eintracht zusammen. Sie zerstört Vorurtheile, den Wahn, das Mißtrauen, und die Kälte der Herzen. „Sind wir nicht Thoren, daß wir uns bis jetzt voneinander absonderten!“ werden die Nachbarn ausrufen. Die Union verstärkt intensiv und extensiv die Kirche durch die Vereinigung beider Confessionen; sie erleichtert die Predigerwahlen; sie vermehrt das Vermögen der Gemeinden, indem sie es concentrirt; sie fördert die Verpflegung und Unterstützung der Armen und bringt in das gottselige Werk der Hülfe Einheit und Zusammenhang; sie vereinfacht die Behörden und erhöht Kraft und Wirkung und bringt die geschiedenen Theile in ein zusammenhängendes Ganze; sie vermehrt dadurch das öffentliche Wohl und macht den Bau fester, eben darum weil sie ihn einträchtiger macht. Die Union verbindet viele Ehen, lutherischer und reformirter Confession, durch Verschmelzung beider inniger; bringt Eheleute und Kinder auf einen Weg, und befreit dadurch das häusliche und Familienglück von den Störungen verschiedener Kirchen- und

Seelsorger. Der Segen der uniirten Eintracht, die nach Einem trachtet, ist unermeßlich groß und wird wie Gottes Sonne mit jedem neuen Morgen neu über das Haus, die Kirche und den Staat aufgehen.

„Sehr schön," sagte der König. „Bei solchen am Tage liegenden Vortheilen der Union ist es für den Einzelnen und das Ganze wichtig, ihre Idee festzuhalten, und sie in's Leben einzuführen. Mir scheinen nur die symbolischen Bücher, die eine jede Kirche für sich hat, die sie voneinander trennen und jede für sich isolirt hinstellt, um so mehr ein Hinderniß zu sein, da die Geistlichen ein Jeder auf seine Confession verpflichtet, ja vereidet sind; — die Lutheraner auf die Augsburgische Confession, auf die Concordienformel, auf die Schmalkaldener Artikel, auf den lutherischen Catechismus, u. s. f.; die Reformirten sind verpflichtet auf den Heidelberger Catechismus, zum Theil auf die Dortrechter Synode, auf die Confessio Siegesmundi, und diese verschiedenen Bekenntnißschriften, die den einer jeden Kirche eigenthümlichen Glauben in seinen Abweichungen prägnant hinstellen, sind eine Scheidewand, wie das Concilium Tridentinum für die römisch-katholische Kirche."

„Allerdings," erwiederte ich. „Wir werden auch mit der Sache nicht fertig, so lange man in dem kirchlichen Standpunkte der excludirenden Confession bleibt, und diese als eine Schanze oder als eine Festung betrachtet, in welcher wohlverwahrt eine jede sich abschließt und Alles zurückweiset, was nicht zu ihr gehört. Dieser enge confessionelle Standpunkt ist aber nicht der rechte und entscheidende, wenn von der kirchlichen Union und ihrem Segen die Rede ist. Soll derselbe, der im Christenthume liegt und der dasselbe will, verwirklicht werden, so muß man sich, wie schon ge-

sagt, auf dem Urgebiete des Evangeliums orientiren, und nicht fragen: was hat Luther und Calvin, was haben die symbolischen Bücher, sondern was hat Christus gelehrt und gewollt? An ihn glauben wir, und zwar an ihn allein; dieser Maßstab weist jeden andern ab, und er ist zur Begründung der evangelischen Kirche vollkommen ausreichend. In dem weiten heiteren und freien Standpunkte, aus welchem Christus sein großes Werk ansah, welches er ein Himmelreich nannte, und in welchem der Mensch auf der Erde für den Himmel erzogen werden soll, fallen alle Fesseln der bisherigen Confession ab; wir hören auf, lutherische, reformirte Christen zu sein, und werden evangelische. Christus ist in diesem Reiche unser König; sein Wort ist unser Gesetz; Gewissensunruhe unsere Strafe, wenn wir es übertreten; innerer, würdevoller Friede unsere Belohnung, wenn wir es befolgen; alle Mitunterthanen, sie mögen reich oder arm, vornehm oder gering sein, sind unsere Brüder, und es umschlingt uns das feste und zarte Band Eines Glaubens, Einer Liebe, Einer Hoffnung. Der Schutz, den er uns gewährt, ist feste Zuversicht des Gemüthes und unbefangene Heiterkeit, in welcher Alles, auch das Widrige, uns zum Besten dient. So gehen wir, Christi Unterthanen, getragen von der Liebe, mit der er sein Leben für uns gelassen hat, unserem Ende entgegen, und unser Tod ist Hingang zu ihm."

Der König seufzte aus tiefer Brust und sagte leise: „Ein herrliches Königreich!" Witzleben sah ernst vor sich hin.

Ich aber fuhr fort: „Unstreitig hat Luther nichts Anderes gewollt und gethan, als die ursprüngliche reine christliche Religion wiederherzustellen. Er reinigte sie von dem Schutte menschlicher willkürlicher Satzungen, womit sie über=

schüttet war, so daß Christus allein und ganz in seiner göttlichen und menschlichen Würde dastand; er allein das Haupt und alle Christen seine Glieder, welche in dieser gläubigen Verbindung alle ihre Stärke und ihr Wachsthum erhalten. Die heilige Schrift, die er bei sich in Saft und Blut verwandelt hatte, galt ihm Alles. Nach ihr urtheilte, maß, entschied und that er Alles. Sie allein hatte bei ihm die höchste Autorität, und jede menschliche, mochte sie auch die eines Kaisers, Königs und Churfürsten sein, galt ihm in göttlichen Dingen Nichts. Das Wort Gottes war ihm allein entscheidende Norm des Glaubens und Lebens, und nach diesem entscheidenden, durchgreifenden Princip verfuhr er reformatorisch wie seine Gehülfen. Es war der von der römischen Hierarchie sich loswickelnden jungen Kirche, welche aber der alten ursprünglichen ähnlich zu sein für die höchste Würde hielt, Bedürfniß, um ihr Gebiet zu behaupten, ein eigenes charakteristisches Bekenntniß zu haben. Die Bücher, in welchen dasselbe abgefaßt war, wurden symbolische genannt; gleicherweise thaten auch die Reformirten. Diese Werke waren also menschliche, und keine göttlichen. Die Reformatoren alle urtheilten von dem, was sie der gereinigten Kirche, um sie zusammenzuhalten, gaben, durchaus bescheiden und wollten ihr damit nicht die Vorschrift geben, die sie allein göttlich und entscheidend in der heiligen Schrift fanden. Die Bekenntnißschriften, welche sie erklären, deren Grundsätze sie zusammenstellen, ihre Regeln ordnen, dem Ganzen die Form der verbrüderten Gemeinschaft geben, nahm, als Ausdruck eigener Ueberzeugung, die protestantische Kirche an, und ihre Diener wurden darauf verpflichtet, und man hielt mit Recht diese Verpflichtung als eine Thatsache dogmatisch und historisch fest. Kein gebildeter Geistlicher unserer Kirche wird die

Biographie der Reformatoren und ihre Werke ohne Erbauung lesen, vorzüglich aber ihre officiellen Schriften, welche der lutherischen und reformirten Kirche Dasein, Raum, Bestehen, Grenzen und Abrundung geben, mit Erhebung durchdenken, ohne von dem Geiste, der darin lebt, sich angesprochen zu finden. Gern wird er zu dem, was sie lehren, glauben und feststellen, sich im Ganzen bekennen, und das Versprechen geben, ihnen gemäß sein Amt zu führen; aber nie wird und darf er die symbolischen Bücher seiner Kirche der heiligen Schrift coordiniren. Diese wird ihm stets das Erste und jene werden ihm das Zweite sein und bleiben. So hat es selbst Luther gewollt, in dieser Kraft hat er zu Worms vor Kaiser und Reich gesprochen; in diesem Geiste haben alle großen Lehrer der Kirche bis zu dieser Stunde gehandelt, und des Herrn Wort ist ihres Fußes Leuchte und ein Licht auf allen ihren Wegen gewesen."

Der König hatte ein eigenes Gesicht, wenn Er ernst und fromm nachdachte; Er legte dann gewöhnlich die Hand auf die Stirn und stand etwas gebückt, als wenn Er suchte; dann aber richtete Er sich wieder auf, und wenn Er's gefunden hatte, sprach Er mit heiterem Angesichte und glänzenden Augen. So auch jetzt: „Gewiß hat der große, treuherzige Mann die Union, den Frieden der Kirche, gewollt. Heilig sei uns sein Andenken. Ich ehre alle symbolischen Bücher der lutherischen und reformirten Kirche; sie sind mir als Glaubensvermächtnisse einer starken Zeit heilig und nicht zu verwerfen. Ich will sie alle beibehalten wissen, aber keinen Menschen beengen und ihm Gewalt anthun. Das Bestehen und Ehren der symbolischen Bücher kann mit der Union, im weiten christlichen Sinne, sehr wohl sich vertragen, und es kann Einer ein guter unirter Christ sein, und

bei der tiefen Ehrfurcht, die er für das normative Ansehen der heiligen Schrift hat, bald dieses, bald jenes symbolische Buch annehmen, ohne deßhalb ein Reformirter oder Lutheraner zu sein. In Diesem, oder Jenem, gehört er einer Partei an; er soll aber Christo allein angehören, — und ein evangelischer Christ sein, ist mehr, als Beides. Auf diese Art lassen wir die symbolischen Bücher in ihren Ehren und Würden; vermeiden aber ihre exclusive confessionelle Autorität, und die kirchliche Union kann zu Stande kommen."

Indem der König weise diese ausgleichenden, vermittelnden Worte sprach, war Er auf dem Rückwege bis zur Dorfkirche gekommen. Diese liegt auf einem Hügel, von dem aus man die Ansicht des Dorfes Paretz hat. Es war 2 Uhr, und die Kinder gingen zur Schule. Fröhlich durcheinander laufend, standen sie, als sie den König kommen sahen, geordnet ehrbar still und nahmen ihre Mützen ab. Der hohe Herr grüßte sie freundlich und sagte: „Zur Schule gehen! Seid recht fleißig! Was Hänschen nicht lernt, lernt der Hans nimmermehr."

In der Nähe des ländlichen Schlosses stand Er still, und richtete die Rede an mich. „Wichtiges verhandelt! Was Sie Alles über die kirchliche Union gesagt haben, nochmals will ich es durchdenken. Um es besser thun zu können, schreiben Sie es auf, und geben Sie es mir. *) Die Sache ist ernst und will von allen Seiten ernst überlegt sein."

---

*) Ich that es, und hatte vollständiger nun aufgeschrieben, als ich gesprochen; was ich über den christlichen Standpunkt der Union gesagt habe, ist hier wörtlich abgeschrieben aus meinem Tagebuche. Gesprochen würde es zu lang gewesen sein. Es war mir in jeder Hinsicht lieb, daß es schriftlich verlangt ward.

Die geladene Gesellschaft aus Berlin und Potsdam war da. Man setzte sich zu Tische, und aß und trank; gut, aber nicht besser, als bei jedem wohlhabenden Gutsbesitzer. Der König war ungemein heiter und in Allem frisch. Von der verhandelten Sache war aber nicht die Rede.

In der Mitte des Monats September 1817 ließ der König mich rufen. Auf Seiner gewöhnlichen kleinen Wohn- und Arbeitsstube empfing Er mich mit den Worten: „Das Säcularfest der Reformation ist in der Nähe, und da es auch durch die Union der lutherischen reformirten Kirche in eine evangelische Gemeinschaft im ganzen Preußischen Lande gefeiert werden soll, so ist es Zeit, dazu die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Außer der Abhandlung, die Sie mir überreicht, habe ich auch noch Sack, Ribbeck und Hanstein aufgefordert, mir ihr Votum zu geben. Was die gelehrten Herren über die kirchliche Union gesagt haben, ist, wie es von so würdigen Männern nicht anders zu erwarten war, gewiß gut und vortrefflich; ich erkenne das mit Dank. Aber ihre Arbeit ist eine gelehrte und dogmatische, in welcher mehr systematische Theologie, als christliche Religion ist. Sie gehen von dem Gesichtspunkte der lutherischen und reformirten Confession aus und bringen den alten Hader von Neuem, oft spitzfindig, in das Werk der Vereinigung, wodurch dasselbe mehr gestört, als gefördert wird. Man muß sich aber, wie Sie in Paretz entwickelt haben, in dieser Sache auf dem Urgebiete des Christenthums orientiren, und nicht fragen: Was hat Luther und Calvin gewollt und gemeint? sondern: Was hat unser Herr Jesus Christus beabsichtigt? Seine Absicht, sein Geist allein gilt hier; und zwar allein, sonst Nichts. Er spricht aber stets von geistiger Gemeinschaft, er will die Zwietracht zerstören, den Frieden bringen,

und Alles soll unter Einem Hirten Eine Heerde werden. Das ist praktisch und greift in's Leben ein; erweitert und beengt nicht; duldet die Mannigfaltigkeit, führt herbei die Einheit, und schafft wahre christliche Religiosität. Auf diese allein kommt es an und nur sie muß man wollen. Sie ist es, die ich im Auge habe, und über sie kann ich auch als Christ reden. Mir liegt nicht bloß das materielle, sondern auch das geistige Wohl meiner Unterthanen am Herzen. Dieses wird unstreitig durch die Union vermehrt; und darum will ich sie. Dogmatik, ihre Definitionen und ihre Difficultäten, kann ich in dieser Sache nicht brauchen, au contraire, sie machen mich nur confus und bringen mich von dem einfachen Bibelworte ab. Auch geziemt es mir nicht, als Theologe, da ich von der gelehrten Schuldogmatik Nichts verstehe, öffentlich zu reden. Ich muß aber in dieser Angelegenheit zu meinem Volke sprechen; denn ich weiß, Gottlob! aus angenehmer Erfahrung, daß dasselbe, — besonders der Bürger, und der Bauer, wie die Armee, auf das Wort seines Königs etwas giebt und dieses hier viel gilt."

Hier hielt der König inne; Seinem Gesichte und Seinen Bewegungen mit den Händen sah ich aber an, daß Er noch sprechen wollte. Er strich sich über das Gesicht und fuhr dann freundlich fort:

„Sie kennen meinen Sinn und treffen meine Meinung. Ich wollte Ihnen also sagen: ein solches Proclama an meine Unterthanen in meinem Geiste aufzusetzen. Der Inhalt muß kurz folgender sein: Schon meine Ahnherren wollten die Union, als ein gutes, nützliches, dem Christenthum und der Reformation angemessenes Werk. Es mißlang aber in der damaligen Streitsucht der confessionellen Theologen. Die jetzigen aber sind hoffentlich friedliebender und einsichtsvoller,

ohne indifferent zu sein. Ich wolle aber hierin Nichts anordnen und befehlen; denn sie sei eine Sache des Herzens und der freien Gesinnung. Dieser möge ein Jeder folgen und die äußere Gestaltung werde sich von selbst bilden, wenn der Sinn, auf das innere Wesen selbst gerichtet, wahrhaft fromm und christlich sei. Ich für meine Person bekenne mich mit meinem ganzen Hause von da an zur evangelischen unirten Kirche, und würde in diesem Geiste das Säcularfest der Reformation und des heiligen Abendmahls feiern. So ungefähr; und ich will, daß Sie sich darnach richten. Die Sache hat aber Eile, und erwarte Ihren Entwurf, heute haben wir Mittwoch, noch vor dem Sonnabend. Sie können ihn Witzleben geben."

Der König gab mir das Entlassungszeichen und ging in das angrenzende Zimmer.

Nach Hause gekommen, merkte ich mir die leitenden Ideen des Königs, und voll von der Wichtigkeit der Sache, schrieb ich in der Heiterkeit und Stille der Frühstunde, was mir befohlen war, so daß ich's noch denselben Tag an Witzleben abgeben konnte. Es verhält sich damit ebenso, wie (nach der Erzählung Hippel's in seiner Charakteristik des Königs) mit der berühmten Ansprache: „An mein Volk." Der König ist der Verfasser, von Ihm kommen und stammen alle Gedanken; der ganze Inhalt ist Sein Werk. Einkleidung und Darstellung allein ist von dem Concipienten, welcher den Sinn und Willen des Königs richtig auffaßte. Dieß gilt von allen Cabinetsordres, deren Inhalt der König mit wenigen Worten angab; sie enthalten klar und bestimmt Seinen Beschluß, und nur die Ausführung ist von Seinen Cabinetsräthen. Kürze, Gediegenheit und Klarheit, liebte der

Hochselige Herr in Allem, vorzüglich aber hier, und man muß gestehen, daß in solcher Abfassung eine wahre Meisterschaft erreicht war. Oft aber verfaßte der König, der besser schrieb, als Er sprach, die Antworten und Verfügungen Selbst in extenso vom ersten bis zum letzten Buchstaben; oft schrieb Er eigenhändig darüber und dazwischen; oft machte Er auch in der Reinschrift noch Nach- und Zusätze, vorzüglich dann, wenn Er Angenehmes und Wohlthuendes sagen konnte und wollte. Man konnte sich auf Alles, worunter Sein „Friedrich Wilhelm" stand, fest verlassen, und jeder Befehl, der Seine eigenhändige Unterschrift hatte, war ein Heiligthum der Zuverlässigkeit und Wahrheit. Er hatte darin, so viel Er täglich unterschrieb, ein umfassendes, bewunderungswürdiges treues Gedächtniß, und behielt bewahrend Alles, das Kleine, wie das Große. Nur die Wohlthaten, die Er erzeigt und die Geschenke, die Er gemacht hatte, vergaß Er; wenn aber ein Supplicant unbescheiden war, und immer wieder begehrte, erinnerte Er wohl an das bereits Empfangene; gab aber dennoch, indem Er jedoch hinzusetzte: „Ein= für Allemal." In Wahrheit kann man von Ihm sagen: Er wurde nicht müde, Gutes zu thun, und Er ließ Seine Linke nicht wissen, was die Rechte that.

Ganz vorzüglich lag die kirchliche Union dem Könige am Herzen. Er dachte oft und gern über sie nach, Er behandelte sie mit Ernst und Liebe, und mit zarter Behutsamkeit und frommer Vorsicht. Wiewohl Er Seiner Sache aus dem göttlichen Worte gewiß war und bei Seinem christlichen Sinne keines Menschen mehr bedurfte, Er auch Seine Königliche Würde fühlte: so suchte Er doch guten Rath in dieser wichtigen Angelegenheit, und benutzte ihn um so lieber,

je weniger Er hier befehlen wollte und mochte, und Alles in die freie Ueberzeugung stellte. Vorzüglich correspondirte Er eigenhändig mit dem liebgewonnenen Bischof Borowsky in Königsberg, und ich durfte an diesen lebhaften und interessanten Schriftwechsel Theil nehmen. Der Hochselige Herr freute sich wie ein unschuldiges Kind, wenn Er von diesem wahrhaft erleuchteten und freimüthigen Geistlichen einen zusagenden Brief erhalten hatte, in dem zwar die Hindernisse und Schwierigkeiten, welche die Sache finden würde, nicht verschwiegen wurden, der aber doch auch Ermunterungen enthielt, das gute Werk nicht aufzugeben, vielmehr damit kühn und offen hervorzutreten, in guter Zuversicht, es werde mit Gottes Hülfe gelingen. Einen solchen Brief las Er behaglich laut; wohlgefällig faltete Er ihn wieder zusammen, und legte ihn in Sein Pult, mit den Worten: „Das ist noch mal ein Gutachten, wie ich's gern habe. Es ist doch eine wahre Freude, andere gescheute Leute mit sich de concert zu finden."

Daran hatte aber der vorsichtige König, wiewohl Er abgeschlossen und fest war, in dieser kirchlichen Angelegenheit nicht genug; Er wollte noch mehr haben. Er ernannte eine aus dem Bischofe Dr. Sack, den Pröpsten Dr. Ribbeck und Dr. Hanstein, dem Feldpropst Offelsmeier und mir bestehende Commission, welche noch einmal diese Angelegenheit unparteiisch berathen und dann ihr Gutachten abgeben sollte. Wir traten zusammen bei'm ehrwürdigen Sack, und wohl waren wir uns ernst bewußt, daß wir im Namen der christlichen Kirche vereinigt waren. Wir ehrten zwar die uns bekannten Wünsche Sr. Majestät des Königs; aber freisinnig besprachen wir nach Gottes untrüglichem Worte die vorliegende

Sache. Wir fanden sie in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Willen und den Absichten Jesu Christi und stellten den Begriff „Union“ in ihrer bindenden Kraft, aber auch in der fruchtbaren Weite auf, wie der Herr selbst in seinen Reden und Handlungen sie gelehrt hat. In diesem allein geltenden und überflügelnden Maßstabe prüften wir das Werk der Reformation und den geschichtlichen Ursprung der reformirten und lutherischen Kirche. Die Hindernisse, welche ihrer Vereinigung bis dahin geschadet, fanden wir in den verschiedenen exclusiven symbolischen Büchern derselben und in ihrer normativen Autorität, welche dogmatische Theologen einander gegenüber gestellt, zähe festgehalten, und wobei sie im Disputiren sich erhitzt hatten. Es wurde uns klar, daß wenn die symbolischen Bücher der lutherischen und reformirten Kirche, die in ihrer entgegengesetzten confessionellen Richtung eben beide Kirchen trennten, ihre bindende Autorität beibehielten, aus der Union nichts werden könnte; es liege darin das Element des Haders und der alten Zwietracht. Man müsse also, nicht die symbolischen Bücher fallen lassen, vielmehr sie ehren und beibehalten; aber sie wären offenbar das Zweite, das Erste aber sei das untrügliche Bibelwort. Man nehme sie an, quia, weil sie mit demselben übereinstimmen, diejenigen aber, welche ihr Gewissen nicht beschweren wollen, sagten: insofern, quatenus. Sack und Ribbeck führten dabei, wie es recht war, das Hauptwort, und vorzüglich Jener sprach zwar mit der ihm eigenen Mäßigung, aber mit Wahrheit und Nachdruck, als reformirter Theologe von der confessio Siegesmundi. Bei dieser Subordination des Menschlichen unter das Göttliche schwanden alle bisherigen Bedenklichkeiten und Zweifel, und der freie, heitere, umfassende große Gesichtspunkt der Welt, den Christus aufstellte, that sich vor

uns auf. Unsere Herzen begegneten sich in Liebe, ihr Geist der Wahrheit und Innigkeit durchdrang uns, und lutherische und reformirte Geistliche, welche bis dahin die Confession geschieden hatte, umarmten sich als uniirte evangelische Brüder. Hiermit schloß unsere lange Conferenz, und das Resultat derselben ist niedergelegt in einem durch den Minister v. Schuckmann an des Königs Majestät gerichteten officiellen Bericht, der ein wahres Meisterstück ist, voll Licht und Wärme. Er kam aus der Feder des ehrwürdigen Sack. *).

Nachdem so Alles innerlich geordnet und äußerlich vorbereitet war, trat der König öffentlich hervor und erließ Potsdam den 27sten September 1817 an die Consistorien, Synoden und Superintendenten, ein Proclama über die gewünschte kirchliche Union. Nicht durch die Behörden spricht Er, nein, der gottesfürchtige, christliche, allgemein verehrte und geliebte König spricht Selbst zu Seinen evangelischen Unterthanen, wie ein Vater zu seinen Kindern, also:

„Schon Meine, in Gott ruhende erleuchtete Vorfahren, der Churfürst Johann Sigismund, der Churfürst Georg Wilhelm, der große Churfürst, König Friedrich I. und König Friedrich Wilhelm I. haben, wie die Geschichte ihrer Regierung und ihres Lebens beweiset, mit frommem Ernst es sich angelegen sein lassen, die beiden protestantischen Kirchen, die reformirte und lutherische, zu Einer evangelisch-christlichen in Ihrem Lande zu vereinigen. Ihr An-

*) Leider habe ich dieß merkwürdige Actenstück später nicht mehr bekommen können! Es würde eine Zierde dieser Darstellung sein.

denken und ihre heilsame Absicht ehrend, schließe Ich Mich gern an sie an, und wünsche, ein Gott wohlgefälliges Werk, welches in dem damaligen unglücklichen Sektengeiste unüberwindliche Schwierigkeiten fand, unter dem Einflusse eines besseren Geistes, welcher das Außerwesentliche beseitiget und die Hauptsache im Christenthum, worin beide Confessionen Eins sind, festhält, zur Ehre Gottes und zum Heil der christlichen Kirche, in Meinem Staate zu Stande gebracht und bei der bevorstehenden Säcularfeier der Reformation damit den Anfang gemacht zu sehen."

„Eine solche wahrhaft religiöse Vereinigung der beiden, nur durch äußere Unterschiede getrennten, protestantischen Kirchen ist den großen Zwecken des Christenthums gemäß; sie entspricht den ersten Absichten der Reformatoren; sie liegt im Geiste des Protestantismus; sie befördert den kirchlichen Sinn; sie ist heilsam der häuslichen Frömmigkeit; sie wird die Quelle vieler nützlichen, oft nur durch den Unterschied der Confession bisher gehemmten Verbesserungen in Kirchen und Schulen."

„Dieser heilsamen, schon so lange, und auch jetzt wieder so laut gewünschten, und so oft vergeblich versuchten Vereinigung, in welcher die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und diese nicht zu jener übergehet, sondern beide eine neubelebte, evangelisch-christliche Kirche, im Geiste ihres heiligen Stifters werden, stehet kein in der Natur der Sache liegendes Hinderniß mehr entgegen, sobald beide Theile nur ernstlich und redlich in wahrhaft christlichem Sinne sie wollen, und von diesem erzeugt, würde sie würdig den Dank aussprechen, welchen wir der göttlichen Vorsehung für den unschätzbaren Segen der Reformation schuldig sind, und das Andenken ihrer großen Stifter in

der Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes durch die That ehren.“

„Aber so sehr Ich wünschen muß, daß die reformirte und lutherische Kirche in Meinem Staate diese Meine wohlgeprüfte Ueberzeugung mit Mir theilen möge, so weit bin Ich, ihre Rechte und Freiheit achtend, davon entfernt, sie aufdringen und in dieser Angelegenheit Etwas verfügen und bestimmen zu wollen. Auch hat diese Union nur dann einen wahren Werth, wenn weder Ueberredung, noch Indifferentismus an ihr Theil haben, wenn sie aus der Freiheit eigener Ueberzeugung rein hervorgehet, und nicht nur eine Vereinigung in der äußeren Form ist, sondern in der Einigkeit der Herzen, nach echt biblischen Grundsätzen, ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat.“

„So wie Ich Selbst in diesem Geiste das bevorstehende Säcularfest der Reformation in der Vereinigung der bisherigen reformirten und lutherischen Hof- und Garnison-Gemeinde zu Potsdam zu Einer evangelisch-christlichen Gemeinde feiern, und mit derselben das heilige Abendmahl genießen werde, so hoffe Ich, daß dieß Mein eigenes Beispiel wohlthuend auf alle protestantischen Gemeinden in Meinem Lande wirken und eine allgemeine Nachfolge im Geiste und in der Wahrheit finden möge.“

„Der weisen Leitung der Consistorien, dem frommen Eifer der Geistlichen und ihrer Synode überlasse Ich die äußere übereinstimmende Form der Vereinigung, überzeugt, daß die Gemeinden in ächt christlichem Sinne dem gern folgen werden, und daß überall, wo der Blick nur ernst und aufrichtig, ohne alle unlautere Nebenabsichten, auf das Wesentliche und die große, heilige Sache selbst gerichtet ist, auch leicht die Form sich finden, und so das Aeußere

aus dem Innern einfach, würdevoll und wahr von selbst hervorgehen wird. Möchte der verheißene Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo unter Einem gemeinschaftlichen Hirten Alles in Einem Glauben, in Einer Liebe, und in Einer Hoffnung sich zu Einer Heerde bilden wird.

Potsdam, den 27sten September 1817.

Friedrich Wilhelm."

An
die Consistorien, Synoden und
Superintendenten.

„Das unterzeichnete Ministerium, welches mit der Bekanntmachung dieser Allerhöchsten Willens-Aeußerung beauftragt ist, zweifelt nicht an dem erwünschten segensreichen Erfolg, da solche, wie sie von der hiesigen, seit dem ersten d. Mts. in Einer Synode vereinigten Geistlichkeit beider evangelischen Confessionen mit ungetheilter Freude und dankbarer Verehrung der darin ausgesprochenen Königlichen Gesinnung und Absicht aufgenommen worden, unfehlbar auch bei allen evangelischen Geistlichen und Gemeinden des Landes eine gleiche Aufnahme finden wird.

Berlin, den 8ten October 1817.

Ministerium des Innern.
v. Schuckmann."

cfr. die Vossische und Haude- und Spenersche Zeitung Nr. 121. den 9ten October 1817.

Diese Königliche Erklärung bedarf zwar an sich nicht, wohl aber ihrer Folgen und der Gegner wegen, welche die kirchliche Union gleich Anfangs und späterhin zu zerstören, zu hemmen und zu durchlöchern suchten, eines Commentars.

Es ist immer bedenklich, in der öffentlichen Religion und ihrem Cultus Etwas zu ändern. Jede Veränderung solcher Art greift in die Ueberzeugung der Menschen und ihre Freiheit ein. Sie stört das Hergebrachte und ihre Gewohnheit und regt auf. Sie ist ein Pfeil, von dem, einmal abgeschossen, der Absender nicht weiß, welchen Weg er nehmen, wohin er fliegen, was und wen er treffen wird. Sie ist ein Feuer, das, einmal angezündet, seine Flammen verbreitet, und oft dahin geht, wohin man nicht dachte und wollte. Das kirchliche öffentliche Religionssystem ist ein Gebäude, das in seinen Theilen consequent ineinander gefügt ist, einer hält und trägt den anderen und alle bilden ein zusammenhängendes Ganzes. Fängt man einmal an, zu rütteln und hier und da loszubrechen, so stürzt Eins dem Anderen nach, und der Schade ist größer, als man dachte. Von solchen Erfahrungen belehrt, sind darum Viele der Meinung: es sei am Besten, Alles fein beim Alten zu lassen; man wisse, was man an dem Alten habe, aber nicht, was man an dem Neuen wieder bekomme. Auch in einem alten Hause, wo man einmal gewohnt und eingelebt sei, lasse sich gut wohnen, und es sei darin besser und behaglicher, als in einem neuen. Vollends schlimm sei es, das Alte und Bestehende einzureißen, wenn man nichts Ersetzendes habe, also obdachlos, und jedem, oft unangenehmen Wechsel ausgesetzt sei. Nicht jede Veränderung sei eine Verbesserung.

Von diesem paläologischen Gesichtspunkte ausgehend, haben Viele den König Friedrich Wilhelm III. getadelt, daß Er die Sache der Union angefangen und sie an=, wie die Gemüther vieler Millionen aufgeregt habe. Er sei darin zu weit gegangen; Er hätte besser gethan, wenn Er Solches unterlassen und die Menschen ruhig bei ihrem Glauben

gelassen hätte; Er würde dann manche Unruhe im Lande und vielen Verdruß für Seine Person sich erspart haben.

So bequem und gefällig dieser Einwurf klingt, so ungegründet ist er. Friedrich Wilhelm III. hat ja mit der kirchlichen Union nichts Nagelneues angefangen, sondern nur das Alte, welches längst „Seine in Gott ruhenden Vorfahren" gewollt, wieder aufgenommen und sich darin an sie „angeschlossen." Ein von ihnen aufgegebenes gutes Werk, welches der damalige Zelotismus nicht aufkommen ließ, wollte Er unter dem Einflusse eines besseren Geistes zu Stande bringen, und Er hat es größtentheils zu Stande gebracht. Einer Seiner berühmtesten Ahnherren, der große König Friedrich II., hatte den Grundsatz: die Religion als eine Angelegenheit zu betrachten, die Jeder privatim mit Gott und seinem Gewissen abzumachen habe. „Jeder," sagte er „könne in seinem Lande nach seiner Façon selig werden." Um die Kirche, als solche, bekümmerte er sich gar nicht, griff nur bei entstandenen Unruhen ein, und gab zur Beilegung derselben gewöhnlich dem Bürger und Landmann, dem man das Alte nehmen und das Neue obtrudiren wollte, Recht. Er ließ Alles gehen, wie es wollte, und stand damit ganz unverkennbar auf einem Extrem, wo er als Landesherr zu wenig that. Sein Nachfolger, König Friedrich Wilhelm II., that dagegen zu viel, und wollte durch das Religionsedict und die Glaubens- und Examinations-Commission unter Wöllner, Hermes, Hillmer und Woltersdorff, das alte kirchliche System, um die nachtheiligen Folgen der Neologie zu hemmen, wieder geltend machen. Damit bildete sich ein entgegengesetztes Extrem, welches in seiner starren, engherzigen Opposition ebenso schadete, als jenes in seinem Skepticismus und Indifferentismus, den man Aufklärung nannte. Zwischen

beiden sich anfeindenden Endpunkten trat versöhnend und vermittelnd in die Mitte König Friedrich Wilhelm III. Er war gleich weit entfernt von der repriscinirenden Paläologie auf der einen, und auf der anderen Seite von der Alles niederreissenden Neuerungssucht. Es lag in Ihm ein conservatives Princip, was sich durch Sein Leben als Mensch und durch Seine Regierung als Regent wie ein goldener Faden zog, dem Sein ganzes Naturell angehörte und dem Er darum nicht untreu werden konnte. Durch prüfende, in die dunkeln Tiefen des Unglücks, über die sonnigen Höhen des Glückes führende Schicksale war Er ein gläubiger, positiver, gottesfürchtiger Christ geworden; aber eben darum, weil Sein frommer Sinn gesund und kräftig Sein ganzes Sein und Wesen durchdrang, war Er ein liberaler Christ, der in freier Luft athmete und nur eine reine Atmosphäre wollte. Ueberall voll von Mäßigung, war Ihm dieselbe so wichtig, daß Er noch in Seinem Testamente „vor der Neuerungssucht unpraktischer Theorien," aber ebenso sehr „vor der schädlichen zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte" warnt. Beide Extreme waren Ihm „Klippen", zwischen welchen Er ohne zu schwanken glücklich und sicher durchsegelte. In dieser Ruhe und ihrem Schwerpunkte gehörte Er keiner Partei an; Er stand über allen Parteien; von keiner befangen, sah Er überall klar und richtig; Er hob die Parteisucht der Reformirten und Lutheraner auf und vereinigte sie in eine Kirche, das alte evangelische Grundprincip festhaltend. So war Er — so ist Er mit Gott geworden; darum hat Er so viel und auch das, was schon Seine alten Vorfahren wollten, aber nicht konnten, glücklich und gesegnet vermocht.

Dieß gute Werk der Union „entspricht den ersten Ab-

sichten der Reformatoren.“ Gewiß wollten sie, von derselben Grundidee ausgehend, dasselbe in Einem Geiste. Zum Gelingen war Eintracht nothwendig, und Nichts ihrem Zwecke schädlicher, als Zwietracht. Jene, das vereinte Trachten nach Einem, macht in der Concentrirung der Kräfte das Schwache stark, das Kleine groß; dagegen jene dissipirt, theilt, schwächt, und einen inneren geheimen Wurm in sich schließt, der am Leben nagt und das Reifen und Gedeihen unmöglich macht. Gegen Nichts eifert, schreibt und spricht Dr. Luther bekanntlich mehr, als gegen die Parteisucht, die sich nach ihm nennt und, wie er sich richtig ausdrückt, den Knecht (den Martin) zum Herrn (Jesum Christum) macht. Das hält er für die höchste Ehre, sein Diener und Verkündiger seines Namens und seiner Herrlichkeit zu sein. Wenn die Unsterblichen wissen und erfahren, was die Sterblichen hier auf Erden beginnen und bewirken, so wird Niemand größere Freude im Himmel darüber, und daß die lutherische Kirche jetzt den unsterblichen Namen „die evangelische“ bei uns trägt, haben, als Luther selbst. Diese Benennung ist würdevoll, sie bezeichnet das Wesen der Sache, sie führt unmittelbar zum Glauben an Den, der das Evangelium vom Himmel auf die Erde brachte, und in der frohen Botschaft desselben das Leben, der Weg und die Wahrheit ist. Damit trifft gleich und geradezu die Union den rechten Punkt, worauf hier Alles ankommt, und wendet sich, ohne alle Mittelursachen, in allen Anliegen des Herzens an den alleinigen Mittler zwischen Gott und dem Menschen. Mit der allumfassenden und doch klaren und kurzen Bezeichnung „evangelisch“ ist der Kern und Stern des reinen und fruchtbaren ursprünglichen Protestantismus offen hingelegt; man weiß gleich, woran man ist, wovon, als dem eigentlichen Mittelpunkt, Alles ausgeht, Alles hin-

4*

und zurückführt. Mit ihm, dem Herrn, hat man Alles, und das noch Fehlende findet sich von selbst; man steht dann auf festem Grunde und das Wachsthum am inwendigen Menschen geht, wenngleich langsam, doch sicher und stetig fort. Daher wird ganz eigenthümlich in der heiligen Schrift Alles an die Person Jesu Christi geknüpft, und diejenigen richten auf dem kürzesten Wege das Meiste aus, die, das menschliche, besonders das jugendliche Herz kennend, diese Lehrart zu der ihrigen machen. Darum ist solche Union, die Christus und seine Apostel wollten, eine echt christliche. Sie zerstört alle Parteisucht und macht alle Glieder zu, freilich mehr und weniger fruchtbaren, Reben, aber doch zu Reben am Weinstocke, die alle ihre Lebenskraft aus dem Stamme schöpfen. Sie nährt und fördert die häusliche fromme Eintracht; sie hebt die Trennung auf, welche der Unterschied der lutherischen und reformirten Confession sonst unter die Mitglieder einer Familie brachte, und führt Mann und Frau, Brüder und Verwandte, Knechte und Mägde, zu Einer Kirche, zu Einem Altar; bewirkt Gemeinschaft des Glaubens, indem sie die bisherigen Absonderungen rc. aufhebt, die einander gegenüberstehenden Parteien, und mit ihnen die Parteisucht, vernichtet. Durch die verschmelzende Vereinigung verstärkt sie die allein Christus angehörige evangelische Kirche und mehrt und erwärmt den christlichen Sinn. Durch den Unterschied der Confession waren bis dahin die Schulen, diese Bildungsstätten der nächstfolgenden Generation, voneinander geschieden; die Union vereinigt sie, verstärkt ihre Kräfte, und erleichtert ihre Verbesserung. Sie ist hold und willfährig den Armen und Dürftigen, sie sammelt Alle in Einheit, die der Unterstützung bedürfen; erleichtert den Ueberblick und bringt Zusammenhang und Ordnung in die Armenpflege.

Sie verbessert den ökonomischen Zustand der Kirche, vermehrt ihre Fonds, und wird dadurch die Veranlassung zu bezweckten wohlthätigen Einrichtungen, die bis dahin, allein der Verschiedenheit der Confession wegen, nicht zu Stande kommen konnten. Sie erleichtert die Predigerwahlen und kann nun auch den wohlgefälligen Prediger und Candidaten nehmen, den sie sonst wegen einer anderen Confession nicht nehmen durfte. Sie vernichtet das lähmende und von der Zwietracht genährte öffentliche Mißtrauen, führt das zutrauliche, alles Gute förderndé allgemeine Vertrauen ein, und trägt darum, weil Kirche und Staat eng zusammenhangen und ineinander leben und wachsen, zur allgemeinen Landeswohlfahrt bei. Diese Union, gewachsen auf dem fruchtbaren Grunde, den Christus selbst gelegt hat, und auf diesem Urgebiete sich orientirend, ist klar, offen und unbefangen; sie weiß Nichts vom Sektengeiste und seiner Engherzigkeit; sie hat sich losgemacht von allen Fesseln, indem sie nur Einen Herrn und Meister hat, und ihm allein huldigend, „geht die reformirte Kirche nicht zur lutherischen, die lutherische nicht zur reformirten über", beide gehen ein, friedfertig in die evangelische. Gerade das, und nichts Anderes, hat die Reformation gewollt und gethan; sie hat losgemacht von aller hierarchischen Despotie und ihren drückenden Formen; sie hat alle parteiische, wechselnde, launige Menschenmacht zerstört, und die göttliche Regierung wieder auf den Thron gesetzt, damit sie, und nur sie allein, Alles in Allem sei. Unter Kämpfen und ihrem Streit begann und wurde geführt das schwere regenerirende Werk der Reformation; ihre Handhaber waren treffliche Männer, aber Menschen nicht ohne Sünde und Leidenschaft; es bildeten sich Oppositionen und ihre Trennungen, Parteien entstanden, in welchen ihre Verfechter,

um consequent zu bleiben, weiter gingen, als sie wollten; Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin, starben mitten in der Arbeit; ein dreissigjähriger Krieg wurde geführt des Protestantismus wegen, damit er Boden gewinnen und sich anbauen möge. Er gewann Boden und bauete sich an, und das große Erbe der Väter kam auf die Kinder und Kindeskinder. Sollen diese ein solches anvertrautes Erbe in ein Schweißtuch wickeln und es weglegen? Jesus sprach: „Ein Edler zog fern in ein Land, daß er ein Reich einnähme und dann wiederkäme. Dieser forderte zehn seiner Knechte und gab ihnen zehn Pfund, und sprach zu ihnen: Handelt, bis daß ich wiederkomme. Und da er wiederkam, hieß er die Knechte fordern, welchen er das Geld gegeben hatte, daß er wüßte, was ein Jeglicher gehandelt hätte. Da trat herzu der Erste und sprach; Herr, dein Pfund hat zehn Pfund erworben. Und er sprach zu ihm: Ei, du frommer Knecht, dieweil du bist im Geringsten treu gewesen, sollst du Macht haben über zehn Städte. Der Andere kam auch und sprach: Herr, dein Pfund hat fünf Pfund getragen. Zu dem sprach er auch: Du sollst sein über fünf Städte. Und der Dritte kam und sprach: Herr, siehe da: hier ist dein Pfund, welches ich habe im Schweißtuch behalten; ich fürchtete mich vor dir, denn du bist ein harter Mann; du nimmst, das du nicht gelegt hast, und erntest, das du nicht gesäet hast. Er sprach zu ihm: Aus deinem Munde richte ich dich, du Schalk. Wußtest du, daß ich ein harter Mann bin, nehme, das ich nicht gelegt habe, und ernte, das ich nicht gesäet habe, warum hast du denn mein Geld nicht in die Wechselbank gegeben? Und wenn ich gekommen wäre, hätte ich es mit Wucher gefordert. Und er sprach zu denen, die dabei stunden: Nehmet das Pfund von ihm, und gebet es

dem, der zehn Pfund hat. Und sie sprachen zu ihm: Herr, hat er doch zehn Pfund. Ich aber sage euch: Wer da hat, dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat." Lucas 1, V. 12—26.

Der tiefe Ausspruch: Wer da hat, dem wird gegeben werden, daß er die Fülle habe; von dem aber, der nicht hat, wird auch das genommen werden, das er hat, ist, wie er sich besonders auch an Luther bestätigt, der bedeutungsvolle Titel des Reformationswerkes. Es ist gegründet auf der Weltansicht der heiligen Schrift, unerschöpflich, und wer in ihr suchet, der findet. Aber nur der hat, besitzt und genießt, wer gebraucht; nur der erhält, welcher vermehrt. Sollen wir nun das Werk der Reformation und die Augsburger Confession in ein Schweißtüchlein wickeln und jene für vollendet und diese in allen ihren Formen für normirend und verpflichtend halten? Diejenigen, welche das thun, vermischen Göttliches und Menschliches. Der beseelende Geist ist und bleibt unveränderlich derselbe, er thront weit über alle Wechsel und wird nicht von ihnen berührt. Aber ihre Formen gehören der Zeit an, und sind, wie sie, vergänglich. Nichts, was lebt und Wirklichkeit hat, steht still, Alles in seiner allgemeinen Evolution, und in seiner individuellen Entwickelung, wächst und schreitet vorwärts. Das ist eben der innere Jammer und die auch äußerlich sichtbar werdende Armuth der römisch-katholischen Kirche, daß sie in hierarchischer Stagnation still steht; das ist eben die Frischheit und Herrlichkeit der evangelischen Kirche, daß sie, auf dem ewig festen Grunde, den Jesus legte, fortschreitet und in reicher Mannigfaltigkeit die wahre lebensvolle Einheit sucht und findet.

Eine solche intensiv wohlgegründete, extensiv aber mit der Zeit und ihren Ergebnissen fortschreitende Kirche verlangt die jetzige Zeit. Ihre Pulse fühlte, ihre Bedürfnisse erkannte, ihre Stimme hörte der König Friedrich Wilhelm III. Wahrlich, Er hat leidend und thuend, Seinem göttlichen Erlöser gleich, den Willen Gottes vollbracht, und das Ihm anvertraute gewichtvolle Pfund nicht in ein Schweißtuch eingewickelt vergraben. „Im Schweiße Seines Angesichts hat Er unseren Frieden errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt.“ Er hat die Eintracht, die Union, gegründet; Er nennet sie „eine Fortsetzung des unsterblichen Werkes der Reformation.“ Wer in ihr ein abgeschlossenes, fertiges Werk sieht, zu welchem Nichts hinzukommen dürfe, der hat ihren Geist nicht begriffen, der stellt das Göttliche und Menschliche auf eine Linie, dem hängt die Decke des todten Buchstabens noch vor den Augen; der begreift nicht die fortgehenden Offenbarungen in den Evolutionen der Geschichte, der kennt Luther und den Protestantismus noch nicht. Noch einmal: es darf nicht übersehen werden, daß dem Könige die Union eine Fortsetzung der Reformation ist, und daß Er mit Recht dadurch das Andenken der großen Stifter durch die That ehrt.

Und eben damit ist die Union eine freie Sache. Sie ist und wird nicht befohlen, nicht heimlich und lichtscheu eingeschwärzt, nicht obtrudirt, nicht angepriesen. Der Herr und König redet als die erste und höchste Autorität im Lande zu Seinem Volke; aber Er redet wie ein Vater zu seinen Kindern, Er befiehlt nicht. Er sagt nur, wie Ihm bei der hohen dritten Säcularfeier der Reformation um's Herz sei, und wie, Seiner Ueberzeugung treu, Er es gern hätte. Er

weiß, daß in Glaubenssachen sich Nichts befehlen läßt; Er kennt und ehret die verschiedenen subjectiven individuellen Stufen religiöser Ansicht; Er will Nichts überspringen und übereilen; mit Zartheit behandelt Er eine zarte Sache und respectirt auch im Geringsten die Selbstständigkeit, da Er weiß, wie stark die Macht der Gewohnheit und die Kraft der ersten jugendlichen Eindrücke ist. „Er achtet die Rechte und Freiheit der protestantischen Kirche.“ Er will diese Rechte und diese Freiheit unverletzt aufrecht erhalten wissen, Er kennt Seine Grenzen und wie weit Er gehen darf. Er ist „weit davon entfernt, in dieser Angelegenheit Etwas verfügen und bestimmen zu wollen.“ Er liebte überhaupt die Extreme nicht; von ihnen und ihren beiden Seiten fühlte Er sich abgestoßen, und Ihm und Seinem gesunden und praktischen Tacte war am Wohlsten in sicherer Mitte; fest in dieser ruhigen Mitte stehend, sah Er mit klaren Augen hin zur Rechten und her zur Linken, und übersah so in allem Wesentlichen das Ganze. Nie übertrieb Er, und aus Furcht, irgend einen Stand zu lädiren, handelte Er, wo Er noch nicht ganz eins mit sich war, provisorisch. Es kann zugegeben werden, daß darin eine Gutmüthigkeit liegt, welche der Energie und Durchfahrenheit, wie man sie bei großen Männern, namentlich bei Regenten, liebt, Abbruch thut. Aber sie bewahrt auch, indem sie alle raschen Schritte vermeidet, vor Ungerechtigkeiten, und eine Ungerechtigkeit hat mit Wissen der König n i e begangen; wo Er sie dennoch unwissentlich beging, hatte Er, dieß erkennend, Nichts angelegentlicher zu thun, als das zugefügte Unrecht durch ein vollgerütteltes, überfließendes Maß von Wohlthaten, dem Lädirten erzeigt, wieder gut zu machen. So war Sein Charakter, und aus dieser S c h e u erklärt sich die Achtung, die Er vor der

Religions- und Gewissens-Freiheit Seiner Unterthanen, mithin auch vor der Religions-Ueberzeugung eines Jeden in der zarten Sache der Union, hatte. Aber gerade in ihrer Freiheit lag und liegt ihr größter Werth und Segen; sie gedeihet nur da, wo sie auf dem Boden selbstgeprüfter und erkannter Einsicht emporwächst. Ausländische Pflanzen, welche man durch künstliche Wärme in Treibhäusern zwingt und treibt, wachsen und gedeihen nie so frisch, fröhlich und gesund, als diejenigen, welche im Freien, angeweht von Gottes durchstreichender Luft, kräftig wachsen, und reife, süße Früchte tragen. Wahrer Protestantismus aber ist diese freie und gesunde Luft und das Element, in welchem die Union ihr Leben und Bestehen hat. Eine solche Freiheit trägt jeder Mensch, auch der Unterste, als Grundtrieb in seiner Brust, und sein ganzes Sein und Wesen dehnt und sehnt sich darnach, wie das Gewächs nach dem Licht und der Wärme der Sonne sich reckt und streckt. Gerade die Freiheit ist es, die das Ganze mit dem Einzelnen verbindet und die Glieder zu einem organischen Körper macht. Sie ist die wahre Heimath, in der man sich darum gern anbauet, weil man sich in ihr frei bewegt. Die drückenden Fesseln der Fremdherrschaft waren zerbrochen; jetzt sollten nun auch die Bande der Confession abgenommen werden, und die neue Stadt- und Landordnung sollte in die Vereinigung der Kirche segnend übergehen.

Damit sie aber eine wirklich segnende werde, soll und muß eine ernste Sache ernst aufgefaßt und genommen werden. Nicht handelt es sich hier um Zusammenwürfelung der Namen, so daß die bisher reformirte und lutherische Confession eine uniirte evangelische Kirche heiße, sondern sie soll es

wirklich sein im Geiste und in der Wahrheit. Wenn man sich nicht mehr nach Menschen, sondern nach dem Evangelium Jesu Christi nennt, so soll man auch evangelisch gesinnt sein. Ein evangelischer Christ ist aber ein Solcher, der an Jesum Christum glaubt, und in diesem Glauben die Kraft findet, seine Lehre zu befolgen. Also nicht „Ueberredung, nicht Indifferentismus soll und darf an dieser Vereinigung Theil haben," sie soll eine Vereinigung der Herzen sein. Die Form, der Name, ist nur das äußere Zeichen, nicht die Sache selbst; diese ist das bezeichnete Gut und seine versiegelnde Kraft. Die Form der Union wird sich von selbst passend und würdig finden, wenn man das wahre Wesen hat; alles Aeußere geht in seinem echten Ausdrucke aus dem Inneren hervor. Mit diesem hät man auch jenes. Der biblische evangelische Baum wird wachsen und gedeihen, wenn er in der heiligen Schrift seine Wurzeln und Lebenskräfte hat. Dem Könige, der hier nicht als Herrscher, sondern als evangelischer Christ redet, ist es genug, sich über die gute Sache ausgesprochen zu haben; die Ausführung ist kirchlich, in solcher will Er Nichts vorschreiben, und Er hat die gute Meinung von der Einsicht und Frömmigkeit der evangelischen Geistlichen im Lande, daß sie im Werke der Einigung sich auch in der einfachen, würdevollen Form der Union übereinstimmend einigen werden. Der König bleibt in Seiner Sphäre und wünscht nur, daß alle Seine Unterthanen nach Seinem und des ganzen Königlichen Hauses Beispiel das dritte Jubelfest der Reformation durch den Genuß des heiligen Abendmahls als Eine unirte evangelische Kirche feiern möchten. Um Seinen schlichten Worten Krone und Siegel zu geben, schließt Er mit den prophezeienden Worten des

Herrn, nach welchen unter Einem Hirten Alles Eine Heerde werden wird.

Diese Königliche Erklärung machte in ihrer biblischen Wahrheit, in ihrer evangelischen Einfalt, in ihrer ungeschminkten Gottesfurcht, die Nichts für die Person, aber Alles für die Sache will, indem sie nur diese reden läßt, einen tiefen Eindruck auf die Nation. Er war ein stiller und tiefer, und eben darum ein gewaltiger. Alles in dem Königlichen Herzensergusse war der persönlichen Freiheit und der eigenen Ueberzeugung überlassen. Nirgends war von einem Zwange auch nur die leiseste Spur, nirgends die Rede von einem Empfehlen der Sache, geschweige denn von einem Aufdrängen. Der König Selbst mit Seinem Hause, der Confession nach der reformirten Kirche zugethan, achtete die Rechte und Freiheit der lutherischen; weder Diesen noch Jenen trat Er zu nahe, nur das Werk einer Reformation und im Wesentlichen Eins wünschte Er, nur Vereinigung. Und die Vereinigung war schon längst innerlich vorbereitet; ihre nur noch äußerlich bestehende Trennung war, wie Vielen hinderlich, so wenigstens der Mehrzahl leer und ohne Bedeutung. Nur hier und da fand man, besonders bei dogmatischen strengen Orthodoxen, noch eine parteisüchtige Anhänglichkeit an das Ueberkommene und Hergebrachte. Nicht nur im Leben und seinem täglichen Verkehr, sondern auch in der Kirche, war der confessionelle Unterschied großentheils verschwunden und nur noch der äußere Name bestand. In den vielen Simultan-Kirchen im Lande versammelten sich einträchtig die Reformirten und Lutheraner, und sie hörten den Redner am Liebsten, der ihnen am Meisten zusagte. Die Prediger beider Confessionen unterstützten sich gegenseitig als Brüder;

der Eine vertrat oft den Anderen, und die Gemeinden nahmen daran so wenig Anstoß, daß sie vielmehr solche Eintracht lobten und ihre Freude daran hatten. Bei Hochzeiten der Lutheraner und Reformirten; in gemischten Ehen; bei Taufen; bei'm Religionsunterricht der Kinder; bei Begräbnissen, Testamenten und Erbschaften, verwischte sich vollends dieser Unterschied und trennte die Herzen nicht mehr. Damit war die Union schon da, und ausgesprochen vom geliebten Herrn und Vater des Landes als Wunsch, eilte man, ihn zu erfüllen.

Vorzüglich trug dazu bei die um diese Zeit 1817 zu Berlin in eine Synode versammelte und vereinigte Geistlichkeit beider Confessionen zur kirchlichen Union. Einstimmig hatte man den Prediger, Professor Dr. Schleiermacher, zum Präses gewählt. Er war nicht der Erste dem Range nach, aber wohl der Erste im Geiste und seinen Gaben. Gerade zu solchem ernsten und wichtigen irenischen Geschäft war er der rechte Mann. Sein Scharfsinn, seine Gemüthlichkeit, seine Gelehrsamkeit, seine Frömmigkeit, sein ernster, tiefer Charakter, seine Liebe und Geduld bei aller geistigen Ueberlegenheit, und sein schmuckloser beredter Vortrag, leitete die Berathungen mit Einsicht und Pietät. Jeden Zweifel wußte er zu entkräften, jeden Einwurf zu widerlegen, jede Bedenklichkeit zu beschwichtigen. Sein klarer Geist, sein frommes Herz, längst vertraut mit den Grundsätzen, wie mit den Mysterien des Urchristenthums, schwebte segnend über der Versammlung und theilte sich begeisternd mit. Man wurde wie bei den ersten Christen Ein Herz und Eine Seele, und feierte so das Fest der kirchlichen Union. Als Zeichen und Versiegelung derselben wurde in der Hauptkirche Berlins

das Mahl des Friedens und der Versöhnung gehalten. Zum Erstenmale wurde das heilige Abendmahl nach dem Ritus der evangelischen uniirten Kirche mit den Einsetzungsworten des Erlösers bei'm Brod und Wein gefeiert. Alle evangelischen Geistlichen beider Confessionen, nun in Eine vereinigt, nahmen in tiefer Andacht und frommer Rührung an dieser christlichen Handlung Theil, und empfingen als bedeutungsvolles Symbol innerer und äußerer Union das heilige Sacrament.

Der heilige Act war herzerhebend; er hob auf seinen Schwingen die Seelen der Betenden himmelwärts zum Herrn; er war und bleibt unvergeßlich allen Augenzeugen und füllte manches Auge mit Thränen. Er ist der geschichtliche Anfang eines großen unsterblichen Werkes und bildet in der Geschichte der Kirche Christi eine neue Epoche; er hat ein Leben angefacht, das sein Bestehen in sich selber hat und von dem es heißt: Das Alte ist vergangen, siehe! es ist Alles neu worden.

Die kirchliche Union war zur frommen Freude des Königs nun erklärt und zu Stande gekommen in der Hauptstadt; in ihr war sie ein Vorbild und Muster dem ganzen Lande, von der Memel bis zum Rhein, von der Russischen Grenze an bis zur Französischen. In organischer Entwickelung war sie historisch herbeigeführt; die Zeit selbst hatte sie in ihren Fortschritten zur Reife gebracht, und diese war da, wie bei einer langsam aber vollkommen reifen Frucht. Der engherzige, absondernde Confessions-Unterschied war nun todte Leiche geworden, und sein Grabgeläute wurde im ganzen Königreiche ein hoher Glockenklang zur Auferstehung der

friedlichen Vereinigung. Es war nun bestimmt ausgesprochen, was mehr und minder, dunkel und klar, schon in allen Seelen lag; aber es kam zum Bewußtsein und trat in's Leben, sobald der verehrte und geliebte König sich erklärt hatte.

Ein Fest, wie das dritte Säcular-Fest der Reformation, mußte festlich vom ganzen Lande gefeiert werden, und um auf eine würdige Begehung vorzubereiten, wurde es Sonntags vorher in allen Kirchen von den Kanzeln an- und abgekündigt. Dieß geschah am Solennesten in den beiden Residenzstädten Berlin und Potsdam, und am 26sten October 1817 hielt in Gegenwart des Königs, Seines Hauses und Hofes, Referent folgende Rede:

„Du, der du deine Kirche auf einem Felsen gegründet, und im Strome der Zeiten sie schützest und bewahrest; du, der du verheißen hast: Ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende, — sei auch mit uns in dieser heiligen Stunde. Lehre uns verstehen dein großes, unendliches Werk; erfülle uns mit dankvoller Erinnerung an die Werkzeuge deiner Hand, die für deine heilige Sache lebten, wirkten und starben. Laß uns lebendig erkennen und tief empfinden, was wir deinem untrüglichen Worte und dem großen, von dir erleuchteten Manne verdanken, der es der christlichen Welt rein und unverfälscht wiedergegeben hat. Stimme, wecke, bereite uns vor, das große Fest der Stiftung der Kirche, welcher wir angehören, würdig und mit ernstem Sinne zu feiern. Lehre uns seine Bedeutung und Verpflichtung verstehen, und segne dazu die Betrachtung, die wir jetzt miteinander anstellen wollen.“

Ebräer 13, 7.

„Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“

„Ihr wißt, das viel besprochene und ersehnte, das große und fromme Fest der dreihundertjährigen Feier der Reformation ist nahe; in der künftigen Woche soll es an zweien aufeinander folgenden Tagen in evangelischen Kirchen feierlich begangen werden. Ein solches Fest, dessen Ursprung göttlich, dessen Bedeutung unerschöpflich, dessen Segen unermeßlich, dessen Dauer unendlich ist, und welches zu erleben nur Wenigen vergleichungsweise vergönnt wird, — verlangt, wenn es Gott wohlgefällig und würdig gefeiert werden soll, Vorbereitung, damit es in Allen, die daran Theil nehmen, gesammelte, ernste, fromme, und festlich gestimmte Herzen vorfinde. Der heutige Tag, dieser Sonntag, ist dazu bestimmt, eine solche Vorbereitung und Stimmung zu bewirken. Und darum ist von der geistlichen Landesbehörde, nach der weisen Anordnung Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Königs und Herrn, folgende Abkündigung erlassen, die heute in allen evangelischen Kirchen verlesen werden soll. Höret sie an mit stiller Andacht und frommer Beherzigung.“

„Durch Gottes Gnade wird in diesem Jahre und in der heute angefangenen Woche das dritte Jahrhundert seit dem Anfange der Reformation und der ersten Gründung der evangelischen Kirche vollendet. Der 31ste October 1517 war der erste Tag, an welchem der Reformator Luther die merkwürdigen Lehrsätze zu Wittenberg bekannt machte, durch welche er sich zuerst öffentlich gegen mehrere herrschend gewordene Irrthümer und Mißbräuche erklärte;

eine Folge dieses Schrittes war Alles, was nachher zur Reinigung der Lehre und zur Verbesserung der Kirchenverfassung von Luther und seinen Gehülfen im freudigen Vertrauen auf Gott unternommen und durch Gottes Beistand und Segen so herrlich hinausgeführt wurde. Daher betrachtet die evangelische Kirche den 31sten October als ihren Stiftungstag, und es ist solcherhalb an diesem Tage vor 200 und vor 100 Jahren das Reformations-Jubelfest von der evangelischen Christenheit gefeiert worden. Solches wird auch in diesem Jahre, als dem dritten Jubeljahr der Reformation, geschehen, und der König, unser Herr, in welchem die evangelische Kirche den mächtigsten ihrer treuen Beschützer unter den Großen der Erde ehret, hat befohlen, daß das gedachte hohe Jubelfest in allen evangelischen Kirchen der Königlichen Lande auf's Feierlichste, und zwar in zweien aufeinander folgenden Tagen, mit Gottesdienst, Gebet und Lob Gottes begangen werden soll."

„Am Vorabend, Donnerstag den 30sten October, wird bei Sonnenuntergang das Fest mit allen Glocken feierlich eingeläutet werden."

„Der Haupttag des Festes, Freitag der 31ste October, wird Vor- und Nachmittags gottesdienstlich gefeiert werden; auch sollen an diesem Tage alle bürgerlichen Geschäfte und Werktagsarbeiten ruhen."

„Gleichmäßig soll am zweiten Tage der Feier, Sonnabend den 1sten November, Vormittags in allen evangelischen Kirchen öffentlicher Gottesdienst sein, zu solchem die Schuljugend in feierlicher Procession in die Kirche geführt, und zu derselben und der christlichen Eltern Erweckung, in Beziehung auf den Segen, welchen auch das Schul-

wesen der Reformation zu danken hat, eine Schulpredigt gehalten werden."

„Die christliche Gemeinde wird ermahnt, eingedenk der hohen Wichtigkeit dieses Festes, sich zu demselben würdig und gottgefällig anzuschicken, damit ein Jeder, der an diesen heiligen Tagen im Hause des Herrn erscheint, ein wohlbereitetes Gemüth mitbringe, und alle Gläubigen im Geiste und in der Wahrheit zu Gott beten, sein heiliges Wort mit Andacht hören, ihn für seine große Gnade und Treue aus Einem Herzen und mit Einem Munde loben, und zu erneutem Glauben und Gehorsam gegen Gott und unseren Heiland durch die Kraft seines Geistes erweckt und gestärkt werden mögen."

„O Herr, hilf! o Herr, laß Alles wohl gelingen!"

„Möge dieses weckende Wort auf alle, und auch auf unsere Herzen den bezweckten Eindruck machen, und ihnen die fromme Stimmung geben, welche die bevorstehende Feier, wenn sie eine würdige sein soll, verlangt. Und wenn mein Beruf und Geschäft darin besteht, diese Stimmung anzuregen, zu nähren und zu befestigen, wie könnte ich dieses kürzer, kräftiger und wirksamer thun, als durch den apostolischen Zuruf: Gedenket an eure Lehrer! an die großen Männer des 16ten Jahrhunderts, die das Wort Gottes, rein und unverfälscht, dem Deutschen Vaterlande zuerst verkündigt und unsere evangelische Kirche gestiftet haben. Schauet ihr Ende an und folget ihrem Glauben nach."

„Wohlan! Eine Ermunterung, das bevorstehende Jubelfest würdig zu feiern, — soll unsere Betrachtung enthalten. Wir werden uns aber würdig darauf vorbereiten, wenn der Zeitabschnitt, in welchem wir dieses Fest begehen, uns mit froher Erhebung, das

Göttliche darin mit tiefer Anbetung, und die Theilnahme daran mit gemeinschaftlicher brüderlicher Liebe erfüllt. Möchte Gott mir die Gnade erweisen, in einfacher herzlicher Rede alles dieses eurem Verstande recht klar und eurem Herzen wichtig zu machen! Ja Herr, hilf — und laß es wohlgelingen!"

„Würdig bereiten wir uns auf das Jubelfest der Reformation vor, wenn erstlich der Zeitabschnitt, in welwem wir es begehen, unsere Herzen mit froher Erhebung erfüllt. Dieß ist das Erste, was bei'm Nachdenken darüber sich uns von selbst aufdrängt. Fasset in ruhiger Umsicht und im klaren Ueberblick ernst und denkend diesen Abschnitt in's Auge; geht von dem gegenwärtigen Augenblick zurück in die weiten Räume der Vergangenheit; sucht, unterstützt von der Kenntniß der Geschichte, sucht auch den ersten, leisen Anfangspunkt der Reformation, der in der Nacht eines finstern Jahrhunderts wie ein schöner Morgenstern, der einen besseren Tag ankündigt, hoffnungsvoll glänzt. Schauet in Bewunderung und Liebe den großen, kräftigen, muthigen Mann an, der in Verbindung mit seinen erleuchteten Gehülfen in frommer und furchtloser Begeisterung den schweren Kampf des Lichts mit der Finsterniß begann und mit Gottes Hülfe ihn siegreich vollendete. Sehet, wie aus dem Senfkorn, das er, im felsenfesten Glauben an die heilige Sache seines Herrn, auf den wüsten Acker der Kirche Jesu ausstreuete, ein Baum, groß und hehr, wurde, in dessen erquickendem Schatten sich die Völker der Erde sammelten. Laßt die Jahrhunderte, die von seiner Epoche beginnen, in ihren wichtigsten Abschnitten und Ereignissen, in ihren Folgen und Wirkungen, jetzt euern sinnenden Blicken vorüber-

gehen; seht, wie sein Werk, im Strome der Zeiten, der Alles verschlingt und vernichtet, unerschütterlich besteht, und zu einem fortschreitenden, herrlichen Ganzen sich bildet. So denkt, überlegt und fühlt, und dann werdet ihr nicht ohne Erhebung des Herzens die Wiederkehr eines Jubelfestes feiern können, das uns an die erste Stiftung und Gründung eines Werks erinnert, das in seiner inneren Würde und in seinen unermeßlichen Folgen das größte ist, welches, nach der Stiftung des Christenthums selbst, je die Erde sah."

„Bereitet euch vor, sammelt in dieser Woche in eurem Herzen durch stille Einkehr Alles, was eine fromme Stimmung wecken, nähren, erwärmen kann. Fühlt eure Würde als evangelische Christen; erkennt es mit innigem Danke, nach den verheerenden Stürmen und den blutigen Kämpfen der letzten unglückschweren Jahre, das bevorstehende Fest im Segen der Ruhe und des Friedens heiter feiern zu können. Denkt daran, wie eure frommen Vorfahren vor hundert Jahren es mit frohen Lobgesängen gefeiert haben; fühlt, daß nur wenige Menschen dieses Fest erleben, und daß, wenn es im künftigen Jahrhundert wiederkehrt, von allen Menschen, die jetzt auf Erden sind, nur wenige, vielleicht keine mehr, auf Erden sein werden. So segnet den festlichen Tag, als einen seltenen und ausgezeichneten, so schickt euch an! Und wenn er denn da ist, der schöne heilige Morgen, an welchem die evangelische Kirche das Fest ihrer Stiftung feiert, und wo Millionen unserer christlichen Brüder, in der Nähe und Ferne, in volkreichen Städten und stillen Dörfern, zum Tempel Gottes eilen: dann betretet auch diesen heiligen Ort mit froher Erhebung."

„Aber auch mit tiefer Anbetung, in Hinsicht auf das Göttliche der Sache, woran das Reformationsfest erinnert. Denn worin liegt es, daß die Helden desselben in ihrem Thun und Wirken die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Welt noch immer auf sich ziehen? Warum verweilt jeder gebildete Mensch so gern bei ihrem Bilde, und fühlt sich so tief und innig davon angezogen? Warum ist das, was sie waren, leisteten und ausrichteten, uns jetzt, nach dem Ablauf von dreihundert Jahren, noch immer so wichtig, so neu und frisch und groß, als wenn es gestern erst geschehen wäre? O! es ist das Wehen eines höheren himmlischen Geistes, was wir hier empfinden. Es ist nicht menschliche Einsicht und Weisheit, — es ist eine göttliche Kraft, die uns hier so wunderbar ergreift und in Anspruch nimmt. Nein, der in Armuth und Dürftigkeit lebende, von Allem, was Ansehen, Macht, Einfluß und Gewalt heißt, entblößte Luther hätte, von tausend Gegnern und feindseligen Hindernissen umringt, seine Riesenarbeit nimmer zu Stande gebracht; nimmer würde es ihm gelungen sein, so erschütternd und gewaltig, so tief und schnell, so weit und dauernd zu wirken, und dem ganzen Europa eine andere Gestalt zu geben, wenn sein Werk ein Werk von Menschen gewesen wäre. Aber sein frommes Herz glühete und schlug für die Sache Gottes und Jesu. Seines Herrn und Meisters untrügliches Wort war es, was seine Donnerstimme verkündete. Dieses wunderbare, vom Himmel herabgekommene, Mark und Bein durchdringende Wort war es, das wie eine Stimme Gottes über den Erdkreis erscholl, die Macht einer feindseligen Welt entwaffnete, ihre Ketten zerriß, ihren Widerstand zertrümmerte, und im Inneren der menschlichen Natur, in den Bedürfnissen aller frommen

Gemüther, sein Element, seinen Grund und Stützpunkt fand. Dieß milde und kräftige, dieß erleuchtende und erwärmende, dieß bessernde und tröstende, auf alle fromme Herzen so schöpferisch wirkende Wort Gottes war es allein, was der christlichen Kirche ein neues, schöneres und besseres Leben wiedergab."

„Wollen wir darum das Jubelfest der Reformation würdig feiern, so nennen wir zwar mit Achtung und Bewunderung die großen Männer, die wir auf ihrem thatenreichen Schauplatze erblicken; aber unser Auge erhebt sich höher, es schauet mit frommem Danke empor zu Gott und dem Erlöser der Welt, und betet in tiefer Rührung seine Huld und Gnade an. Vor ihm sammele sich darum in dieser Woche unser Herz; vor ihm erwäge in einsamen Stunden und ernsthaften Betrachtungen unsere Seele, was auch wir seinem Worte, in der einfachen, herzlichen, kräftigen Sprache, in welcher es sein Knecht Luther der Welt und uns gab, verdanken. Erwäge, wie viele Millionen gläubiger Christen es seit drei Jahrhunderten in Kirchen und Schulen, in Palästen und Hütten, in allen Ständen, Lagen und Verhältnissen des Lebens, belehrt, getröstet und gebessert; wie oft es auch uns ergriffen, gerettet, gestärkt und erquickt hat, und wie es unseren Kindern und Nachkommen eine ewige, frische und unerschöpfliche Quelle der edelsten Segnungen, so lange die Welt steht, sein und bleiben wird. Ein denkender Ernst, ein frommer Sinn, ein kräftiger Entschluß bewege unser Gemüth, und das Göttliche des bevorstehenden Festes falte unsere Hände, beuge unsere Knie, erhebe unseren Blick, und erfülle uns mit tiefer Achtung."

„Um die Theilnahme daran vereinige uns Alle

in brüderlicher Liebe. Und da sei es mir vergönnt, das, was ich hierüber zu sagen habe, gleich in unmittelbarer Beziehung und Anwendung auf uns und diese Gemeinde sagen zu dürfen. Zwei Prediger von beiden bisherigen Confessionen verkündigen euch, meine theuersten Zuhörer! sonntäglich von dieser heiligen Stätte das Evangelium der Liebe und des Friedens. Daß der eine Theil dieser Gemeinde sich zur lutherischen und der andere zur reformirten Kirche bekennt, konnte unsere und eure Herzen nicht entfernen, und der gemeinschaftlichen Erbauung, die wir suchten, keinen Abbruch thun. Schon von Gründung dieses Gotteshauses an sind beide Gemeinden, die es gemeinschaftlich besuchen, verschwistert, und in ihren Gliedern und Lehrern miteinander verbunden. Schon seit mehreren Jahren taufen und unterrichten eure Kinder, knüpfen eure Ehebündnisse, besuchen eure Kranken, mein Herr Amtsgenosse und ich, abwechselnd gemeinschaftlich, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Confession, zur allgemeinen Zufriedenheit beider Gemeinden; und auch nicht Ein mißbilligendes Wort habe ich je darüber vernommen. Uns verknüpft ja auch ein Glaube an Einen Gott und Erlöser; uns versüßt eine Liebe das Leben; uns Alle tröstet eine Hoffnung. Das, was im Anfange der Reformation, und späterhin, beide Kirchen, mehr aus Mißverständniß, als aus wirklicher Verschiedenheit einzelner Glaubenslehren, unglücklicherweise, ganz dem Geiste des evangelischen Christenthums zuwider, voneinander trennte, und so lange getrennt hielt, ist im Laufe der Zeiten verschwunden, und den meisten Christen, selbst dem Namen nach, unbekannt geworden. Von einer Verschiedenheit in der Sache selbst, von Glaubens- und Gewissenszwang ist hier, und kann, Gott sei es gedankt! hier nicht mehr die Rede sein. Wir ehren

und preisen die Reformation; aber wir glauben nicht an sie, nicht an Luther, nicht an Calvin, nicht an das Ansehen der Kirche. Fester geknüpft, tiefer begründet ist unser evangelischer Glaube; er hält sich an Gott und Jesum selbst, und an sein untrügliches Wort. Und überall, wo dieß göttliche Wort richtig verstanden, fromm empfunden, und treu geübt wird, da ist auch, bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Urtheile, doch in der Hauptsache Einigkeit des Geistes. Warum sollten wir denn noch länger abgesondert und geschieden dastehen, und uns absondern und trennen, gerade bei der heiligsten und ehrwürdigsten Handlung des Christenthums? Uns trennen und absondern bei einer Feier, deren ganzer Geist nichts als Liebe und herzliche Eintracht athmet, — bei der Feier des heiligen Abendmahls? Nein, wie der Unterschied und die Trennung im Inneren verschwunden: so mögen sie nun auch im Aeußeren aufhören, und die Scheidewand auf immer einsinken. Name und Form stelle sich nicht mehr absondernd zwischen uns, — zwischen Eheleute, Kinder, Hausgenossen und Amtsbrüder. Laßt uns, o! des seligen Gedankens, Eine evangelische verbrüderte Gemeinde werden, und am Reformationsfeste hier am Altare des Herrn, vor dem Angesichte Gottes und Jesu, das himmlische Fest unserer herzlichen Vereinigung feiern, und Alle in Andacht und Liebe von Einem Brode essen und aus Einem Kelche trinken.“

„Theure Gemeinde! auf dich sind jetzt die Augen der Welt gerichtet. Du erfreuest dich des ehrenwerthen Vorzugs, des Landes geheiligtes Oberhaupt in den frommen Stunden deiner Anbetung oft in deiner Mitte zu haben. Unser König und Herr will mit dir das hohe Fest begehen, mit dir das Abendmahl des Herrn empfangen. O! werde

in deiner ungeschminkten Frömmigkeit, in deiner herrlichen Vereinigung, ein schönes Vorbild, ein leuchtendes Muster der Nachfolge für Andere. Mir ist, als wenn ich den Heiland und Erlöser der Welt jetzt selbst uns zurufen hörte: Ich bin ein guter Hirte; folget meiner Stimme! werdet Eine Heerde! Ja, in frommer Liebe und Eintracht finde uns das große Fest, das uns erwartet; und unsere gemeinschaftliche Feier am Altare des Herrn werde eine Feier christlicher Verbindung für die Erde und den Himmel. Gott mache uns tüchtig, würdig vor ihm zu erscheinen. O Herr, hilf! o Herr, laß Alles wohlgelingen! Amen."

Vor dem Jubelfeste selbst ließ mich der König, der sich in dieser Zeit größtentheils in Potsdam aufhielt, zu sich bescheiden. Beim Eintreten in das Zimmer sagte Er: „Vorgestern eine Berathung gehalten über die zweckmäßigste Feier des dritten Säcularfestes der Kirchen-Reformation. Dieser Berathung haben der Minister von Schuckmann, der Bischof Sack, die Pröpste Ribbeck und Hanstein, der Staatsrath Nicolovius, und Albrecht und Witzleben beigewohnt. Fast unanym ist beliebt, daß am ersten Tage das heilige Abendmahl von denen gefeiert wird, welche der Union beitreten, am zweiten aber von denen, die ihr nicht beitreten und die Beibehaltung und das Bestehen des jetzigen Confessionsunterschiedes wünschen. Was sagen Sie dazu?" Ich antwortete: „Haben Ew. Majestät schon befohlen, daß es also geschehen soll?" Der König erwiederte: „Habe in solchen kirchlichen, die Erbauung der Gemeinde betreffenden Dingen Nichts zu befehlen, und will darum Nichts befehlen. Einem Jeden darin seinen freien Willen lassen; die Union hat nur dann Werth, wenn sie nicht befohlen wird und aus freier Ueber-

zeugung hervorgeht. Habe mich darum bei dieser Conferenz absichtlich mehr passiv, als activ, verhalten; ich will durchaus Nichts bestimmen, wie es damit soll gehalten werden. Ich wünsche nur Ihre Meinung zu wissen.“ „Haben Ew. Majestät diese Verabredung schon genehmigt? soll darnach die wirkliche Ausführung erfolgen?“ „Nun freilich!“ „Dann würde,“ antwortete ich, „es von mir unpassend sein, sie zu kritisiren; ich ehre den Königlichen Willen und suspendire mein Urtheil.“ „Ich will es aber hören; sprechen Sie es freimüthig und offen aus.“ „Nun dann muß ich ohne Rückhalt sagen, daß mir diese Anordnung nicht gefällt; sie scheint mir vielmehr zweckwidrig und lähmend. Von Herzen ehre ich's, daß Ew. Majestät die Rechte und Freiheit der protestantischen Kirche achten, und ihr nicht befehlen wollen, und ich kann nur bitten und wünschen, daß dieser Grundsatz überall festgehalten werde, da nur allein dem Schöpfer und Regierer der christlichen Kirche das Supremat über sie gebührt; er allein, unser Herr und Erlöser, ist und bleibt der Supremus. Auch haben sich Ew. Majestät in der zarten Angelegenheit der Union von allen Befehlen fern gehalten, nur gewünscht, nur Ihre individuelle Ueberzeugung ausgesprochen, und Alles der Freiheit überlassen. Es ist löblich und heilsam, daß darin consequent verfahren wird, und es leidet keinen Zweifel, daß der Königliche Erlaß vom 27sten September d. J. darum, wie man hört, einen so guten, gewinnenden Eindruck gemacht hat, weil darin Nichts befohlen ist. Aber eine Anordnung, wie es mit dem Feste der dritten Säcular-Feier gehalten werden soll, ist ein reines Externum, eine äußere Form, der Körper der Feier, und nicht ihre Seele. Diese geht ihren inneren subjectiven Gang, worüber alle weltliche Macht Nichts zu bestimmen hat, womit

sie bis dahin nicht dringt, vielmehr an ihrer Grenze ohnmächtig ehrerbietig stillstehen muß. Aber der Geist hat einen Buchstaben, jeder innere Act eine äußere Form, welche menschliche Herrschaft bestimmen kann und bestimmen muß, wenn Ordnung und Zusammenhang in die vorhabende Handlung kommen soll. Die vorgesetzte Behörde hat dieß auch im vorliegenden Falle gethan, und die Reihenfolge der Feier des Reformations-Jubelfestes am ersten und zweiten Tage festgesetzt; nur die Art und Weise, wie dieß geschehen soll, scheint mir nicht die rechte zu sein. Dadurch, daß am ersten Tage die Union ausgesprochen und die uniirten Christen, vereinigt in Eine Kirche, das heilige Abendmahl nach evangelischem Ritus genießen, und am zweiten Tage die alte confessionelle Ordnung für Reformirte und Lutheraner wieder stattfinden soll, wird gleich von vorn herein in das gute Werk der Union ein Schisma und der Hader der alten Trennung hineingebracht. Wir wollen und wünschen die Vereinigung: und doch scheiden wir wieder; was wir am ersten Tage aufbauen, reißen wir am zweiten nieder. Eine Abendmahlsfeier gehört nicht nothwendig zum Reformationsfeste, da die dreihundertjährige Feier desselben ein Unionsfest sein soll, und die Union sich nur als ein wirkliches Factum durch die bis dahin trennende, jetzt aber gemeinschaftliche Feier des heiligen Abendmahls an den Tag legen kann: so ist es nothwendig, daß diese symbolische Handlung der Liebe und des Friedens stattfinde als Ausdruck der geschehenen Vereinigung. Soll aber am zweiten Tage auch das heilige Abendmahl, und zwar nach dem Unterschiede der verschiedenen Confessionen, gehalten werden, so weiß ich nicht, wie das bewirkt werden soll. Die Reformirten und Lutheraner haben gleiche Rechte, und werden Beide an diesem merkwürdigen Tage gern zum

Abendmahl gehen wollen; zusammen geht's aber nicht; gesondert an Einem Tage, zu verschiedener Zeit, würde aber die Trennung und Verschiedenheit recht grell hinstellen, und Contraste bilden, die zum Nachtheil der guten Sache, der Eintracht, die man will, ausfielen. Ueberdieß ist der zweite Tag für Kinder bestimmt, die noch unterrichtet werden, und nicht confirmirt, also für die Abendmahlsfeier unzulässig sind. Soll diese gleichwohl an einem kirchlichen Kinderfeste von separirten Erwachsenen begangen werden, so erscheint sie als ein unpassendes Anhängsel und stört den harmonischen Eindruck des Ganzen. Ich bin also aus Gründen der Meinung, daß das bevorstehende Jubelfest der Reformation in den protestantischen Ländern des Preußischen Staates vorzüglich als ein Unionsfest gefeiert und am ersten Tage desselben das heilige Abendmahl, als ein Mahl der Eintracht und Vereinigung, für alle Lutheraner und Reformirten, die daran Theil nehmen wollen, nach evangelischem Ritus gehalten werde, — daß am zweiten Tage aber die Feier des heiligen Abendmahls überhaupt gar nicht stattfinde. So haben wir ein Ganzes; wer den guten Zweck will, muß auch die Mittel wollen."

Der König hatte mir aufmerksam zugehört; als ich aufgehört hatte, sagte Er: „Mir aus der Seele gesprochen. Schon habe ich immer das Unpassende der getroffenen Verabredung gefühlt, und sagte mir nicht zu; aber der Widerspruch in der Sache ist mir durch Ihre Auseinandersetzung erst recht klar geworden. Da aber die Herren alle derselben Meinung waren und ich hier Nichts befehlen mochte, so widersprach ich nicht. Fatal, recht fatal!"

Der König ging schweigend im Zimmer auf und ab,

und legte, wie Er zu thun pflegte, wenn Er nachdachte, die Hand auf die Stirn; das Stillschweigen unterbrachen von Zeit zu Zeit die Worte: „Fatal! muß geändert werden." Endlich stand Er still und sagte zu mir: „Fahren Sie gleich nach Berlin und theilen dem Minister von Schuckmann und den übrigen Herren unsere Unterredung mit." „Und," antwortete ich, „was kann und wird das nützen?" „Sehr viel; sie werden auch ihre Meinung ändern, und die Sache zweckmäßiger einrichten." — „Das darf ich nicht annehmen; was einmal bestimmt ist in Gegenwart von Ihro Majestät, das steht fest und kann ich nicht abändern." „Es ist aber besser, wenn die getroffenen Maßregeln aufgehoben und die zweckmäßigeren an deren Stelle gesetzt werden." „Ehrerbietigst bitte ich Eure Majestät: verlangen Sie das nicht von mir, und verschonen mich mit solchem Auftrage." „Wen soll ich dann schicken? Ein Geistlicher muß es sein; es betrifft ja kirchliche Dinge. Gehen Sie hin; Sie sollen sehen, es wird Alles nach Wunsch gehen." Der König sah mich dabei wohlwollend an; es lag in Seinem Gesicht und Blick etwas Unwiderstehliches. „Ich gehorche," erwiederte ich, „und bitte nur noch um ein Paar Zeilen an den Minister von Schuckmann, damit derselbe sieht, daß ich vom Könige geschickt werde." „Wenn Sie glauben, daß dieß nöthig und gut sei, so soll es gleich geschehen." Der König schrieb sofort: „Ich schicke Ihnen den Hofprediger Eylert, damit Sie und die übrigen Herren noch einmal sich über die zweckmäßigste kirchliche Feier des Reformationsfestes berathen. Mir scheint es besser, daß nur am ersten Tage das heilige Abendmahl, als ein Mahl der Union, gehalten werde; am zweiten Tage, der ein Kinderfest ist, aber das heilige Abendmahl nicht gefeiert werde." Der König gab mir dann das Blatt offen mit

den Worten: „Gehen Sie mit Gott. Sind Sie diesen Abend wieder hier? Es ist jetzt 10 Uhr."

Ich eilte nach Berlin, unterwegs drehete ich das kirchliche Commissorium hin und her und überlegte, wie ich es anfassen und am Besten ausführen sollte. Ich beschloß, im geraden Wege auf demselben, dem kürzesten, zu bleiben, und mich zuerst an den zu wenden, an den ich gewiesen war; wiewohl es mir klüger schien, vorher die geistlichen Herren zu gewinnen. Um 12 Uhr fuhr ich in die Behren-Straße und ließ mich bei dem Minister von Schuckmann melden. Durch den Jäger erhielt ich die Antwort: „Seine Excellenz könnten mich jetzt nicht sprechen; ich möchte morgen, Abends zwischen 6 und 7 Uhr, wiederkommen." „Sind," fragte ich, „der Herr Minister krank, oder haben sie Jemand bei sich?" „Keins von beiden," antwortete trotzig der Diener; „die bezeichnete Zeit ist aber die Audienz-Sprechstunde, und ich rathe Ihnen, vor 6 zu kommen, damit Sie gleich vorgelassen werden; heute ist aber der gnädige Herr schon so besetzt, daß nicht alle Angemeldeten hereingelassen werden können." (Der geistliche Minister war damals zugleich Minister des Inneren und der Polizei, der Andrang der Supplicanten also sehr groß.) „Bis morgen kann ich, aus Potsdam kommend, nicht warten; sagen Sie dem Herrn Minister, ich müßte ihn gleich sprechen; die Sache wäre eilig und litte keinen Aufschub." „Das geht nicht an; Sie haben die Antwort, und damit genug." „Sind Sie der Diener?" „Ja, der Leibjäger, welcher die Anmeldung hat." „Dann thun Sie, was ich Ihnen sage; oder ich werde einen Anderen rufen." Der Mensch sah mich groß an; kam aber mit der

Antwort zurück: „Se. Excellenz wird denn kommen; treten Sie näher, in das Audienzzimmer.“

Der Herr Minister liess mich lange warten. *) Endlich kam er. Ehrerbietig überreichte ich ihm das eigenhändige

*) Friedrich Wilhelm III., ein Mann nach der Uhr, liess Keinen, wer Er auch sein mochte, lange auf sich warten, und wenn Er verhindert war, zu kommen, so liess Er solches, gewöhnlich durch den Adjutanten du jour, sagen, und eine andere Stunde bestimmen, wo Er dann pünktlich da war. Ich muss freimüthig gestehen, dass seit der Zeit, wo ich den Hohen Herrn in Seiner humanen stillen Grösse näher kennen lernte, mir das vornehme, stolze Wesen vieler Anderen, die unter dem Landesherrn standen, und denen Er Ehren und Würden verliehen, widerwärtig, oft auch lächerlich war. Der König war doch wohl ein vornehmer Herr im vollen Sinne des Wortes; aber Er suchte und fand den wahren Adel in der Würde des Menschen, die Er in Jedem, auch dem Niedrigsten, sah, und Solches, sich immer gleich bleibend, überall und unter allen Umständen an den Tag legte. Das konnte Er freilich nicht bloss zum Scheine, sondern in der That und Wahrheit, weil Sein Herz durch das Christenthum veredelt war. Hier liegt der wahre Punkt, auf den Alles ankommt; um so mehr, je höher er steht, und man kann gewiss annehmen, dass gerade der Höchste am Demüthigsten ist. Der Papst nennt sich einen Knecht der Knechte (servus servorum) wie lucus a non lucendo. Aus der Geschichte weiss man, wie hochmüthig die Kirchenfürsten waren; vornehme Sattheit scheint in der Hierarchie zu liegen. Minister heisst auf Deutsch: ein Diener; und wirkliche Minister des Königs sollen sich durch Treue und menschenfreundliche Dienstfertigkeit auszeichnen, so dass sie ihrem Herrn die Herzen gewinnen. So war der Staats-Kanzler Fürst Hardenberg, Graf von Bernstorf, Graf von Lottum, Maassen, und Andere. Was der grosse Mann in der Geschichte ist und bleibt, ist er vorzüglich durch seinen Charakter; Grundsätze machen den Mann!

Handbillet des Königs. Er las es mehrmals mit Aufmerksamkeit, faltete es wieder zusammen, und sagte dann bedachtsam in sonorem Tone: „Das wird nicht gut angehen; die Sache ist besprochen und berathen, bereits von Sr. Majestät genehmigt, und eben bin ich im Begriff, solchem gemäß an die Behörden die erforderlichen Verfügungen zu erlassen.“ „Es kommt darauf an,“ antwortete ich, „welches von Beidem das Bessere und Zweckmäßigere sei. Noch ist es Zeit, dieß zu wählen. Lassen Sie uns, Excellenz, noch einmal die Sache ruhig überlegen.“ Dieß geschah, und ich war so glücklich, ihn zu überzeugen. Gewonnen für die Ansicht des Königs, sprach der Minister sie als die seinige aus; und ich war darüber froh, da Allerhöchsten Orts in dieser Sache Nichts befohlen werden sollte. Nachdem Alles verabredet war, eilte ich nach der Grünstraße zum Bischof Dr. Sack, bei dem ich glücklicherweise alle vorher genannten Herren in derselben Angelegenheit versammelt fand. Bei der Berathung der früheren Anordnung waren manche Schwierigkeiten, besonders die Abendmahlsfeier am zweiten Tage betreffend, hervorgetreten, und man war froh, daß diese nun gehoben werden konnten, und Alles sich gut machte. Um 7 Uhr desselbigen Tages war ich wieder in Potsdam, und der König war zufrieden mit der Ausführung des mir übertragenen Geschäfts.

Das Reformationsfest war gekommen; es war da am 31sten October 1817. Die Sonne schien mild und glänzend am klaren blauen Herbsthimmel; die Pracht der Farben und ihre reiche Schattirung entfaltete sich; ein frischer Ostwind wehete sanft, und sein Anhauch stärkte und erhob. Die Erde schien den festlichen Tag zu feiern und der Himmel sie zu

segnen. Alles war ruhig und still; man hörte kein Geräusch auf den Straßen; jeder öffentliche Verkehr schwieg; man erkannte und ehrte das Seltene und Außerordentliche. Festlich gekleidet strömten die Menschen zu den Kirchen, Gott und dem Erlöser für seine großen Wohlthaten zu danken; Alle fanden sich bewegt und angeregt, Alle waren gehoben durch das dritte Jubelfest der Reformation, welches in den Preußischen Landen ein Fest der Union war. Die vollgepfropfte Hof- und Garnisonkirche ertönte von Pauken und Trompeten, das Lied: „Herr Gott dich loben wir," drang zum Himmel, und „Eine feste Burg ist unser Gott," sang jedes Herz. Der König war mit Seinem ganzen Hause gegenwärtig und Alle waren in geschmückter Staatsuniform. Der Feldpropst Offelsmeyer predigte über die Bibelstelle: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach." (Ebräer 13, 7.) vortrefflich; er sprach goldene Worte über die Mannigfaltigkeit und die Einheit der protestantischen Kirche; knüpfte daran geistreich das in Gott gethane Werk der Union; bewies, daß sie im Geiste Luthers läge, und entwarf von ihm eine meisterhafte Charakteristik. Der Schluß war: wir könnten ihn, Calvin, und alle Reformatoren, nicht höher ehren, Gott und dem Erlöser nicht dankbarer sein, als wenn wir, bis dahin Lutherische und Reformirte, im ganzen Lande Eine fest verbundene evangelische Kirche bildeten und christlich gesinnt wären. Es herrschte die ehrfurchtsvolle Stille tiefer Andacht in der großen Versammlung und Jeder war wahrhaft erbaut. Einen vorzüglichen Punkt des hohen Festes bildete nun das heilige Abendmahl; es sollte nach langer Trennung im Angesichte Jesu Christi, auf dem Urgebiete des Christenthums, ein Mahl der Union, der Eintracht und des

Friedens, sein. Die Einsetzungsworte: „Der Herr Jesus in der Nacht, da er verrathen ward," waren gesprochen und der Chorgesang: „Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt" u. s. f. wurde angestimmt; da kam der Schutzherr der evangelischen Kirche Deutschlands, der König, und mit Ihm der Kronprinz und Seine übrigen Kinder. Der König sah blaß aus und war sehr ernst; der Friede Gottes lag auf Seinem edlen Angesicht und eine Thräne glänzte in Seinem frommen Auge. Er sah aus wie Einer, der gebetet und den Erlöser gefunden hat; wie Einer, der ein gutes Werk gethan hat, und darauf das heilige Abendmahl empfängt. Er empfing es, das Brod, mit den Worten Christi: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird; das thut zu meinem Gedächtniß."

Den Wein: „Das ist der Kelch, das Neue Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird; Solches thut zu meinem Gedächtniß."

Segnend wurden diese tiefen Abendmahlsworte an den Landesherrn gerichtet, über die ganze uniirte Landeskirche gesprochen, und es erscholl der uralte, aber ewig neue Lobgesang: „Ehre sei Gott in der Höhe! Frieden auf Erden! Und den Menschen ein Wohlgefallen." Es war, als wenn man den Frieden einer besseren Welt gefühlt hätte. Gewißlich war der Herr an diesem Orte; wie heilig die Stätte, von der sich ein Strom des Lebens über Millionen ergoß! Hier war Gotteshaus, hier die Pforte des Himmels. Der König kniete und betete; Er betete für sich und Seine Unterthanen. Es folgte der Kronprinz in der Wärme der Andacht; ihm seine Brüder, das Gefolge, und eine große Menge Männer und Frauen aus allen Ständen; die nicht mehr durch verschiedene Confessionen getrennten, nun vereinigten

Geistlichen der Kirche blieben lange im Brodbrechen; und Alle, die an der Unionsfeier Theil genommen, bekannten, daß sie Stunden für die Ewigkeit verlebt hätten. Der festliche Gottesdienst dauerte sehr lange; nach dessen Beendigung fuhr der König nach Wittenberg, um der Einweihungsfeier des Denkmals und Standbildes Luthers in der alten Luther-Stadt beizuwohnen. *)

Wiewohl damals noch (1817) der König von Preußen in den Theilen von Sachsen, die von dem alten Regenten-Hause zu Dresden abgerissen und einem fremden Herrscher

*) Durch die Pietät der Contribuenten, und vorzüglich durch die Munificenz des Königs, kam nach vielen Jahren, und dem errungenen Frieden, dieses herrliche aus der Künstlerhand Rauch's hervorgegangene Denkmal zu Stande. Die Einweihung desselben am dritten Reformations-Jubelfeste war in allen seinen aufeinander folgenden Feierlichkeiten ein großartiges Volksfest. Die Hauptrede hielt dabei der würdige alte General-Superintendent Dr. Nitsch: „Ueber das Heil der Welt!" Diese Einweihungsrede war, wie es von einem gebildeten und gelehrten Manne nicht anders zu erwarten war, gedankenreich und voll von treffenden Urtheilen und freien, viel umfassenden An- und Aussichten; aber in einem holprigen, abstrusen Style geschrieben. Der ehrwürdige Veteran gestand das selbst; „aber," setzte er treuherzig hinzu, „das kommt daher, daß ich diese Rede erst, wie ich gewohnt bin, in lateinischer Sprache geschrieben und dann in die deutsche übersetzt habe." Gebildet auf den Sächsischen gelehrten Schulen und nachher Professor in Wittenberg, war die classische lateinische Sprache ihm so geläufig und zur anderen Natur geworden, daß er, ein geborener Deutscher, lateinisch dachte und träumte. Er war ein ehrwürdiger, biederer Mann, dessen Andenken im Segen bleibt. Ave pia anima.

zugefallen waren, nicht sehr geliebt wurde, am Wenigsten in Wittenberg, wo man es nicht vergessen konnte, daß die alte Universität größtentheils mit ihren reichen Fonds von da weg nach Halle verlegt war und man nur ein Prediger-Seminar wieder erhalten hatte, so gewann doch Friedrich Wilhelm III. durch Seinen würdevollen Ernst, durch Seine gütevolle Milde, durch Sein natürliches, einfaches Wesen, vorzüglich durch die wahre Verehrung, die Er für Luther fühlte und an den Tag legte, die Herzen der Einwohner. Immer ist der große Mann und kühne Reformator, der dort lebte, wohnte, lehrte und wirkte, der dort in der Universitäts-Kirche neben Melanchthon begraben ist, und an den man unaufhörlich jetzt noch erinnert wird und erinnert sein will, als ein Heiliger genannt. Seit der Zeit aber, daß ihm auf einem großen freien Platze an der Hauptstraße ein Denkmal errichtet ist, auf dem man ihn, wie er leibte und lebte, stehend mit der Bibel in der Hand erblickt, ist er apotheosirt. Der Fremde bleibt betrachtend stehen, und der Einwohner geht mit stiller Ehrfurcht vorüber.

Der zweite Tag des Reformations-Jubelfestes war, wie im ganzen Lande, so auch in Potsdam, ein Kinderfest. Wie in allen Kirchen der Stadt, war in der Hof- und Garnisonkirche die vorher in Festgesängen eingeübte Jugend aus dem großen Militair-Waisenhause, wie aus der Garnisonschule, zusammen über Tausend an der Zahl, auf einem Chore vereinigt. Die Kirche war überfüllt und in frommer Sammlung wurde folgende Andacht gehalten:

Die Gemeinde.

„Der Herr ist Gott und Keiner mehr!
Frohlockt ihm, alle Frommen!

Wer ist ihm gleich? wer ist wie er,
So herrlich, so vollkommen?
Der Herr ist groß! sein Nam' ist groß!
Er ist unendlich, grenzenlos,
In seinem ganzen Wesen."

„Dir nur gebühret Lob und Dank,
Anbetung, Preis und Ehre.
Kommt, werdet Gotteslobgesang,
Ihr alle seine Heere!
Der Herr ist groß und Keiner mehr!
Wer ist ihm gleich? wer ist wie er,
So herrlich, so vollkommen?"

Intonation.

„Der Prediger: Der Herr sei mit euch!
Chor der Kinder: Und mit Seinem Geiste!
Prediger: Erhebet eure Herzen!
Kinder: Wir haben unsere Herzen erhoben zum Herrn.
Prediger: Dieß ist der Tag, den der Herr gemacht hat;
Hallelujah!
Kinder: Lasset uns freuen und fröhlich darinnen sein!
Hallelujah."

Altargebet.

„Herr, du bist groß, und dein Name ist groß, und kannst es durch die That beweisen. Darum kommen wir vor dein Angesicht mit Frohlocken; wir erkennen, daß du, Herr, unser Gott bist; denn du hast uns gemacht, und nicht wir selbst, zu deinem Volke und zu Schafen deiner Weide. Wir gehen ein zu deinen Thoren mit Danken, und zu deinen Vorhöfen mit Loben; denn du, Herr, bist freundlich, und deine Gnade währet ewig, und deine Wahrheit für und für."

„Wie theuer, o Gott, ist deine Güte, die du deinen Kindern von Anbeginn und immerfort reichlich beweisest, nicht allein durch unzählige leibliche Wohlthaten, sondern auch, und viel mehr noch, durch dein treues, väterliches Sorgen für das Heil ihrer Seele. So hast du dich auch gnädig und herrlich bezeigt an unseren Vätern, indem du aus der Finsterniß des Irrthums, welche feindselig und verderblich in die Kirche deines Sohnes eingedrungen war, von Neuem hervor leuchten ließest das helle Licht des Evangeliums, damit denen, welche das Licht mehr liebten, wie die Finsterniß, der Tag wiederum anbreche und der Morgenstern aufgehe in ihrem Herzen. Du, o Gott, der du der Vater des Lichtes und der Wahrheit bist, erwecktest Luther, den Mann nach deinem Herzen, und die Männer, welche, ihm gleich gesinnt, zu gleichem Zwecke mit ihm wirkten, daß sie, voll heißen Verlangens nach der Erkenntniß der unverfälschten evangelischen Wahrheit, mit unermüdlichem Eifer die Wahrheit suchten in deinem göttlichen Worte. Dein heiliger Geist erleuchtete und leitete, daß sie in deinen Zeugnissen den rechten Verstand deines Willens fanden; du verliehest ihnen Freudigkeit, die erkannte Wahrheit durch Rede und Schrift vor der Welt zu bekennen und auszubreiten; Fürsten und Völker, deren Herzen du lenktest, huldigten der evangelischen Wahrheit; du stärkest die Zeugen und Freunde der Wahrheit in den Kämpfen, welche sie zu bestehen hatten; mit dir war ihr Werk begonnen; durch dich gelang es ihnen, dasselbe hinauszuführen. — Hochgelobt seist du, Herr, unser Gott; wie du vor 300 Jahren die evangelische Kirche gnädig und mächtig gründetest: so hast du über ihr auch diese dreihundert Jahre hindurch deine Gnade und Macht schirmend und schützend walten lassen. Wer kann die Segnungen zählen und aussprechen, welche während dieses langen

Zeitraumes in der evangelischen Kirchengemeinschaft und durch sie allen ihren gläubigen und frommen Genossen zu Theil geworden sind! Für dieses überschwängliche Heil preisen dich, o Gott, im Leben und im Tode Tausende, welche im Glauben an die reine evangelische Wahrheit und das Verdienst unseres alleinigen Mittlers, Jesu Christi, schon zu deiner ewigen Ruhe eingingen; für dieses Heil, welches du der evangelischen Christenheit bis zu dem gegenwärtigen Tage erhalten hast, preisen dich täglich und immerdar die Herzen derer, welche es in seiner Fülle und Herzlichkeit erkannt und empfunden haben; für dieses Gnadenheil erschallet dir in allen Gemeinden der Gläubigen, welche im Lichte des Evangeliums wandeln, heute, bei der Jubelgedächtnißfeier ihrer Wiedergeburt, lauter, freudiger Dank und Lobgesang. Ehre sei dir in der Höhe!"

„O, du heiliger, mächtiger und gnadenreicher Gott, erhalte uns fernerhin den Segen, dessen wir uns heute vor dir freuen. Zwar müssen wir mit Beschämung bekennen, daß unter denen, welche du zur Gemeinschaft des Evangeliums berufen hast, Viele sich oftmals dessen unwerth bewiesen haben, durch Kaltsinn und Gleichgültigkeit gegen die evangelische Wahrheit, durch Ungehorsam gegen die Vorschriften deines heiligen Worts, durch Mißtrauen gegen seine Verheißungen und Tröstungen, durch Verachtung oder Mißbrauch der evangelischen Mittel. Aber du, Herr, bist barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue; darum bitten wir für die, welche sich an deiner theueren Gnadengabe so schwer verschuldeten: rechne ihnen ihre Missethat nicht zu, sondern erleuchte und belehre sie, daß sie forthin würdiglich wandeln dem Evangelium Christi. Handle mit uns Allen nicht nach unseren Sünden,

sondern schone unserer nach deinem väterlichen Erbarmen. Laß dein heiliges Evangelium immerdar die Leuchte unseres Fußes und ein Licht auf unserem Wege sein, daß die Verkündigung, das Hören und Lesen deines Wortes, sammt dem reinen Gebrauch deiner heiligen Sacramente, fernerhin unter uns reiche Früchte des Glaubens und der Gottseligkeit bringe, die da bleibet in Ewigkeit. Sende treue Arbeiter in deine Ernte, und gieb zu ihrem Pflanzen und Begießen dein göttliches Gedeihen. Erwecke der heilsamen Lehre der Wahrheit in allen evangelischen Regenten fromme, eifrige, milde Beschützer und Pfleger; laß insonderheit deine Gnade sich verherrlichen an dem Schutzherrn der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes, stärke unseren allertheuersten König, wie zu allen anderen Königlichen Geschäften und Werken Seiner gesegneten Regierung, so auch zu der Ihm so heiligen landesväterlichen Sorge für die Erhaltung und Förderung wahrer evangelischer Erleuchtung, Gewissensfreiheit und Frömmigkeit. Dein Segen ruhe auf dem Erben des Thrones, auf dem gesammten Hause und Geschlechte deines Gesalbten, damit dasselbe sei und immerfort bleibe deinem Volke ein Vorbild christlicher Gottseligkeit und ein starker Schutz für die theuer errungene Freiheit des Glaubens an das heilige Evangelium deines Sohnes. Erhalte in allen evangelischen Gemeinden den Geist und Sinn brüderlicher Eintracht, und verknüpfe sie immer fester und inniger durch das Band des Friedens und der Liebe zu völliger Einigung und Gemeinschaft in der Lehre, im Glauben, und in der Hoffnung. Erhöre uns, Gott, unser Gott; hilf deinem Volke, und segne dein Erbe, wie wir zu dir hoffen durch Christum, unseren Herrn, welchem sammt dir und dem heiligen Geiste sei Ehre und Preis jetzt und in Ewigkeit. Amen."

Chor der Kinder allein.

„Preis und Anbetung sei unserm Gotte!
Denn er ist sehr freundlich;
Weit über Erd' und alle Himmel gehet
Seine Gnad' und Güte.
Laßt uns mit Danken vor sein Antlitz kommen,
Und unserm Gotte mit Psalmen jauchzen.

Singt dem Allgütigen Preis, Dank, in Psalmen!
Denn er sandte Lehrer
Für uns're Väter und für uns der Wahrheit
Fackel anzuzünden.
Da ward erhellet, was einst Nacht bedeckte,
Und reiner können wir ihn nun ehren.

Laßt uns'res Gottes uns täglich freuen!
Hallelujah! Amen!
O, welche Seligkeit ist's, ihm zu nah'n,
Hier und einst im Himmel!
Ihm ganz sich heiligen, ganz ihm nur leben!
Denn ewig liebt er uns, seine Kinder."

Hauptlied.

Mel.: „Vom Himmel hoch da ꝛc."

Gemeinde.

„Auf, singt in Gottes Heiligthum
Des großen Vaters hohen Ruhm!
Ihm weihe freudig Preis und Dank
Auch unsrer Kinder Lobgesang.

Für sie hat großes Heil gebracht,
Was uns den Tag zum Fest gemacht;
Die dunkle Vorwelt kannt' es nicht,
Das sie umstrahlt, das helle Licht.

Chor der Kinder allein.

Das Wort, das unſ're Seelen ſtillt,
In fremder Sprachen Nacht verhüllt, —
Erleuchtete mit ſeinem Licht
Die armen Kinder vor uns nicht.

Gemeinde.

Wohl machte, Jeſus! einſt dein Mund
Ein liebend Herz den Menſchen kund,
„Die Kindlein führet her zu mir!“
Die kalte Welt entriß ſie dir.

Bei todter Lehre dunklem Sinn
Welkt ihres Geiſtes Blüthe hin,
Es führte ſie die rauhe Hand
Auf öder Wüſten dürren Sand.

Chor der Kinder allein.

Da ward dem ſehnenden Geſchlecht
Von Gott geſandt der treue Knecht;
Ein Vaterherz er in ihn ſenkt',
Das liebreich auch an Kinder denkt.“

„Herr, unſer Herrſcher! wie herrlich iſt dein Name in allen Ländern, und da man dir danket im Himmel. Aus dem Munde der Kinder bereiteſt du dir an dieſem feſtlichen Morgen ein frommes Lob; und ſiehe: hier ſind auch wir mit unſeren Kindern, dir in tiefſter Ehrfurcht unſeren Dank zu bringen. Gieb unſerem Herzen Liebe und Ruhe, Ernſt und Andacht. Mit unſeren Kindern deine Wege zu halten, und zu thun, was recht und gut iſt, — das lehre uns, und das laß die Frucht dieſer heiligen Stunde ſein! Amen.“

„Meine andächtigen christlichen Zuhörer!

Zwiefach ist der mit Einsicht und Gefühl gewählte und angewiesene Gesichtspunkt, aus welchem die evangelische Kirche das dreihundertjährige Jubelfest ihrer Reformation auffassen und feiern soll: sie soll es feiern als ein Fest für Erwachsene, und als ein Fest für Kinder. Eine schöne, sinnvolle Ansicht, die in ihrem Ernst und in ihrer Freundlichkeit unsere Aufmerksamkeit und Liebe auf sich zieht. Als ein Fest für Erwachsene feierten wir es gestern. Da blickten Alle, die in den mittleren und höheren Jahren des Lebens sich befinden, rückwärts in die Vergangenheit und um sich her in die Gegenwart; da gedachten wir unserer Vorfahren und Väter, empfingen auf's Neue, wie aus ihren Händen, das heilige Kleinod, das ewige Erbe evangelischer Grundsätze, und gelobten, das theuer und schwer Errungene zu bewahren, bis an unser seliges Ende."

„Heute richten wir die Blicke auf unsere Kinder, und schauen vorwärts in die Zukunft. Wir denken an die Zeit, wo das jetzt in seiner Kraft und Wirksamkeit im Mittage des Lebens dastehende Geschlecht nicht mehr sein, und die vor unseren Augen aufblühende Kinderwelt unsere Plätze einnehmen und auf unseren Gräbern stehen wird, wie wir jetzt auf den Gräbern unserer Väter stehen. Was an diesem heiligen Feste als Wahrheit und Pflicht unser Herz bewegt, das sollen wir heute an das Herz unserer Kinder niederlegen, und mit ihnen dem Herrn der Kirche, die in ihnen fortleben wird, danken. Es liegt etwas ungemein Erhebendes und Erheiterndes in der freundlichen Vorstellung, daß heute in allen Kirchen und Schulen eine zahllose Schaar unschuldiger glücklicher Kinder versammelt ist, die mit ihren Eltern und Lehrern ihren frommen Blick zu Gott und Jesu erheben, und mit

dankbarem Herzen des Helden dieses Tages, des kräftigen und milden Mannes gedenken, der selbst ein zärtlicher, glücklicher Vater war, und sich um die Jugend so große unsterbliche, in ihren Segnungen noch immer fortdauernde Verdienste erworben hat. Kommt, theure Väter und Mütter, kommt, geliebte Kinder, laßt ruhig, ernst und sinnend, diesen heiteren, gemüthvollen Standpunkt uns jetzt einnehmen, und das Jubelfest der Reformation als ein frohes Kinderfest feiern. Und du, der du der beste Vater bist über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden; und du, der du einst, wie du auf Erden wandeltest, die Kinder an dein Herz drücktest und segnetest, segne auch uns und unsere Kinder. Erhöre unsere, erhöre ihre stillen Gebete. Amen."

Chor der Kinder.

„Erhöre uns, o Herr! Amen."

2. Thimotheus 3, 15. 16. 17.

„Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum. Denn alle Schrift von Gott eingegeben, ist nütz zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt."

„Fassen wir die heutige Feier des Reformations-Jubelfestes aus dem uns angewiesenen Standpunkte eines Schul- und Kinderfestes, so bieten uns die eben vorgelesenen biblischen Worte einen reichen, dahin gehörigen Stoff zum Nachdenken dar. Aus der richtigen Würdigung, aus der Uebersetzung

und Verbreitung der heiligen Schrift, aus ihrer göttlichen Würde und Kraft ist einzig das große Werk der Reformation mit allen ihren weit verbreiteten und unendlichen Segnungen hervorgegangen. Und nach der Versicherung des Apostels, nach dem Zeugniß der Erfahrung, ist es eben die heilige Schrift, die nicht nur dem Erwachsenen und im hohen Alter, die auch der Jugend so unaussprechlich wichtig und wohlthätig ist. Kinder, die schon in der Blüthe ihres Lebens sich mit ihr bekannt machen, erhalten in ihr eine Unterweisung zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum. Sie, diese von Gott eingegebene Schrift, ist unseren Kindern nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; daß sie heranwachsen zu göttlichen Menschen, vollkommen und zu allem guten Werk geschickt. Wenn aber die heilige Schrift, richtig verstanden und mit einem frommen Sinne aufgefaßt, diesen wohlthätigen Einfluß auf die Bildung und Veredlung jugendlicher Herzen hat: wie groß und unermeßlich ist dann auch in dieser Beziehung der Segen der Reformation! Doch dieß ist es ja eben, was an diesem festlichen Tage die evangelische Kirche ernsthaft erwägen und dankbar beherzigen soll, und was auch wir jetzt erwägen und beherzigen wollen. Kommt! laßt uns nachdenken: Ueber den wohlthätigen Einfluß der Reformation auf die religiöse Erziehung und Bildung der Jugend. Diesen wohlthätigen Einfluß wollen wir uns erstlich in seinem Umfange klar machen, um ihn richtig zu beurtheilen; dann aber auch bedenken, wozu uns derselbe verpflichtet, um ihn gehörig zu schätzen. Schenkt dieser Betrachtung eure ungetheilte Andacht.“

„Wie alle einsichtsvollen und weisen Männer, die über das Verderben der menschlichen Natur und die wirksamsten Mittel zu ihrer wahren Veredlung gründlich nachgedacht haben, in der Ueberzeugung zusammen treffen, daß damit schon in der Jugend der Anfang gemacht, und das kindliche Herz schon früh für Gott und die Tugend gewonnen und gestimmt werden müsse: so finden wir diese Ueberzeugung nirgends klarer, bestimmter und vielseitiger ausgesprochen, als in dem Denken und Thun der großen Männer, welche das unsterbliche Werk der Reformation zu Stande gebracht haben. Vor Allem war dieß Luthers Ueberzeugung und Glaube. Es ist billig, daß wir dabei seiner, als des Helden unseres Festes, ganz vorzüglich gedenken, sowie es zugleich das Anziehendste ist. Und in Wahrheit, den wohlthätigen Einfluß der Reformation auf die religiöse Erziehung und Bildung der Jugend können wir uns auch nicht klarer machen, als wenn wir bei seinem hohen, anziehenden Bilde verweilen, und dann fragen: was dieser ernste große Mann für die Kinder fühlte? Was er für sie that? Was er für sie hinterließ? O! möchte es mir gelingen, ihn von dieser höchst anziehenden Seite treu und würdig zu schildern!"

„Also erstlich: Was fühlte Luther für die Kinder? Daß er ein Mann war, den eine tiefe Kraft, ein kühner Muth, ein hoher Ernst, eine trotzende Festigkeit beseelte, wissen wir Alle; aber daß er damit ein zartes und feinfühlendes, ein liebevolles und mildes Herz verband, und so Geist und Gemüth, und Kraft und Liebe, herrlich in ihm verschmolzen war, wird weniger bemerkt und oft übersehen. Und doch ist es gerade diese harmonische Verbindung, die ihm Vollendung gab, die auf der einen Seite ihn so groß,

auf der andern so liebenswürdig darstellt. So wie er selbst ein zärtlicher Ehemann und ein glücklicher Vater war, so hing seine ganze Seele an seinen Kindern. In den Augenblicken der Erholung, die ihm sein schweres, unruhiges, kampfvolles Tagewerk gestattete, eilte er am Abend mit liebevoller Sehnsucht zu seinen Kindern, und der Mann, der auf dem Schauplatze der Welt ein Löwe war, war hier ein sanftes Lamm. Mit freundlicher Zärtlichkeit versammelte er dann seine Lieblinge um sich her, drückte ein Kind nach dem anderen an seine Brust, und rief aus: „O! wie lieb hab' ich sie alle!“ An ihren kindlichen unschuldigen Spielen Theil nehmend, sprach er: „Lasse sich Niemand zu klug dünken und verachte Kinderspiel. Christus, da er Menschen ziehen wollte, mußte er Mensch werden. Sollen wir Kinder ziehen, so müssen wir auch Kinder mit ihnen werden. Das Leben der Kinder ist doch fürwahr ein fröhliches seliges Leben, denn sie haben keine zeitliche Sorge, und haben ihre Engel, die sie auf den Händen tragen.“

„Auf seinen häufigen und beschwerdevollen Geschäftsreisen wurde ihm die Trennung von seinen Kindern schwer, und er trug ihr Gemälde bei sich, um an ihrem Anblick sein väterliches Herz zu erquicken. Mitten im Gedränge von Arbeiten, Sorgen und Anstrengungen, schrieb er an sie die zärtlichsten Briefe, voll Geist und Liebe, voll edler kindlicher Einfalt. Wie eins seiner Kinder starb, saß er in schmerzvoller Wehmuth an dessen Bettchen, und der Mann, der mit felsenfestem Muthe vor Kaisern, Königen und Fürsten stand, und sich nicht fürchtete, wenn auch die Welt voll Teufel wäre, eben der Mann sank jetzt auf seine Kniee, weinte

bitterlich, und bat Gott mit heißen Thränen, er möge seinem mit dem Tode ringenden Kinde eine sanfte Auflösung geben. Als er einst im Kampfe mit der Finsterniß und Bosheit fast erlag, und zweifelte und wankte, hörte er auf einem einsamen schwermuthsvollen Gange in der Abenddämmerung eine arme Mutter mit ihren Kindern für ihn und seine Sache zu Gott beten; und erheitert eilte er zu seinem sanften Freunde Melanchthon, und rief freudig aus: „Philippus! Nun laß uns Nichts mehr fürchten und Alles hoffen: unschuldige Kinder beten für uns.“ So hoch ehrte unser Luther die Kinder, so tief und viel fühlte er für sie. — Und was

thät er für sie? Die gründliche Verbesserung der häuslichen Erziehung und des öffentlichen Unterrichts in Schulen lag ihm ebenso am Herzen, als die Reinigung und Verbesserung der Kirche. „Das sollen,“ sprach er, „die Eheleute wissen, daß sie Gott, der Christenheit, aller Welt, ihnen selbst und ihren Kindern, kein besser Werk und Nutzen schaffen mögen, denn daß sie ihre Kinder wohl erziehen. Es ist auch kein größer Schade der Christenheit, denn der Kinder Versäumniß; denn soll man der Welt wieder helfen, so muß man fürwahr an den Kindern anheben. Derohalben bitte euch, meine lieben Herren! um Gottes und der armen Jugend willen, wollet diese Sache nicht so gering achten, wie Viele thun, die nicht sehen, was der Weltfürst gedenkt. Denn es ist eine große Sache, da Christo und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volk helfen und rathen. Lieben Herren! Muß man jährlich so viel wenden an

Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlich Freude und Gemach habe: warum sollte man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die arme Jugend, daß man einen geschickten Mann, oder zween hielte zu Schulmeistern. Es ist eben so viel in einer Stadt und einem Dorfe an einem Schulmeister gelegen, als an Pfarrherren. Schulen kann man nicht entrathen, denn sie müssen die Welt regieren. Und wenn ich kein Prediger wäre, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte. Man muß aber nicht sehen, wie es die Welt belohnt und hält, sondern wie es Gott achtet — und an jenem Tage rühmen wird." *)

„Und wie hat er selbst Hand an's Werk gelegt, der große, fromme kindliche Mann! Mit welchem milden freundlichen Ernst nahm er sich der damals verlassenen Jugend an! Mit welcher liebevollen Begeisterung unterrichtete er selbst armer Leute Kinder! Wie viele Stadt- und Dorfschulen hat er auf seinen Geschäftsreisen besucht; wie viele verbessert; wie viele gegründet und neu eingerichtet; wie viele durch seinen Rath und Einfluß gestiftet, und alle seine Verbesserungen im Schul- und Erziehungs-Wesen athmen den Geist einer weisen Zweckmäßigkeit, einer lichtvollen Ordnung, einer fruchtbaren Kürze, einer lebendigen Gottesfurcht und Tugend. Sein unsterbliches Verdienst ist in dieser Beziehung ebenso groß, als das um die Kirche. Nie hat Jemand so viel, so

*) Luthers Werke. Wittenberg. Theil IV. S. 239.

ausdauernd und glücklich für die Kinderwelt gewirkt, als er. — — Und was hat er endlich für sie"

„hinterlassen? Außer vielen anderen ihr nützlichen Schriften, hat er ganz besonders sein größeres und kleineres Lehrbuch des christlichen Unterrichts für die Jugend hinterlassen, das in seiner ganzen originellen Abfassung, in seiner evangelischen Lauterkeit, in seiner Klarheit und Tiefe, in seiner Erhabenheit und Kindlichkeit, in seiner Kürze und Vollständigkeit, in seiner belebenden Frömmigkeit, mit Recht das Ansehen eines symbolischen Buches in der Kirche erhalten hat. Nach der heiligen Schrift selbst hat nie ein Buch in der Welt so tief, so dauernd, so umfassend gewirkt, als dieses sein katechetisches Lehrbuch. Seit drei Jahrhunderten ist es bis auf den heutigen Tag, bis zu dieser Stunde, die tiefe, reine, kräftige Quelle, aus der Millionen und abermals Millionen Kinder die ersten dauernden Eindrücke christlicher Gottesfurcht und Tugend zum Segen für ihr ganzes Leben schöpfen. Und welche Zunge mag das Verdienst aussprechen, das er um Schulen und Kinder sich durch die Uebersetzung der Bibel erwarb! — eine Uebersetzung, die in ihrer Gründlichkeit den tiefsten Denker befriedigt, und in ihrer edlen kindlichen Einfalt das Gemüth eines jeden Kindes so wunderbar anspricht. Was wir sonst unseren Kindern zur Belebung ihres sittlichen Gefühls sagen mögen, verfliegt so leicht und bleibt ohne Wirkung; aber die einzelnen kurzen, köstlichen und kraftvollen Bibelsprüche, wie Luther sie ihnen gegeben hat, haften in ihrem Gemüthe, und sind der verborgene Same, aus dem sich in den späteren Jahren ihres Lebens, wie aus festen Haltpunkten, der ganze Segen der Frömmigkeit und Tugend entwickelt. Wie ein voller klarer,

tiefer und mächtiger Strom hat sich dieser Segen durch die Christenheit nach allen Richtungen hin ergossen, und ergießt sich in die Ewigkeit. Seht, so tief fühlte, so viel that, so viel hinterließ Luther für die Kinderwelt!"

„Ehrwürdiger und großer, milder und kindlicher Mann, wie verdienst du unsere Bewunderung und Dankbarkeit! Sinnend und ernst stehen wir vor deinem hohen Bilde still, und unser Herz schlägt dir entgegen. Wir bewundern dich in deiner kühnen Stärke, die mit kräftiger Hand die Welt aus ihren Angeln hob, und wir lieben dich in deiner sanften Milde, die freundlich sich zu Kindern herabläßt, um mit ewigen Gütern sie zu segnen. Siehe! eine Schaar von Millionen Kindern ist heute, an dem dir geweiheten Feste, vor Gott und Jesu versammelt, zu dem du sie hinführtest, und in die Lobgesänge des Himmels und der Erde mischt sich auch unser und unserer Kinder Lobgesang."

„Ist es uns, wie wenig und unvollkommen ich auch nur habe sagen können, klar, wie wohlthätig und groß der Einfluß geworden, welchen die Reformation auf die religiöse Erziehung und Bildung der Jugend seit drei Jahrhunderten gehabt hat, und noch immer fortwährend hat: so laßt uns nun auch noch beherzigen: wozu diese Wohlthat uns verpflichtet, damit wir sie nicht bloß richtig beurtheilen, sondern auch dankbar schätzen und benutzen. Und da sei mir vergönnt ein Wort ernster Erinnerung an euch, Eltern, Lehrer und Erzieher. Ein Wort väterlicher Ermahnung an euch, geliebte Kinder. Ein Wort froher Hoffnung an uns Alle."

„Ein Wort ernster Erinnerung an euch, Eltern, Lehrer

und Erzieher. Wir erinnern uns heute an einen großen, ehrwürdigen, von Gott gesandten und ausgerüsteten Mann, der, wie nie Einer vor ihm, wie nie Einer nach ihm, mit dem glücklichsten, segensreichsten Erfolge auf die Kinderwelt gewirkt hat, und dessen Wirkungen uns noch immer umgeben. Die erste Frage, die sich dabei aufdrängt, und der sich nicht ausweichen läßt, ist die: durch welche Wahrheiten, durch welche Grundsätze hat er dieß bewirkt, und durch welche Kräfte so viel Großes und Herrliches zu Stande gebracht? Fragen wir seine Schriften; sehen wir an sein Thun und Wirken; hören wir ihn selbst, — so erhalten wir keine andere Antwort auf unsere Frage, als die unser Text uns giebt: Wenn du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum. Diese von Gott eingegebene Schrift ist unsern Kindern nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, daß sie heranwachsen zu vollkommnen göttlichen Menschen, zu allem Guten geschickt. Alles, was der unvergleichliche Mann für Kinder fühlte, Alles, was er für sie hinterließ, entsprang einzig bei ihm aus seinem hohen Glauben an die stille und tiefe wunderbare Gewalt des göttlichen Wortes auf das Herz des Menschen. „Wo“ — so sprach er unaufhörlich, „wo die heilige Schrift nicht regiert, da rathe ich fürwahr Niemand, daß er sein Kind hinthue. Es muß verderben Alles, was nicht Gotteswort ohne Unterlaß treibt. Ich habe große Sorge, die Schulen sind Pforten der Hölle, so sie nicht emsiglich die heilige Schrift üben und treiben in das junge Volk. *)

*) Luthers Werke. Theil VI. Wittenberg. An den christlichen Adel deutscher Nation.

Und was hier die heilige Schrift lehrt, und was ihr herrlicher Dollmetscher so unverrückt festhielt, das ist nicht leere Behauptung, das ist eine durch Millionen bewährte Thatsache. Nur die Erfahrung hat hier eine Stimme, nur sie kann entscheiden. Und wie? Diese Erfahrung aller Zeiten und Jahrhunderte wolltet und könntet ihr vertauschen gegen die tausendfachen, stets wechselnden und sich widersprechenden luftigen Versuche und Vorschläge, an denen im Fache der Erziehung und des Unterrichts unser Zeitalter so reich ist? — Und wie, diese mit jedem Jahre größer werdende Wasserfluth seichter, tändelnder, geist- und herzloser Kinderschriften sollte euch mehr gelten, als die heilige Schrift, und diese verdrängen? Oder, habt ihr es höher und tiefer angelegt mit euren Kindern und Schülern, als ihnen eine glatte Außenseite zu geben; wollt ihr mehr aus ihnen machen, als sie klüglich abzurichten für das Thun und Treiben in der Welt; ist es euch ein wahrhaftiger Ernst damit, ihr Herz zu veredeln, daß rein und gut werde die Quelle aller ihrer Gefühle, Gesinnungen und Handlungen: so giebt es keinen anderen Rath und keinen anderen Weg, als das unverrückte Festhalten der alten biblischen Grundsätze christlicher Gottesfurcht. Erfahrt nur selbst ihre Kraft an euren eigenen Herzen; seid in Wort, That und Beispiel das selbst, wozu ihr eure Kinder und Zöglinge machen wollt. Gebt in euren Häusern und Schulen der heiligen Schrift ihre alten Rechte wieder, und nährt und stärket, gründet und befestiget mit ihrer belebenden Kraft die Herzen eurer Kinder. Eltern, Lehrer und Erzieher, überhört nicht dieß wohlgemeinte Wort ernster Erinnerung."

„Und nun ein Wort väterlicher Ermahnung an euch, geliebte Kinder. O! wie bei eurem Anblick mir das Herz

höher schlägt und in Liebe und Freude überfließt. Wie einst der Knabe Luther im Kreise armer Chorschüler stand, demüthig und anspruchlos: da ahnete, da dachte Keiner, daß in ihm verborgen lag der große, herrliche, unsterbliche Mann. Und wer weiß, wie Viele unter euch sind, die einst das Gemeine verschmähen, sich über das Gewöhnliche erheben, und um das Vaterland und die Welt sich große Verdienste erwerben werden. Und darum wünsche ich in dieser seltenen heiligen Stunde meiner schwachen Rede Milde und Kraft, daß sie in euer Herz dringen, der Begeisterung Funken in euer Gemüth ausstreuen, still und tief kräftige Entschlüsse in euch anregen, und euch für Alles, was groß und gut, edel und schön ist, begeistern möge. Und da wählt den großen, göttlichen Mann selbst, dem dieses Fest geweihet ist, euch zum Muster, und tragt sein Bild voll Kraft und Liebe in eurem Herzen. Seht, wie er als Knabe schon in der strengen Schule der Anstrengung, des Fleißes und der Selbstverläugnung, der Zucht, Ordnung und Gottesfurcht, sich zu dem gebildet hat, was er wurde. Lernt an seinem Beispiele, was aus dem Menschen werden, wie er aus der Niedrigkeit sich hinauf und empor arbeiten kann, wenn ein frommer und kräftiger, ein muthiger und fester Wille ihn belebt und beseelt. Seht an ihm, wie nicht Geburt, nicht Stand und Rang, sondern nur allein persönliche Würdigkeit groß und gut macht. Seid ihr dürftig, niedrig und arm: fürchtet die Dürftigkeit, Niedrigkeit und Armuth nicht; er selbst, eines armen Bergmanns Sohn, spricht und ruft euch zu: Armer Leute Söhne müssen sich aus dem Staube arbeiten und viel leiden. Und weil sie nichts haben, darauf sie können stolziren und pochen, lernen sie Gott vertrauen, drücken sich und schweigen still; und so

hebet sie unser Herr Gott empor, daß sie zu solchen Ehren kommen, dahin mancher Reiche nicht kommt mit aller seiner Gewalt, Macht und Reichthum. Die Armen fürchten Gott, darum giebt ihnen Gott gute Köpfe, daß sie wohl studiren und lernen, gelehrt und verständig werden, daß sie Fürsten, Könige und Kaiser mit ihrer Weisheit lehren können, wie an Joseph und Daniel zu ersehen. Wer sind die großen Doctores der Rechte, der Fürsten und Könige Canzler, des Kaisers Räthe? Gemeiniglich armer Leute Kinder; sie sind es, die die Arbeit thun, und Land und Leute regieren. *) Darum, geliebte Kinder, vertrauet Gott, und faßt an diesem unvergeßlichen Morgen, vor seinem heiligen Angesichte, den unerschütterlichen Entschluß, ihm eure Kräfte und euer Leben zu weihen. Und wie denn auch euer Schicksal sich entwickeln, wohin auch die Hand der Vorsehung euch führen mag, überall, wo sie euch hinstellen wird, werdet ihr euren Platz würdig ausfüllen, zum Segen der Menschheit. Bewahret, geliebte Kinder! dieß Wort väterlicher Ermahnung in einem frommen Herzen."

„Und nun zum Schlusse auch noch ein Wort froher Hoffnung an uns Alle. Seht, ein langer Zeitraum von 300 Jahren, wo der große Mann mit seinen ehrwürdigen Gehülfen sein unsterbliches Werk begann, liegt hinter uns. Aber wie hat die allmächtige Hand des Herrn dieses Werk unter allen Stürmen, Kämpfen und Verheerungen behütet!

*) Luther in seiner Hauspostille.

welchen unermeßlichen Segen hat es der Welt bereitet; wie theuer war es unsern vollendeten Vorfahren und Vätern, wie neu und heilig ist es uns auch heute, als wäre es gestern erst geschehen. So trägt alles wahrhaft Gute den unzerstörbaren Keim seiner Dauer in sich selbst, und trotzt der Zeit und ihren Wechseln. Erst selbst weise, fromm und gut, laßt uns dann mit heiterem Muth an der Bildung unserer Kinder arbeiten, und dann mit froher Zuversicht hoffen, Gott werde unsere Bemühungen segnen und unsere süßen Vater- und Mutter-Wünsche gnädig erfüllen. Seht, Einer nach dem Andern tritt still und leise von diesem Schauplatz ab, ein Jeder in seiner Ordnung, wenn der Engel des Todes ihm winket; und o! nicht lange, nicht lange mehr, dann sind wir Alle, die jetzt in den mittleren und höheren Jahren des Lebens stehen, verschwunden, und unsere Kinder, unsere Söhne und Töchter, nehmen unsere Plätze und Stellen ein. Dunkel ist die Zukunft vor unseren Augen und wir wissen nicht, was aus ihrem Schoße auf sie wartet. Aber laßt uns über den Schmerz der letzten Trennung, über Tod und Grab hinaus, ruhig und getrost aufblicken. In der Reformation ist dem menschlichen Geschlechte, unseren Kindern und Nachkommen, eine Sonne aufgegangen, die ewig leuchten, und so lange es Menschen auf Erden giebt, mit ihrem Lichte und ihrer Wärme alle frommen Herzen erleuchten und erquicken wird. Er, von dem sie zeugt und als dessen Sache sie dasteht, ist und bleibt bei den Seinen, alle Tage bis an der Welt Ende: und ihm, dem Herrn der Herrlichkeit, ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden. Mag Alles hier dem furchtbaren Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen sein; mag ein Geschlecht nach dem anderen dahin sterben; mag, wenn dieses

Fest wiederkehrt, von Allen, die es jetzt feiern, auch nicht Einer mehr auf Erden sein: getrost, das Wort unsers Gottes ist ewig, wie er, und kennt keinen Wechsel! Hallelujah! — Eine feste Burg ist unser Gott! — Hallelujah! — Auf einen Felsen hat der Herr seine Kirche gebaut, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Amen."

„Stehet auf und lasset uns beten."

„Hier stehen wir auf der Schwelle eines neuen christlichen Jahrhunderts ernst und gerührt vor dir, Allmächtiger! und beten dich an in deiner Huld und Gnade. Mit Millionen erleuchteter Christen bringen wir dir Lob und Dank für alle unendlichen Wohlthaten und Segnungen, die du uns und unseren Kindern durch dein untrügliches Wort erwiesen hast und erweisen willst. Wie wir unsere Kinder lieben, das weißt du, der du sie uns gabst und anvertrautest. Aber wir Alle beten und flehen: lehre uns die Weisheit, in der diese natürliche Liebe eine geistige und fromme wird, eine Liebe, die das Theuerste, was sie hat, dir und dem Erlöser weihet. Ja, ein jeder Vater, eine jede Mutter, legt in dieser Stunde das Gelübde vor dir nieder: ich und mein Haus und meine Kinder, wollen dir, dem Herrn, dienen. Stärke uns, Barmherziger! und gieb uns Kraft und Ausdauer, unsere Versprechungen zu erfüllen. Und hast du uns dann treu und bewährt gefunden: o! dann laß einst uns Alle, die vorangingen, Alle, die uns folgen werden, selig vor deinem Throne wieder finden. Amen."

Gemeinde.

„Was oft den Weisen dieser Welt
Des Höchsten Rath verborgen hält,
Wird nun schon früh der Kinderschaar
Als sel'ge Wahrheit offenbar.

Die Weisheit, die vom Himmel stammt,
Der Glaube, der zur That entflammt,
Der fromme Sinn stärk' euer Herz
In Glück und Noth, in Freud' und Schmerz.

Chor der Kinder.

O Geist des Herrn! dir weihen wir
Auf's Neue uns; erhalt uns dir.
Schütz unsere Unschuld, wenn die Welt
Mit Trug und Sünde uns umstellt.

Gemeinde.

Für Erd' und Himmel zu erzieh'n,
Laß unsre Schulen fröhlich blüh'n.
Des Vaters Herz, der Mutter Brust,
Sei sich der süßen Pflicht bewußt.

Herr, Herr! sie sind dein Eigenthum,
Auch unsr're Wonn', einst unser Ruhm:
O, daß an der Vergeltung Tag
Nicht Eins von Allen fehlen mag!

Gemeinde und Kinder.

Ja, Alle, Alle flehen wir,
O, Vater! heilige uns dir!
Dein uns geschenktes helles Licht
Erlösche unsern Seelen nicht."

Wenn man von diesen frommen Eindrücken erfüllt ist, sich in der geistigen frischen Stimmung der Union befindet, ihre erquickende Wohlthat erfahren hat, und einen ruhigen Blick auf ihre fortgehenden Segnungen richtet: dann wird es unbegreiflich, wie es Menschen, Christen, gegeben hat, und noch giebt, welche der kirchlichen Union nicht bloß abhold

sind, sondern sie sogar feindselig angreifen und in ihr nichts als Verderben sehen. Gemüther dieser Art, welche mehr Freude finden am Widerspruche, als an der Zusammenstimmung, mehr an der Zwietracht, wie an der Eintracht, mehr am Unfrieden, als am Frieden, sie müssen eigen organisirt sein! Eine solche betrübte Erscheinung läßt sich nur aus dem Fanatismus und seinem egoistischen leidenschaftlichen Separatismus erklären. Naturen dieser Art befinden sich in einer Selbsttäuschung, die wirkliche Verblendung ist, welche sich so einspinnt, daß sie den Verstand verdunkelt und in den Zustand der Berauschung setzt. Sie erhält eine Macht, die alle Kräfte beherrscht, und in dieser Herrschaft wirken alle Gründe der Vernunft nicht. Imagination wird für Inspiration gehalten, der man nicht widerstehen dürfe, weil sie von Gott komme. Seine Sache ist die ihrige, die ihrige die seinige, und in dieser Identifizirung rennen sie sich so fest, daß sie nicht aus diesem Zauberkreise kommen können. Hier wird es wahr, was von solchen Leuten die heilige Schrift sagt: „sie meinen die Ehre Gottes zu befördern und eifern mit Unverstand." Confession halten sie für Religion; wer jene antastet, greift diese an. Das Dogma, wie die Schule es definirt hat, ist ihnen eine feste Norm, von der sie nicht abweichen dürfen; die Lehre der Kirche Lehre des Christenthums; die Erklärung aller zu ihrer Zeit berühmten Theologen eine noch geltende, von der sie nicht abweichen dürfen. Die Interpretation der Offenbarung und das Menschliche darin wird ihnen göttlich. Sie machen sich selbst löcherige Brunnen, und das abgeleitete Wasser ist ihnen so viel als die Urquelle. Vom Urgebiete des Christenthums haben sie keine klare Vorstellung; darum können sie sich in jenem nicht orientiren; sie haben keinen anderen Gesichtspunkt

und Maßstab, als den der Confession, und Alles, was dieser entgegen ist, sie wohl gar aufhebt, erscheint ihnen als Lüge und Unterdrückung. Dagegen müssen sie kämpfen, damit es nicht aufkomme. Gegner dieser Art meinen es oft redlich; sie lieben nach ihrer Ansicht die Wahrheit und wollen sie; sie sind keine Betrüger, aber sie begreifen nicht, und können auf ihrem confessionellen Standpunkte nicht begreifen, daß sie betrogen sind.

Zur Ehre der gesunden Vernunft, die lernbegierig vernimmt, was die Stimme der Wahrheit spricht; zur Ehre der Menschheit, die in Uebereinstimmung und dem Laut der öffentlichen Meinung immer das Rechte trifft, (vox populi est vox dei) will ich gern annehmen, daß die Widersacher der kirchlichen Union von dem, was sie gegen dieselbe anführten, wirklich überzeugt waren und in der That glaubten, Lutheraner und Reformirte könnten und dürften sich nicht zu Einer Kirche vereinigen. Der Erste, der als solcher, wie die Sache im Werke war, geharnischt öffentlich auftrat, war ein Ausländer, der Prediger Claus Harms in Kiel. Ein Alt-Lutheraner mit Leib und Seele, schrieb er (wie Luther) zur Feier des dritten Jubelfestes der Reformation Thesen, und schleuderte diese wie spitzige Pfeile in alle Welt, aber vorzüglich war damit die Preußische gemeint. In diesen kecken, wie feste, ausgemachte dogmatische Sätze hingestellten Thesen betrachtet er die Reformation als ein abgeschlossenes Werk Luthers und bleibt in den Schranken alles dessen, was, herausgerissen aus dem Zusammenhange des Ganzen, über die Abendmahls- und Prädestinationslehre damals vorzüglich mit Calvin und Zwingli discutirt und dann besonders in der Augsburger Confession axiomatisch festgesetzt ist. Die

ganze, größtentheils in Allegorien abgefaßte Diatribe bleibt also in der Sphäre der Confession und betrachtet diese als Norm, von der man nicht abweichen dürfe. Aus diesem Gesichtspunkte erschien natürlich dem rüstigen kühnen Polemiker die Union als ein verwerfliches Werk, welches nur der Indifferentismus begünstigen könne. Lutherthum war ihm identisch mit Christenthum, und der nur erkenne dieses richtig, wer jenes habe. Die Augsburgische Confession ist ihm Norm des Glaubens (norma fidei), weil sie (quia, non quatenus) mit der heiligen Schrift übereinstimmt. Alle lutherischen Prediger aber sind auf die symbolischen Bücher ihrer Kirche, wie die Reformirten auf die der ihrigen, verpflichtet, mithin dürfen sie der Union nicht beitreten und die Vereinigung zweier verschiedener Confessionen in Eine ist eine unzulässige Sache u. s. f. Das mit Kraft und Leben, mit Muth und Entschlossenheit geschriebene Libell machte Sensation und Viele wurden stutzig.

Den hingeworfenen Fehde-Handschuh nahm fest und ruhig ein Mann auf, der durch seine Gelehrsamkeit, durch seinen Scharfsinn, durch seine gewandte und sinnreiche Dialektik, wie durch seine rechtschaffene christliche Gottesfurcht, schon damals (1817) in einem guten Rufe stand, — Schleiermacher. In seiner geistreichen Gegenschrift beweist er schlagend, „daß der Prediger Claus Harms in seinem Antagonismus sich in den engen, kleineren Grenzen seiner einseitigen Confession bewege und nur als ein dogmatischer Lutheraner streite. Als solcher betrachte er die Reformation nicht als eine universelle Weltbegebenheit, sondern als eine particuläre Sache einer einzelnen Kirchenpartei, neben welcher es noch viele anderen gäbe. Aus der großen Evolution der fort-

schreitenden Zeit und ihrem erst nach Jahrhunderten sichtbaren Zusammenhange reiße Harms ein Fragment heraus, und mache dieses zum Centrum, das doch wo ganz anders, in der Sache selbst, liege. Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin wären mit ihren übrigen Mitarbeitern nicht die Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge, sondern nur die Werkzeuge der göttlichen Vorsehung, und ihr höchster, schönster Ruhm sei und bleibe der, daß sie gewürdigt wurden, es zu sein. Auch haben sie nichts Neues gemacht, sondern das Alte so von dem bedeckenden Schutt und Unrathe der Hierarchie und ihren Formen gereinigt, daß es in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hervortreten und sich geltend machen konnte. Das Werk der Reformation war und ist also nicht die Stiftung einer lutherischen Kirche, wogegen Niemand eifriger protestirte, als Luther selbst; nicht die Stiftung einer reformirten, sondern die Wiederherrlichmachung und Beseligung der evangelischen Kirche, die Jesus Christus, der ewige Sohn Gottes, als ihr Schöpfer, leitet und regiert. Er ist der belebende Mittelpunkt derselben; von ihm geht Alles aus, auf ihn Alles zurück; er ist Anfang und Ende; an ihn glauben wir; durch ihn allein werden wir selig; er hat uns theuer erkauft, nicht mit vergänglichem Silber und Gold, sondern mit seinem heiligen unschuldigen Blute; er ist Alles in Allem. Wir dürfen uns also nicht lutherisch, nicht reformirt, wir müssen uns nach ihm und seinem heiligen Evangelium evangelische Christen nennen, schon in unserem Namen muß unser Glaube und unser Bekenntniß liegen. Diese Benennung ist also die richtige, ursprüngliche, sie bezeichnet unsere Vorzüge, unsere Rechte und Pflichten; sie vereinigt das Getrennte, sie sammelt das Getheilte, sie concentrirt alle Glieder unter einem Haupte. Die Union

achtet und ehrt die Bekenntnißschriften der Reformation, aber bei ihr bleibt sie nicht stehen; sie gehet mit Luther und den übrigen Reformatoren im 16ten Jahrhundert zurück in jene Zeit, in der Christus lebte und starb; nur ihn hört sie, nur ihn meint sie, nur an ihn glaubt sie; vor ihn, den alleinigen Meister und Seligmacher, treten alle Menschen, auch die besten, ehrfurchtsvoll zurück. In diesen, den historisch einzig wahren Gesichtspunkt tritt die uniirte Kirche in aller ihrer Herrlichkeit und Einheit als ein unsterbliches Werk ein, und aus Gott hervor, welches seine Befehle erfüllet, und den Willen Jesu Christi thut, seine Weissagungen in That setzt, und die Reformatoren und besonders Luther, durch welche wir durch die Nacht abergläubischer Jahrhunderte auf diesen Lichtpunkt hindurch gedrungen sind, am Meisten und Besten dankbar ehrt. Nachdem Schleiermacher durch die Nebel der Confessionen sich zu dieser Höhe und ihrem strahlenden Lichte empor gearbeitet, bewegt er sich wie auf Schwingen leicht und siegreich; seines Uebergewichtes sich bewußt, schleudert er links und rechts, vor und hinter sich, Blitze und Donnerkeile, und er steht wie ein Kirchenvater da, der segnend seine schützende Hand über die uniirte Kirche hält."

Diese Schutzschrift Schleiermacher's war so geschrieben, mitunter in einem sarkastischen Geiste, daß Jeder sie verstehen konnte, und wirkte darum gewaltig; der gerade und gesunde Sinn des Volkes begriff nun die Tendenz der Union und neigte sich zu ihr erst recht hin, so daß man sagen kann, die gute Sache der Vereinigung wurde durch den Widerspruch, den sie erfuhr, und die Art, wie er beleuchtet ist, noch mehr gefördert. Sie ging ruhig ihren Gang fort und entwickelte sich von selbst, und die ohnehin in einer dogmatischen Färbung

geschriebenen Thesen eines lutherischen Ausländers, der Vieles darin gesagt hatte, was auf unsere Zustände keine Anwendung fand, wurden sehr bald vergessen.

Schlimmer, als außer der Festung, war und wurde der Feind in derselben, der Prediger und Professor Scheibel in Breslau. Von ihm kann man mit Kant sagen: Gott behüte uns vor unseren Freunden, vor unseren Feinden wollen wir uns wohl selbst in Acht nehmen. Die Union, freisinnig, edel und christlich, vom Könige bei der Reformations-Jubelfeier ausgesprochen, hatte überall im ganzen Lande Anklang gefunden; auch in Schlesien und der Hauptstadt Breslau war sie mit freier und dankbarer Zustimmung von allen Gemeinden angenommen. Nur von einer nicht, welcher der Scheibel als Seelsorger vorstand; und dieser widerstand nicht nur, sondern trat öffentlich als ihr Gegner auf, — hartnäckig.

Ich sehe mich genöthigt, hier von diesem Manne und seinem Attentate zu reden; ich thue es ungern, gegen meine Neigung, um so mehr, da er mitten im Streite inzwischen zu Nürnberg im Exil gestorben und vor einen höheren Richter getreten ist. Aber ich bin auch der historischen Folgen wegen gezwungen, seiner, als eines Hauptwidersachers, zu gedenken, weil er es ist, der in das gute Werk der Eintracht Zwietracht gebracht, das fortdauernde Dasein der sogenannten Alt-Lutheraner in Schlesien vorzüglich bewirkt, und durch seine Renitenz des Hochseligen Königs Leben auf mannigfache Weise getrübt hat. In Wahrheit kann man ohne Ungerechtigkeit die Worte unseres Herrn auf ihn anwenden: Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt!

Der Prediger Scheibel fing, nicht Belehrung mit sanftmüthigem Geiste, nicht Vermittelung, Verständigung und Versöhnung auf friedlichem Wege suchend, sondern von vorn herein seinen haderhaften Widerspruch damit an, daß er in seiner ersten Schrift sagte: „Der Bischof Sack hat die Union hypokritisch eingeleitet; Schleiermacher sie unterstützt, weil derselbe gern Kirchenfürst werden will; und Eylert sie gefördert, weil er keine Rechte Jesu mehr achtet." Dieses Libell wurde mir von mehreren Seiten aus Breslau, auch anonym mit einem giftigen Briefe, zugeschickt. Der Justizminister von Kircheisen sagte mir, „daß der auf mich losgelassene Ausfall des Predigers Scheibel, zugefügt einem christlichen Geistlichen, eine grobe Injurie enthalte, und daß derselbe, wenn er von mir verklagt werden sollte, wenigstens 2 Jahre zur Festungsstrafe nach dem Gesetze condemnirt werden würde." Ich wollte, daß ich ihn verklagt hätte; darum allein, um den unruhigen, turbulenten Mann dadurch wenigstens unschädlich gemacht zu haben; es wären dann vielleicht seine späteren Controversen in Schlesien verhütet worden. Aber die Gelassenheit und Ruhe, das satyrische Lächeln und das mitleidige Achselzucken von Sack und Schleiermacher bewogen mich, gleichfalls still zu sein. Der König, welcher größtentheils die Schriften über den Agende-Streit und die Union las und auch die von Scheibel gelesen hatte, fragte mich: „was ich thun wolle?" Er war der Meinung, der Mann müsse wohl von mir vorher schwer beleidigt sein, weil sich nur dadurch ein solcher Angriff auf meine Amtsehre erklären ließe. Als ich Ihm nun sagte: „daß ich gar nicht den Scheibel kenne, ihn nie gesehen habe, mit ihm nie in Berührung gekommen sei," erwiederte Er: „Das ist mir unbegreiflich. Es giebt doch curiose Leute!" Ich ließ die Sache

auf sich beruhen, um so mehr, da ich im Jahre 1821 in Salzburg in Schlesien von vielen Breslauern einstimmig hörte, daß der Prediger Scheibel ein zwar äußerlich demüthiger, aber im Grunde seines Herzens, von seinen Anhängern geschmeichelt, ein stolzer Mann sei, der rechthaberisch mit Allen, die nicht seiner Meinung wären, im Streite lebe.

In der Zeit seiner kirchlichen Polemik, in welcher er in Schlesien seiner Partei immer mehr Anhänger zu gewinnen strebte, lebten in Breslau zwei ehrenwerthe Männer, mit denen ich gleichzeitig 1789 in Halle studirt und die meine Jugendfreunde gewesen. Beide wirkten nun in wichtigen öffentlichen Aemtern. Der Eine war der Oberbürgermeister Menzel, der Andere der Superintendent und erste Prediger Tscheggei; Beide wegen ihres thätigen Gemein- und Bürgersinnes im Publicum allgemein geachtet und geliebt. Besonders mit Letzterem war ich, in Halle als Mitglied der kleinen theologischen Gesellschaft, von welcher der geschickte, noch lebende Gymnasial-Director zu Bernburg, Herzog, Präses war, wie durch gemeinschaftliche Studien, so durch freundschaftliche Sympathie nahe verbunden. Diese Verbindung dauerte fort; wir sahen uns späterhin in Carlsbad und Potsdam oft, und ich stand mit Tscheggei, als er noch Prediger in Fraustadt war, von woher der edle Fürst von Carolath den würdigen Mann hochschätzte, in einem vertrauten, größtentheils wissenschaftlichen Briefwechsel. Unser gegenseitiges Vertrauen, in harmloser Jugend gegründet, war und blieb bei seinem ohnehin offenen Charakter rücksichtslos und unbegrenzt, wie es bei Universitätsfreunden zu sein und zu bleiben pflegt. Ebenfalls war in dieser Erinnerung und Richtung der Oberbürgermeister Menzel, mit dem ich ebenfalls correspondirte, aufrichtig und wahr, wie es in seinem Charakter lag. Beide

waren mit der ganzen Stadt Breslau Freunde und Beförderer der Union, und durch sie, von dem Einen auf bürgerlichem, von dem Anderen in einem kirchlichen Standpunkte, erfuhr ich authentisch, was der Prediger Scheibel that, wirkte und machinirte, um die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten zu hindern. Ja, machinirte; denn nach der Aussage des Oberbürgermeisters Menzel hatte er noch im Anfange des Streites den König zu bewegen gesucht, zu genehmigen, daß er im Amte das sogenannte Album mit dem schwarzen Ueberwurf, gleich seinen Amtsvorfahren, tragen dürfe. Friedrich Wilhelm III., ein Gönner und Freund des Alterthümlichen, genehmigte dieß um so lieber, da Er, arglos, hoffte, damit den Scheibel zu gewinnen. Dieser aber hatte nur die versteckte Absicht, auch schon im Aeußeren Etwas zu haben und zu tragen, wodurch er sich besonders als ein strenger Lutheraner von den Reformirten in die Augen fallend unterschied. Als einen hinterlistigen und schlauen Mann charakterisirten ihn in verschiedener Färbung der Oberbürgermeister und Superintendent in Breslau; ebenso größtentheils das dortige Publicum; man war der Meinung, daß man ihn zum General-Superintendenten und Bischof von Schlesien nur hätte machen dürfen, um ihn umzustimmen und zum Beförderer der kirchlichen Union zu machen. Ob es so arg mit ihm und er ein Heuchler gewesen, dem es nur darum zu thun war, eine öffentliche Rolle zu spielen, lasse ich gern dahin gestellt sein, von Jedem das Beste annehmend; genug, die öffentliche Stimme sagte es. Aber gewiß war er ein schlauer, beobachtender, calculirender, hinter dem Berge haltender Mann; so lernte ich ihn persönlich in Potsdam kennen. Vorher hatte er an mich geschrieben, nicht wie ein Mann und Christ, der in persönlicher Beurtheilung sich

geirrt hat, und dieß, nun eines Besseren überzeugt, offen und ehrlich, und damit genug, gesteht. Nein, er spricht ein Langes und Breites von meiner Großmuth, Rechtgläubigkeit und Biederkeit, er bittet mich um Verzeihung wegen der mir zugefügten Beleidigung in einem kriechenden Tone; und das Alles war, wie die Folgezeit sattsam in Thaten zeigte, nur Verstellung. Diese nahm er klüglich an, als er einsah, daß der König es ernsthaft meine, und es unmöglich sei, die Agende- und Unionssache für den ganzen Preußischen Staat zu hintertreiben. Er hatte also seine Wünsche nur noch auf Schlesien beschränkt, und hoffte, in demselben die alt-lutherische Kirche zu erhalten. In solcher Absicht kam er als Deputirter seiner Gemeinde mit zwei Vorstehern derselben nach Berlin. Der König ließ mich rufen, und sagte, „daß es Ihm lieb sein würde, wenn der Scheibel für die gute Sache gewonnen würde. Es sei Ihm unbequem, daß gerade in Breslau die Union Widerspruch fände; es könnte damit weiter gehen und ein böser Anhalt gebildet werden; ich möchte deßhalb mit Scheibel versöhnend sprechen und ihn von seinem Irrthum, als ob die Union der lutherischen Kirche, ihrem Dogma und der Augsburgischen Confession, nachtheilig sei, zurück zu bringen suchen.“ Dazu war ich gern geneigt, um so mehr, da ich an demselben Tage aus Berlin von dem Dr. Scheibel ein höfliches Schreiben erhielt, worin er mich in einem Colloquium, wie er es nannte, zu sprechen wünschte. Er kam, Morgens schon um 9 Uhr.

Es ist ein eigenes Gefühl, einen fremden Menschen, der uns öffentlich schwer beleidigt hat, zum Erstenmal vor sich stehen zu sehen. Gewöhnlich ist, wenn die Blicke sich gutmüthig begegnen, und man sich überzeugt, daß es so böse nicht

gemeint sei, schon gleich wieder Alles gut, und unter aufrichtiger Darreichung der Hand Alles vergessen und vergeben. Gewöhnlich hat man sich in der Entfernung den Gegner anders gedacht, als man ihn in der Nähe von Angesicht zu Angesicht schauend findet, und es ist oft der Fall, daß literarische Feinde, sobald sie sich sehen, sympathetisch angezogen, warme Freunde werden. Man fühlt das begangene Unrecht und eilt, es wieder gut zu machen.

Dieß war leider! hier nicht der Fall. Schon das submisse, kriechende Wesen des Mannes mißfiel mir. Länger, als mir lieb war, hielt er sich bei der öffentlich von ihm mir zugefügten Injurie auf, die ich doch durch meinen verzeihenden Brief in höflicher Antwort auf den seinigen für abgethan hielt. Wenn er mich nur gerade und offen dabei angesehen hätte! Aber es war mir nicht möglich, seinen Blick zu fixiren, er war unstät, heimlich und lauernd. Demungeachtet legte ich's darauf an, ihn zu gewinnen. Wo ich konnte, gab ich ihm nach; besonders stimmte ich ein in das Lob Luthers. Lange drehte sich das Gespräch um die Reformation, die symbolischen Bücher, und die Gestaltung der lutherischen und reformirten Kirche. Als wir über die Union derselben uns nicht vereinigen konnten, wiewohl ich ihre Zulässigkeit und deren Segen bewies, lenkte ich das Gespräch auf das Urgebiet des Christenthums, und bewies mit Stellen aus dem Neuen Testamente, was Jesus Christus, ehe noch an Luther und Calvin gedacht wurde, wollte, lehrte, anordnete und beabsichtigte. Aber ich konnte den Scheibel nicht auf dieß Terrain bringen, und so oft ich auch ansetzte, er sprang jedesmal ab, wie ein scheues Pferd. Eine Schilderung des Königs und die Darlegung, daß bei der Union durchaus

(was man jedoch glaubte) keine geheime und versteckte Absicht zum Grunde liege, und nichts als das Beste beider Kirchen dabei bezweckt würde, war vollends vergeblich. Nachdem wir über drei Stunden miteinander disputirt hatten und ich möglichst ruhig dabei recapitulirt hatte, wurde sein Widerspruch noch greller und ich überzeugte mich, daß ich nichts vermocht hatte. Vielleicht lag die Schuld an mir und meiner Darstellung; aber auch ein Geschickterer, als ich, richtete hier nichts aus. Man kam mit dem Manne nicht von der Stelle, und petrificirt in der Behauptung: die lutherische Confession müsse beibehalten werden, stand das Gespräch am endlichen Schlusse noch auf demselben Punkte, wo es zu Anfange gestanden. Es war Ein Uhr geworden; in Hoffnung, beim Essen und Trinken würde sich die Sache besser machen, bat ich den Prediger Scheibel, den Mittag bei mir zu bleiben; aber auch dieß war vergeblich. Wir trennten uns kalt und höflich, um uns nie wieder zu sehen. Der Mann hinterließ, ehrlich gesagt, in mir einen unangenehmen Eindruck, und wahrscheinlich, oder vielmehr gewiß, in geistiger Reciprocität hat er von mir das Nämliche gesagt. Mir wollte das fatale Bild eines Halsstarrigen, der eigensinnig nicht von der Stelle will, welches ich in der ganzen Persönlichkeit des Scheibel, besonders in seinem starken Halse gesehen, nicht vor den Augen wegkommen; ich konnte es nicht los werden, und auch jetzt noch, wo es mir vor die Seele tritt, wird mir unheimlich um's Herz. Ich hatte gute Worte verschwendet, das geistig Beste, was ich besaß, hingegeben, und es darauf angelegt, den Widersacher zu gewinnen, was ich, wäre es mir gelungen, als einen errungenen Sieg angesehen hätte; aber es war mir mißlungen, und ich mußte seufzen: Oleum et operam perdidi.

Es lag, wenn auch nicht in der Natur der Sache, doch in der Individualität des Predigers Scheibel, daß er von der Zeit an, wo die confessionelle Absicht seiner und der Mitdeputirten Reise nach Berlin und Potsdam mißlang, nun noch mehr gegen die Union eingenommen war. Als ein entschiedener Gegner trat er gegen dieselbe auf, und statt in der Ueberzeugung: er komme mit seiner Absicht nicht durch, einzulenken und aufzugeben, was er gegen die Macht der öffentlichen Meinung nicht durchsetzen könne, wurde er bitter und schwärmte nun dogmatisch leidenschaftlich für die Aufrechthaltung des Lutherthums. Von diesem Zeitpunkt an sahen wir den Mann aufgeregt, wie von einer fixen Idee verfolgt, in der er alle seine Kräfte concentrirte und mit Wärme eines Märtyrers geltend machte, — und so steckte er epidemisch an und gewann Mehrere für seine An- und Absichten. Dieß steigerte seinen Muth und er fuhr fort, auch durch seine Schriften, die in Deutschland gar keinen, wohl aber in Schlesien hie und da Beifall fanden, gegen die Union und die Agende zu wirken. Er widersetzte sich giftig Allem, was in diesem Lande sie befördern konnte, und verletzte selbst dabei allen Anstand und alle herkommliche Sitte. Die Beispiele davon, wie der Oberbürgermeister Menzel und der Superintendent Tscheggei in Breslau sie mir von Zeit zu Zeit meldeten, überstiegen alle Begriffe; selbst ein bescheidener Zweifel, ein Einwurf, machte ihn heftig. In dieser Heftigkeit und Antagonie war er (Referent hat mehrere Charaktere der Art gekannt) überlegsam und schärfte mit Bedacht seine feindseligen Pfeile. Davon könnte ich Mehreres anführen; aber es sei an Einem genug. Der Superintendent Tscheggei hatte in einem gutgeschriebenen, vom Geiste der theologischen Wissenschaft und kirchlichen Liebe beseelten Schreiben die

Prediger reformirter und lutherischer Confession in Breslau officiell aufgefordert, mit ihm die Union friedlich zu berathen, — ob und wie sie am Besten bei den Gemeinden eingeführt werden könnte. An Scheibel, den er als einen Gegner kannte, hatte er noch besonders freundschaftlich geschrieben, und der ganze Brief trug das Gepräge eines frommen, friedfertigen Sinnes, der in dem geraden und offenen Manne lag. Als erster Geistlicher hatte er in derselben Woche bei den versammelten Schlesischen Landständen die feierliche Landtagspredigt zu halten; und er erhielt eine abweisende, kalte und höhnische Antwort von Scheibel, gerade in dem Augenblick, als er zur Kirche gehen wollte. Es wäre besser gewesen, wenn er diesen Brief zurückgelegt hätte; aber der Arglose erbricht ihn, und ärgert sich nun über seinen feindseligen Inhalt dermaßen, daß, tief aufgeregt, den geachteten und geliebten Superintendenten auf der Kanzel (eben der, auf welcher Hermes, der Verfasser der zu seiner Zeit viel gelesenen Schrift: „Sophien's Reise von Memel nach Sachsen," stand) mitten im Vortrage der Schlag rührt. Sein ganzes, sonst lebendiges, Wesen war von der Zeit an gelähmt, und nachdem er, aber ohne den erwünschten Erfolg, Schlesische Bäder gebraucht hatte, starb er. Sein Tod wurde allgemein betrauert, aber von Scheibel und seinen Anhängern als eine verdiente Strafe des Himmels angesehen. Auch der Oberbürgermeister Menzel schrieb mir kurz vor seinem Ende: „Der Prediger Scheibel ärgert mich noch zu Tode!" Er war eine von den Naturen, welche, intensiv warm, extensiv kalt, überlegt, mit Absicht durch Widerspruch, der das Gewand der Frömmigkeit trägt, quälen, unermüdet quälen, und doch dabei Alles so zu punktiren wissen, daß sie im Eifer für die gute Sache (so nennen sie ihre einseitige

egoistische Ansicht) gar nichts von ihrem Terrain verlieren. Scheibel war in seinem confessionellen Separatismus so abgeschlossen und so bitter lutherisch, daß er Alle, welche nicht ebenso dachten und wollten wie er, für Feinde des Christenthums hielt, welche zu verfolgen er für Recht hielt. Er war in dem Grade fanatisirt, daß er, hätte er zu jener Zeit gelebt, das Todesurtheil über Huß und Servet, mit der Ueberzeugung: so sei es in guter christlicher Ordnung, unterschrieben haben würde.

Der König erfuhr alle diese Sachen; Er stand aber in der Hoheit Seiner Gesinnung über jeder Partei und blickte mit Ruhe auf ihr leidenschaftliches Treiben herab. Die Sache selbst lag Ihm am Herzen, und überzeugt, daß sie eine gute war, wollte Er nur sie. Jeden Widerspruch hörte Er mit Gelassenheit an; Er prüfte und untersuchte ihn; fand Er darin Schwäche, so schonte Er sie; aber Er verbesserte, wo Er sich davon Eingang und Nutzen versprechen konnte. Er faßte den Begriff „Union" möglichst weit, und war schon zufrieden, wenn Er nur darin den Charakter des Christlichen fand, wenn er gleich noch manche unlautere Beimischung hatte. Denselben hielt Er als Richtpunkt consequent fest; aber da Er seine aufsteigenden Grade von A bis Z aus eigener Erfahrung kannte, war Er gegen alle Schwachen, die noch auf unterer Stufe standen, sehr nachsichtig und liberal. Einheit wollte Er; aber Mannigfaltigkeit in ihr, und ihre freie Bewegung war Ihm nicht zuwider. Gern hätte Er im Tacte der Uniformität gesehen, daß im ganzen Lande ein und derselbe Ritus im evangelischen Gottesdienste gewaltet hätte und Er sprach von dieser erhebenden Uebereinstimmung mit Liebe und Andacht. Aber Er kannte

und ehrte auch die Rechte und Stärke der Gewohnheit, und mochte Anderen nicht nehmen, woran sie Erbauung fanden. Er las selbst die Berichte der Consistorien und Synoden aus allen Provinzen, und einer jeden ließ Er das Herkömmliche, was in allen Agenden, oft aus der reformatorischen Zeit selbst, stammte, oder doch in ihrem Geiste war, gern; und so ist es gekommen, daß bei demselben Grundtypus doch jede Provinz einen Anhang hat, welcher das besondere Eigenthümliche und Gewohnte in sich faßt. Der eingerissenen und verderblichen bunten Willkür wollte Er zwar ein Ende machen und den Grundstoff der christlichen evangelischen Kirche (verba solemnia ecclesiae) wieder einführend beibehalten wissen; aber Er verfuhr dabei mit großer Mäßigung und Schonung. Er wußte, daß besonders der gemeine Mann in dem ihm respectabeln Bürger- und Bauernstande an Formen hängt, in welchen er nach ererbter Gewohnheit die Sache selbst hat, und daß man ihm diese nimmt, wenn man jene ihm raubt; Er handelte darum darin mit der Zartheit, die im richtigen Tacte in allen Dingen Ihm eigen war. Darum wollte Er nicht vorschreiben, ob man bei der Feier des heiligen Abendmahls Oblate oder Brod (wobei ihm das Brechen von Bedeutung war) gebrauchte, und überließ solches der Pastoral-Weisheit eines jeden Pfarrers, der seine Gemeinde am Besten kennen müsse. Wenn besonders jüngere Prediger darin in reformatorischem Eifer zu weit gegangen sind, und aufgedrängt und gezwungen haben, so lag dieß wenigstens nicht in der Absicht und dem Willen des Königs, der allen Zwang besonders in religiösen Dingen haßte; die legale Freiheit liebte, und die Ueberzeugung eines Jeden, wenn sie nur redlich war, ehrte. Dieß ging so weit, daß Er, selbst gegen Seine Wünsche, bei

der modificirten Einführung der Liturgie und Landes-Agende die Annahme der Union der Neigung einer jeden Gemeinde anheimgab. Keiner im ganzen Lande ist zur Annahme gezwungen, noch weniger ist irgend ein Gegner derselben verfolgt, wie man fälschlich verbreitet hat, und wenn in Schlesien mancher Prediger in dieser Angelegenheit ab officio suspendirt ist, so hat dieser gesetzliche Ernst in ganz anderen Ursachen, (wie wir gleich hören werden) seinen guten Grund. König Friedrich Wilhelm III. war ein Friedensfürst.

Wenngleich Er bestimmt erklärt hatte, daß bei der Union die reformirte Kirche nicht zur lutherischen und die lutherische nicht zur reformirten überginge, vielmehr beide sich mit denselben Ansprüchen, Rechten und Pflichten, einträchtig in Liebe und Frieden, des langen nutzlosen Haders müde, zu Einer echt christlichen evangelischen Kirche vereinigen möchten: so beschuldigte man doch, die reformirte Kirche sei dabei begünstigt und ihr Glaubens-Element wäre in der Agende das vorherrschende. Der König mit Seinem Hause ursprünglich reformirter Confession, mußte sehr oft diesen Vorwurf hören, und er traf dann auch den damals reformirten Prediger, den Er vorzüglich als Sein Werkzeug brauchte. Dieser Vorwurf wurde von vielen Seiten, vorzüglich in verdächtigenden Handlungen und öffentlichen Schriften, von dem Prediger Dr. Scheibel zu Breslau hörbar, und Einer sagte es dem Andern nach, so daß im Lande viel davon gesprochen wurde. Dieser Vorwurf war aber ganz ungegründet. Nicht zu gedenken, daß Friedrich Wilhelm III. mit dem offenen, geraden und vollen Charakter Luthers mehr sympathisirte, als mit dem verschlossenen, in sich gekehrten und bitteren Naturell Calvin's, haben die Empfindungen des Herzens, ohne daß man es

merkt, Einfluß auf das Urtheil des Verstandes, so daß dieses oft seine Färbung von jenem erhält. Die Schriften Calvin's sind gelehrt, tief und scharfsinnig und zeichnen sich aus mehr durch einen denkenden, forschenden Verstand, als durch die Ueberzeugung, die in Gefühl übergeht. Mit einem Worte: man kann zwar Vieles aus ihnen dogmatisch philosophisch lernen, aber, da es ihnen an Gemüth fehlt, sich nicht daran erbauen. Der König aber, welcher Alles gründlich trieb, und die Schriften Luthers größtentheils alle gelesen hatte, wünschte auch hier aus der Quelle selbst zu schöpfen und Calvin selbst zu lesen. Ich gab Ihm also Krummacher's *)

*) Adolph Krummacher, zuletzt Prediger in Bremen, war ein origineller geistreicher Mann; in der größten Hälfte seines Lebens kindlich, phantasiereich und gemüthlich, zuletzt in seinem positiven Glauben starr und unduldsam, doch so, daß sein ursprüngliches Naturell, ein fröhlicher Humor, oft wieder auftauchte. Durch seine Schriften: „Ueber das Evangelium Johannes;" „Die Kinderwelt;" „Die Kirche und Schule;" „Biblischer Catechismus;" „Das Wörtlein: Und;" „Festbüchlein;" „Paramythien und Parabeln," u. s. f., besonders durch letztere, ist er rühmlichst bekannt. Ein geborener Tecklenburger, war er erst Conrector am Gymnasium zu Hamm; ging als Rector nach Mörs; wurde Professor der Theologie an der Universität zu Duisburg; dann, nach deren Aufhebung, Prediger zu Kettwig; von da ging er als Superintendent und Prediger nach Bernburg, und zuletzt nach Bremen. An jedem Orte, wo er gewesen und gewirkt, hat er Achtung, Liebe und Vertrauen genossen und sich durch seine Originalität unvergeßlich gemacht. Auf dem Stadium, welches er als Conrector zu Hamm und als Rector zu Mörs verlebte, habe ich und der Bischof Dr. Roß, der damals Prediger bei der Landgemeinde zu Budberg war, mit ihm innig verbunden frohe geistreiche unvergeßliche Stunden verlebt. Die mit ihm, besonders bei Sonnen-Auf- und

Uebersetzung. Mit Hast fiel Er darüber her; Er hielt es aber nicht aus, und die bei der scharfen Prädestinationslehre vorkommende spitzfindige Distinction von der Freiheit des Willens (de servo et libro arbitrio) war Ihm, wie diese Lehre überhaupt, zuwider. Er kam von dieser abstrusen

---

Untergang, unter klarem Sternenhimmel, in heiteren Sommernächten genossenen Freuden zählen wir zu den reinsten und besten, und rufen ihm wehmüthig nach: Ave pia anima.

Als die Universität zu Bonn gestiftet war, sollte er an derselben als Professor und Universitätsprediger mit einem ansehnlichen Gehalt angestellt werden. Er selbst wünschte es, da die evangelischen Rheinbewohner, Jülich, Cleve, Berg und Mark, um seine Anstellung gebeten hatten; und doch lehnte er sie, zur späteren Reue für sein ganzes Leben, ab, weil der Herzog von Bernburg ihn zu bleiben gebeten hatte; „die Liebe des Landesherrn," schrieb er, „ist mir zu mächtig geworden." Bald darauf ging er, getäuscht in seinen Erwartungen, nach Bremen. Hier, und schon früher, ergab er sich in den letzten Jahren einer trüben schroffen Mystik, die in ihrer schneidenden Einseitigkeit so weit ging, daß er es bereute, seine Parabeln geschrieben zu haben. Sie sind vergleichungsweise sein bestes Buch, das gesunde und frische Blicke in die Natur und ihre Erscheinungen, in die Bibel und ihre göttliche Lehre, wie in das wirkliche Leben und seine lehrreichen Schattirungen, enthält. Die hier stattfindenden Analogien sind ebenso überraschend treffend, als sinnreich und gemüthlich herausgehoben und Erwachsene und Kinder lesen mit Interesse die treffliche Schrift. Die Dedication an die Königinn Luise ist ebenso schön, als kindlich. Das deutsche Publicum hat sich in seiner Theilnahme in vielen Auflagen ausgesprochen, und als der Verleger, der würdige Buchhändler Bädeker in Essen, eine neue, wenn ich nicht irre die 10te, verlangte, verweigerte Krummacher dieselbe, „weil das Buch nicht christlich-positiv genug sei." — Unglückliche Verirrung! G e s c h i e h t d a s a m G r ü n e n, w a s w i l l ' s a m D ü r r e n w e r d e n!

Sache ab, und kehrte nie wieder zu ihr zurück. Bei der geheimen Abneigung, die Er besonders auch darum gegen Calvin fühlte, weil derselbe die Verurtheilung des Servet zum gewaltsamen Tode vorzüglich veranlaßt hatte, und der Sympathie, die Er für Luther in Seinem Herzen fand, war der Vorwurf, daß vorzüglich die reformirte Confession in in der Agende und bei der Union begünstigt sei, Ihm unerhört, und Er sah daraus deutlich, daß die Gegner der böse Geist des Widerspruchs beseele und trübe. (Esprit de contradiction). Da Ihm die gute Sache rein am Herzen lag, ärgerte Er sich darüber, und im Stillen beschäftigte Er sich damit, diesen Vorwurf zu entkräften und die Uebereinstimmung der Agende mit den alten Agenden, besonders mit der lutherischen, zu zeigen. So entstand die Schrift: „Luther, in Beziehung auf die Preußische Kirchen-Agende vom Jahre 1822, mit den im Jahre 1823 bekannt gemachten Verbesserungen und Vermehrungen. 1. Corinther 14, v. 33. Gott ist nicht ein Gott der Unordnung, sondern des Friedens. 1. Corinther 14, v. 40. Lasset Alles ehrlich und Alles ordentlich zugehen. Epheser 4, v. 3. Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens. Berlin, Posen und Bromberg 1827."

Davon wußte ich nichts, und ich erfuhr erst das Dasein dieser Schrift, als der König durch Witzleben sie mir schenkte. Es ist in derselben eine Parallele zwischen der Agende Luthers und der Preußischen gezogen und sonnenklar bewiesen, daß der Theil, welcher in diese aufgenommen, aus jener entlehnt ist; mithin der Vorwurf: das Element der lutherischen Kirche sei zurückgedrängt, und das der reformirten vorherrschend, als unwahr erschien. Die Freunde der

Union freueten sich dieser unparteiischen, sach- und zeitgemäßen Schrift; Niemand war aber mit ihr unzufriedener, als der Prediger Scheibel in Breslau, in dessen Plan sie gar nicht paßte, ihn vielmehr zu zerstören drohte. In seiner unglücklichen Verblendung ging er so weit, daß er in einer unmittelbar an des Königs Majestät gerichteten Vorstellung das Unstatthafte dieser Schrift nachweisen, und beweisen wollte, der Bischof Eylert sei ihr Verfasser. Seiner Meinung war der Ankläger gewiß und er nannte mich „einen verkappten Reformirten, der bei der projectirten Union nur das Interesse seiner Confession bezwecke."

Nie habe ich den König unwilliger gesehen, und Sein Unwille über den Scheibel ging in Erbitterung über. Er nannte ihn einen „fanatischen Widersprecher, der sich nicht überzeugen wolle. Noch immer habe Er gehofft, ihn zu gewinnen, auch durch diese Schrift. Er könne nicht leugnen, daß Er sie geschrieben habe, (jetzt erfuhr ich erst ihren Königlichen Verfasser) des Scheibels und seiner Anhänger wegen. Nun aber sähe Er ein, daß dieser Mensch von seinen Vorurtheilen nicht zurückzubringen sei. Man müsse den halsstarrigen Narren laufen lassen, der, um nur bei seiner Meinung zu beharren, Dinge aus der Luft greife. An Allem, was er in seiner Vorstellung sage, sei auch nicht ein wahres Wort. Miserable Redensarten! (schloß der König.) Ich werde ihm antworten." Und Scheibel erhielt eine Antwort, die er nicht hinter den Spiegel steckte. So viel ich von dem Staatsminister v. Altenstein erfahren habe, war diese Resolution, die der König gab, die letzte von Ihm in dieser Sache. Alle nachfolgenden Eingaben ließ Er zur Verfügung an das geistliche Ministerium abgeben und nahm keine Deputation von Breslau

in dieser Angelegenheit mehr an. Er mochte mit dem Scheibel, den Er als einen hinterlistigen Zänker kennen gelernt, von nun an nichts weiter zu thun haben. Dieser aber ging in seinem erbitterten Widerspruche immer weiter; hetzte auf und intriguirte, Alles **ad majorem Dei gloriam.** Sein Fanatismus steckte Andere an und er zog mehrere Gemeinden in seine bewegten Kreise. Unstreitig hatte er Emissäre zu Gehülfen, die er enthusiasmirte, und diese, er hinter den Coulissen schlau, und auf dem kirchlichen Schauplatze selbst werkthätig, waren hastig und tumultuarisch. Es ist merkwürdig, wie ein einzelner Mensch, wenn er klug und dabei fest und consequent ist, es vermag, einen blinden Haufen zu erregen. Dieser geht dann gewöhnlich weiter, als beabsichtigt ward, und es ist gewiß war, was Schiller sagt: „Das Schrecklichste der Schrecken, ist der Mensch in seinem Wahn."

Dieser Wahn wurde gesteigert durch Scheibel selbst und seine Anhänger; er ging mit ihnen in seinem Fanatismus so weit, daß er allen Behörden der Stadt, der Provinz und des Landes, den Gehorsam aufkündigte und gerade das Gegentheil that von dem, was ihm befohlen war. Unter dem Vorwande: die Collegien wären der Union zugethan, ja selbst uniirt, wollten sie, nicht uniirt, nicht mehr gehorchen, und wenn sie eine Opposition bildeten und sich widersetzten, so befolgten sie als gute lutherische Christen nur den biblischen Rath: „man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen." Die Widersacher kehrten also die im bürgerlichen Leben bestehende und zusammenhaltende Ordnung und Unterordnung um, und stellten sich auf die Linie der Widerspenstigen. Sie nahmen die Gestalt und Miene der Märtyrer an, und wollten als solche ihres Glaubens wegen verfolgt

sein. Aber das wahre christliche Märtyrerthum hat etwas zu Großes, Ernstes und Sympathetisches, als daß man es da sehen und finden konnte, wo nichts als Eigensinn und seine rechthaberischen Einfälle waren. Der Mensch und Christ, welcher der Wahrheit wegen leiden, dulden und das Leben hingeben kann, ergriffen von der Macht der Wahrheit, fest und unerschrocken auch unter Martern bei seinem Bekenntnisse zu beharren, hat etwas Anziehendes, Achtung, Liebe und Bewunderung Einflößendes. Ein solcher frommer Dulder steht auch an den Pfahl gebunden, unter zusammenschlagenden Feuerflammen, frei da, und sein schmerzvolles Angesicht lächelt wie das eines Engels, während seine Henker in ihrem unruhigen Drängen und Treiben die eigentlichen Sklaven sind. Der innere Gehalt und die stille Würde der duldenden und leidenden Wahrheit war aber in dieser Opposition und Widerspenstigkeit nirgends sichtbar, und sie konnte es, wie viele Mühe sie sich auch gab, nirgends zum Märtyrerthum bringen. Denn dieses war gar nicht da, erschien vielmehr bei dem weiten Umfange der Union als ein leeres Phantom. Als Uniirte konnten sie die symbolischen Bücher der lutherischen und reformirten Kirche beibehalten und kein Mensch that ihnen Gewalt an. Aber sie wollten nun einmal in der Kirche ihre Rolle spielen und legten es darauf an, durch ihren Widerspruch die Behörden zu reizen. Mit unglaublicher, weit über die Grenze gehenden Nachsicht hat die Obrigkeit solche gesuchte, durch nichts veranlaßte Widerspenstigkeit ertragen. Geneckt und verhöhnt, schwieg sie still und blieb großmüthig; sie wandte Alles, was sie konnte, an, um die Widersprecher zu gewinnen. Nicht ohne Rührung kann man besonders die Ministerial-Rescripte lesen, die in dieser Beziehung erlassen wurden; sie sind unerschöpflich

an wohlwollenden Ermahnungen, an ruhigen Auseinander=setzungen, an nachsichtsvollen Beurtheilungen, an Geduld und Liebe. Aber statt dadurch beschwichtigt, temperirt und zur Eintracht gebracht zu werden, wurde Scheibel mit seinen zum Theil schlauen, größtentheils blinden Anhängern nur noch hitziger und widerstrebender. Sie hörten auf keine Gründe mehr; sie achteten keine noch so milde connivirenden Verfügungen der Regierung und wurden immer obstinater. Sie beharrten dabei: sie wollten bleiben was sie wären, Lutheraner, und so auch ferner heißen, und zum Unterschiede von den Unirten nannten sie sich als eine eigene, für sich bestehende Partei „die Alt=Lutheraner."

Es mag unter ihnen Viele gegeben haben und geben, die es damit ehrlich meinten und, unfähig, sich auf dem Urgebiete des Christenthums zu orientiren und sich allein an das haltend, was Jesus Christus, unser alleiniger Herr und Meister, beabsichtigte und anordnete, nun einmal von der Reformation ausgingen, und, mehr ihren Buchstaben, als ihren Geist kennend, bei dem allein bleiben wollten, was Luther als Vermächtniß hinterließ. Aus dem dogmatisch=kirchenhistorischen Standpunkte diese Sache betrachtet, läßt sich allerdings Vieles für sie sagen, und Conservation ist besser, als Mutabilität; besser Anhänglichkeit an's Alte, als unruhige Neuerungssucht. Zwischen beiden gleich gefährlichen Extremen liegt aber die Wahrheit, ihr stetiger Fortschritt und ihre allmähliche Verbesserung, in ruhiger Mitte. In und auf derselben stand bedächtig Friedrich Wilhelm III., und wie Ihm Sein eigenes Heil am Herzen lag, so wollte Er auch die wahre Wohlfahrt aller Seiner Unterthanen, und erklärte nach blutigem Kriege vor Allen in Seinem Alter, Ruhe und

Frieden im Lande. Gewiß würde Er darum bei Seiner humanen Gesinnung auch hier nachgegeben und, da Er in Religions- und Kirchensachen nichts zwingen und befehlen wollte, zugelassen und gestattet haben, was die Opposition in Schlesien geringen Theils wollte, um so mehr, als damals nur in diesem Lande, und sonst im ganzen Königreiche nicht, ein bedeutender Widerspruch stattfand. Aber die Gegner, welche inzwischen zu einer Partei sich geschaart und als solche über ihre vermeinte Stärke sich getäuscht hatten, verdarben selbst ihre Sache und riefen als öffentliche Ruhestörer die Gesetze und ihre Macht gegen sich auf. Wie ihre Anführer, besonders Scheibel und die ihm gleichgesinnten Prediger, schon früher nicht mehr thaten, was ihnen geboten war, und eine strafbare Renitenz an den Tag legten, so empörten sich jetzt förmlich mehrere Gemeinden, und unter ihnen viele wüthenden Weiber. Scheibel predigte hier und da, und sprach von Verfolgung, Haß und Noth. Nach seiner Meinung war die christliche Religion selbst in Gefahr und es gälte jetzt, ihr Kleinod zu retten. Er ermahnte zur Treue und Beständigkeit, und zur Versiegelung des Zusammenhaltens in der Verfolgung theilte er nach-lutherischem Ritus das heilige Abendmahl aus. Die Sache hatte dem äußeren Anschein nach etwas Ernstes, Rührendes, Stilles und Andächtiges. Kein Wunder, daß die gutmüthigen, bethörten Leute, größtentheils Menschen aus dem Bürger- und Bauernstande, in allem Ernste glaubten, die Sache verhielte sich wirklich so, und gewißlich sei wahr, was ein berühmter Mann aus Breslau, der selbst ein Prediger, gelehrt in Gottes Wort, an heiliger Stätte, in der Kirche, auf der Kanzel und vor dem Altare, beim heiligen Nachtmahle gesagt und gelehrt habe. Was man auch dagegen sagen, was man auch

anführen mochte von der bekannten christlichen Gottesfurcht und der friedlichen Gesinnung des Königs, Alles half nichts, und wenn man auch Ihn, den gnädigen Herrn, entschuldigte, so schob man um so mehr alle Schuld und ihre vermeinte verfolgende Härte auf die gottlose heidnische Behörde. Man dachte, es finde sich zuletzt ein Halt am Landesherrn, der dieß nicht wolle und nichts davon wisse, und so wurde bei aller Schonung, mit der man verfuhr, der Widerspruch immer provocirender und die Renitenz immer höhnender und hartnäckiger. Den gesandten General-Superintendenten und den Landrath, die zum Frieden ermahnten, wies man tumultuarisch zurück, und im wilden Lärm des Fanatismus kam es zu keiner Verständigung; ja die Abgesandten wurden als Königliche Commissarien so wenig geachtet, daß sie, um vor körperlichen Mißhandlungen sicher zu sein, entfliehen mußten. Damit hatte die bethörte, wahnsinnige Kraft das kirchliche Gebiet verlassen und als förmliche Empörung in das der Polizei sich eigenmächtig eingedrängt. Andere Diener wurden abgeschickt, um die Ordnung wieder herzustellen; aber da man auf deren vernünftige Vorstellungen nicht hörte, und sie physisch zu schwach waren, um Etwas ausrichten zu können, so mußten auch sie unverrichteter Sache wieder abziehen. Dadurch noch kühner und verwegener geworden, ging man, von bösen Rathgebern aufgehetzt, immer weiter, und überschritt alle Schranken, so daß zuletzt das traurigste Zwangmittel, das bewaffnete Militair, angewandt werden mußte, um *nicht* die kirchliche, sondern die *bürgerliche* Ruhe wieder herzustellen. Was die Vernunft und ihre Liebe und Ruhe nicht vermocht hatte, bewirkten jetzt die Säbel und Bajonette, wiewohl die commandirten Soldaten den gemessenen Befehl hatten, diese möglichst gelinde nur zum Scheine zu gebrauchen. Ist

aber die Sache einmal so weit gekommen, so ist auch die fein gezogene Grenze zwischen Mehr und Minder bald überschritten, und die strengste Disciplin vermag es nicht, den Mißbrauch der einmal gestatteten Waffen zu verhüten. Angewandt als Gegen- und Abwehr, fließt hier und da, was nicht zu vermeiden ist, Blut, und dadurch bekommt solche gewaltsame Maßregel, mitten im Frieden angewandt auf die Bewohner eines stillen Dorfes, dem sinnlichen Eindruck nach, immer etwas Gehässiges.

Keinem war dieß unangenehmer, als dem Könige, dessen ganzer Sinn und Wandel sich zu Allem, was ruhig und friedlich heißen mag, entschieden hinneigte. So oft ich in dieser Zeit Ihn sah, war immer Seine erste Frage: „Wie steht's in Schlesien? Haben Sie Nachrichten? Widerwärtig! Die Sache ist mir fatal. Die verblendeten Menschen haben es aber nicht besser haben wollen; werden aber nun mit Recht bestraft, nicht weil sie gegen die Union sind, — will und kann keine Menschen dazu zwingen, und Jeder hat darin seine Freiheit, — sondern weil sie die öffentliche Ruhe gestört haben. Ist aber daher gekommen, das Eine hat das Andere herbeigeführt. Aus dem Grunde habe wiederholentlich möglichste Schonung befohlen. Bekomme alle Tage Rapport. Ich wollte, Alles hätte sich gegeben und wäre beigelegt. Ist sehr unangenehm, daß das gute Werk der Eintracht Zwietracht herbei geführt hat. Habe es aber gut gemeint; die Meisten in anderen Provinzen sehen dieß auch ein. Fatal! Wenn Sie daher Etwas hören, theilen Sie es mir mit."

Leider war es nöthig, diejenigen, welche die angestellte Untersuchung als Rädelsführer herausgestellt hatte, zu bestra-

fen und sie unschädlich zu machen. Unter den gefänglich Eingezogenen befanden sich auch einige Prediger, welche der Scheibel fanatisirt hatte und die in ihrer Verblendung so weit gingen, ihre Vergehungen nicht zu bereuen, vielmehr dieselben als rechtmäßige Handlungen darzustellen. Sie hatten bei dem mit ihnen angestellten Verhöre es kein Hehl, daß sie nach wiedererlangter Freiheit ebenso handeln würden, als sie gethan, und könnten sie, wie sie in ihrem Wahne meinten, auch für die Wahrheit leiden. Sie zeigten sich durchaus widerwärtig; und da sie allen Gehorsam gegen die Obrigkeit in kirchlichen Dingen aufkündigten, so wurden sie, weil kein anderer Ausweg übrigblieb, gleich dem Prediger Scheibel ab officio suspendirt. Die Sache machte viel Aufsehen, und Gegner der Agende und Union unterließen es nicht, sie im gehässigsten Lichte darzustellen und von Verfolgung zu reden. Alle aber, die den historischen Hergang dieser kirchlichen Turbation kannten, bedauerten die ernsthafte Wendung, welche sie genommen.

Vielleicht würde sie beigelegt und es damit nicht zu Extremen gekommen sein, wenn nicht mehrere angesehene Männer in Breslau hinzugetreten wären und das Feuer angeschürt hätten; sie consolidirten aber die kirchliche Zwietracht, thaten sich zusammen und bildeten eine förmlich organisirte Opposition. Zu diesen gehörte vorzüglich der bekannte, von vielen Seiten ehrenwerthe Professor D. Heinrich Steffens. Von der Universität Halle her, wo er als angestellter Lehrer mit Beifall sein Amt verwaltete, rühmlichst bekannt, wurde er als ihr vertrauter Freund von den trefflichen Männern Reil und Schleiermacher, und als Schwiegersohn des bekannten Reichardt zu Giebichenstein, nach der neu creirten

Universität Breslau berufen. Wohlthätig und erweckend wirkte er durch seine begeisterten Vorlesungen hier auf den Kreis edler ihn umgebenden Jünglinge und er trug vorzüglich dazu bei, diese zum entschlossenen Kampfe gegen den Kaiser Napoleon, mit Gott für König und Vaterland, zu beseelen. Er selbst machte, wiewohl Professor, den Krieg mit, zeichnete sich als Adjutant, von Gneisenau begünstigt, aus, und erhielt das eiserne Kreuz. Geliebt war er auf der Universität als Lehrer und geschätzt von Vielen als Schriftsteller. Gebeugt durch den Tod seiner erstgeborenen Kinder, wünschte er mit der würdigen Mutter für die einzig gebliebene Tochter zum Unterrichte im Christenthume und zur Confirmation einen christlichen gläubigen Geistlichen. Er wählte dazu seinen Collegen, den lutherischen Prediger Dr. Scheibel, an dem die fromme Tochter mit Verehrung und Liebe hing. Dadurch wurden auch, wie natürlich, die Eltern für ihn eingenommen, und Steffens sah in seiner lebhaften Einbildungskraft in dem Scheibel einen Apostel des Herrn. Bei einem tiefen lebhaften Gemüthe reclamirte Steffens gern, als ein guter Sohn, die ersten, wohlthuenden idealischen Eindrücke, die er als Kind von seiner würdigen frommen Mutter empfangen hatte, und war als geborener Schwede ein gläubiger Lutheraner. Scheibel war es mit Leib und Seele im buchstäblichen positiven Sinne; Beide sympathisirten auch darin, und lutherisch war ihnen gleichbedeutend mit christlich. Die Union, welche man nur dann ganz in ihrer Tendenz begreift, wenn man nicht im dogmatisch-historischen Standpunkte der Reformation sie beurtheilt, sondern in dem Urgebiete des ursprünglichen reinen Christenthums, in Christo selbst, sich orientirt, war und mußte also beiden Männern, absoluten Lutheranern, zuwider sein. Steffens schloß sich

geistesverwandt an Scheibel an und vereint wirkten sie zusammen, und fanden bald, wie das dem ansteckenden Enthusiasmus besonders beim weiblichen Geschlecht eigen ist, Anhänger. In diesem Zeitpunkte schrieb Steffens sein Buch: „Wie ich wieder ein Lutheraner ward," und wenn man zwar darin den gemüthlichen kindlichen Mann lieb gewinnt, so lernt man doch besonders aus seiner Schrift: „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben, eine Stimme aus der Gemeinde," in demselben Jahre 1823 geschrieben, als Scheibel sein Buch: „Das Abendmahl des Herrn" herausgab, den schwachen Theologen kennen. Steffens redet und schreibt, bei seinen vorzüglichen Talenten und bei seiner schöpferischen, blühenden Phantasie, worüber er nur will und ihn die Lust anwandelt. Bei seinen Novellen und Romanen läßt man sich, wo es auf eine Hand voll Noten mehr oder weniger nicht ankommt, das gefallen; aber bei wissenschaftlichen Dingen, wo es auf ein gründliches Wissen in distincten klaren Begriffen ankommt, verwirrt er die Unwissenden, und thut den Wissenden kein Genüge. Zwar denkt er oft bestimmt und geordnet, und man folgt ihm gerne in diesem Zuge; aber dieß hält nicht lange vor, er fällt in sein Naturell bald wieder zurück, verläßt wieder den festen Boden einer gesunden Logik, und Alles schwimmt und verschwimmt in- und durcheinander, so daß man auch bei anhaltender Aufmerksamkeit nicht klar erkennt, was er eigentlich will, und nicht weiß, was man gelesen hat. Steffens ist ein sich gehen lassender gemüthlicher Mensch, und als solcher liebt er die vertrauliche Dämmerung und die phantastischen Nebel; er hat die Sprache in seiner Gewalt, redet frei in Bildern, und darum wirkte er elektrisch, besonders auf die um seinen Lehrstuhl sich versammelnde Jugend. Daß

dieß seine geniale concrete Natur ist, wird besonders klar in seinem letzten Buche: „Was ich erlebte; aus der Erinnerung niedergeschrieben.“ Es wird sehr schwer, durch zehn Bände, die er mit seiner Selbstbiographie zu füllen wußte, sich durchzuarbeiten, wiewohl viel Interessantes darin vorkommt. Im zehnten Bande ist vorzüglich von seinem innigen Verhältnisse zu Scheibel und von der kirchlichen Union die Rede. Da er gleichfalls wie dieser ein exclusiver Lutheraner ist, dem Christenthum und Lutherthum identisch sind, so fällt es ihm nie ein, sich zu fragen: was wollte und beabsichtigte Christus? und seinem Particularismus ist es unmöglich, einen universellen Standpunkt zu gewinnen. In den engen Grenzen der Partei, den Reformirten gegenüber, hat er sich fest eingesponnen, und folgt den ersten Eindrücken in der Kindheit und jugendlichen frommen Erinnerungen. Alle, welche diese nicht mit ihm theilen konnten, hielt er für Nichtchristen, Indifferentisten und Naturalisten, und es schien ihm eine Grausamkeit, ganzen Gemeinden ihren Glauben und ihr Bekenntniß zu rauben. Scheibel war ihm um so größer und ehrenwerther, je fester er im Widerstande war, und er schloß sich noch wärmer an ihn und seine Genossen an. Mit ihnen machte er nun gemeinschaftliche Sache; stellte sich an die Spitze der Widersacher, und er ist es vorzüglich, der die Opposition leitete. An der Union sah er nichts Gutes, suchte nur ihre Schattenseiten auf, und stellte sie als ein Werk des Zwanges, des Hasses und der Verfolgung, dar. Von dem Könige Friedrich Wilhelm III. hatte er eine große, vortheilhafte Meinung, und da er die böse Sache der Union damit nicht zu vereinigen wußte, schob er alle Anklage und Schuld auf die executirenden Behörden. Zwar imponirte es, daß anderwärts das ganze Preußische Volk seine Zustimmung

gab, und die Reformirten und Lutheraner sich zu Einer evangelischen Kirche uniirten; aber nach seiner Meinung ist in solcher Sache „der Tod in bloßer geistloser Zahl, und die Majorität, die Masse selbst, ist selber todt. Was aus dieser entspringt, ist nur das Schlechte, das Zerstörende, sich selbst Vernichtende. Alles Edlere, Größere, Ordnende, ist für sie, nicht durch sie.“ Das kann, wenn es seiner Meinung dient, der Mann im 10ten Theile S. 382 seiner Biographie sagen, der den Befreiungskrieg gegen Frankreich selbst mitgemacht und als Augenzeuge sich überzeugt hatte, was die innere Kraft und die Begeisterung eines ganzen Volks vermag, durch welche allerdings die unwürdigen Fesseln der gehässigen und übermüthigen Fremdherrschaft zerbrochen sind! Der Mensch, welcher, Vorurtheilen hingegeben, von der Wahrheit abweicht, wird in diesen Stücken inconsequent; aber die durchdringende Kraft ihrer harmonischen Einheit dringt überall durch und macht sich auch in der besseren Natur Steffens wieder geltend, der an anderen Stellen von der Stärke der Uebereinstimmung im Volke mit Achtung und Begeisterung redet. Aber fest gerennt in seinem confessionellen Lutherthum, denkt er nicht daran, daß Schleiermacher, den er in allen Prädicaten, namentlich als einen wahrhaft frommen christlichen Theologen überall lobt und preiset, ganz für die Union war, durch dessen Bemühung sie angeregt wurde und vorzüglich zu Stande kam. Ist es nicht beklagenswerth, daß ein Mann, den wir frei und hochsinnig in Paris erblicken, der einen heldenmüthigen männlichen Charakter hat; der auf Schwedens hohen überschauenden Bergen offen und heiter, alle Welt liebend, einhergeht und in dämmernden dichten mächtigen Buchenwäldern gutmüthig in weiter Brust ist, daß derselbe Mann in kirchlichen Dingen so eng, so dumpf

und intolerant sein kann? Steffens, ein Naturphilosoph, hörte nicht auf, ein strenger Lutheraner zu sein und der Verbreitung der Union in Schlesien wie und wo er nur konnte entgegen zu wirken. Der Staats- und Cultusminister von Altenstein überzeugte sich, daß es damit immer schlimmer werden müsse, so lange dieser lebenskräftige und beredte Mann in Breslau bliebe, und dachte darauf, ihn von da zu entfernen. Anfangs war von Bonn die Rede; man blieb aber doch bei der Universität zu Berlin stehen. Dahin wurde er versetzt; und weil gerade keine Stelle vacant und also kein Gehalt da war, womit er besoldet werden konnte, wurde solches anfangs genommen aus der Unionscasse. So viel lag daran, ihn unschädlich zu machen! *) Steffens verhielt sich nun in einer unirten Stadt auch ruhig, und kam, so liegt es in einem von der Phantasie bewegten Thun und Leben, auf andere Gedanken. Er gab sich seinem Berufe und seiner Schriftstellerei wieder bis an sein Ende hin, um so mehr, da nach einem unruhigen und gejagten Leben der Scheibel in Nürnberg gestorben war. Beide sind jetzt da, wo im Lande des Friedens im Vaterhause viele Wohnungen sind, und werden anders dort Oben als hier unten über die Union denken. Beide blieben hartnäckig bei ihrer Meinung. Von der Schrift: „Was ich erlebte" ist der zehnte Band 1844 kurz vor dem Tode des Verfassers erschienen.

---

*) Referent, der in dieser Sache gewirkt und geschrieben, weiß dieß historisch genau. Daß einer der eifrigsten Gegner der Union aus der Unionskasse besoldet wurde, konnte er nicht hindern. Von zwei Uebeln wurde das kleinere gewählt. Die Unionskasse wurde dazu gebraucht, um diese Sache in Ordnung zu bringen und die Externa der unirten Gemeinde zu reguliren.

Scheibel, Steffens und ihre Anhänger, haben indeß durch ihre Opposition bewirkt, daß sich vorzüglich in Schlesien eine, wenngleich kleine, Partei organisch gebildet hat, die unter dem bekannten Namen der „Alt-Lutheraner“ bekannt ist. Sie spielte anfangs eine Geräusch machende Rolle und ihr unruhiger Separationsgeist theilte sich ansteckend auch der benachbarten Neumark mit. Hier und in Pommern trat sie zuerst als „Pietismus“ auf. Der König Friedrich Wilhelm III. war, Seinem liberalen Charakter treu, gegen denselben und seine Anhänger sehr nachsichtig und ließ sie gewähren. Er glaubte, es sei nicht nur unschädlich, sondern vielmehr fromm und gut, wenn die Nachbaren mit Frau, Kindern und Dienstboten, des Abends nach vollbrachtem Tagewerk zusammen kämen, ein gemeinschaftliches Lied sängen, beteten, ein Capitel aus der heiligen Schrift vorläsen, und Betrachtungen anstellten. Dieß zu inhibiren, schien dem gnädigen, wohlwollenden Herrn hart und ungerecht, und wenn durchgängig die Prediger des Ortes von solchen Erbauungsstunden ausgeschlossen wurden, so meinte Er, dieß käme daher, weil die Prediger durchgängig, als flache, nüchterne Rationalisten, die tiefer liegenden christlichen Bedürfnisse der Gemeindeglieder nicht befriedigten. Befriedigten sie und predigten mehr Gottes Wort, so daß sie aus und mit der Bibel zum Volke populär predigten, so würde es an Sonn- und Festtagen so viel für die ganze Woche bekommen, daß das Verlangen nach Privat-Erbauungsstunden gar nicht da sein könne. *)

In Wahrheit ist auch nicht zu läugnen, daß der erste

*) Die eigenen, selbstgesprochenen Worte des Königs.

Anstoß dazu ein guter und wahrhaft frommer war. Bei dem gemeinen Manne regt sich mehr, als in Städten und seinem mittelbaren componirten Verkehr, auf dem Lande und in der einfachen Feldarbeit, das Bedürfniß der Gottesfurcht. Bei einem heißen mühevollen Tage ist der Arbeiter im Freien bei seinem Werke Gott und seinem Segen gleichsam näher, und bei jedem Schritte, den er thut, fühlt er es, daß die gute Gabe, die er zu ernten hofft, von Oben kommt. Ist der Abend mit seiner Kühlungs-Dämmerung gekommen, so ist das Herz voll von dem, was der Hauswirth vorhat, und mit seinen Kindern, Knechten und Mägden geht er sinnend der väterlichen Hütte zu. Wie natürlich und von selbst erhebt sich einfach und wahr das Herz zu Gott, und das, was es fühlt, spricht nun die Zunge aus. Dieß ist wahre Frömmigkeit, und sie ist es um so mehr, je kindlicher und einfacher sie ist. Man findet diesen frommen Sinn Gott Lob! noch häufig tief im Lande, in von den Städten weit entfernten stillen Dörfern und ihren unverdorbenen Sitten. Wer mag diese Stimmung und Richtung tadeln? Wer, der es mit der Menschheit und ihrem wahren Wohl redlich meint, fühlt nicht vielmehr die Pflicht der Weckung und Beförderung? Auf diesem Standpunkte stand aber König Friedrich Wilhelm III., ohne ein Frömmler, Pietist und Mystiker zu sein. Die Wörter: „Pietismus und Mystik" haben ursprünglich eine gute Bedeutung, sie sagen das Nämliche, was Frömmigkeit sagt, und jede tiefe Versenkung des Gefühls, jede Gemeinschaft mit Gott und dem Erlöser, ist mystisch, das heißt geheimnißvoll und unaussprechlich. So waren Franke, Spener, Arndt, und Andere, Pietisten und Mystiker; und wollte Gott, daß der Geist, der sie beseelte, allgemeiner würde! er wäre das Salz, welches Manches vor Fäulniß

bewahrte. Aber die mystisch-pietistische Ansicht des Christenthums ist nicht die der großen Menge; die Contemplation verträgt sich nicht mit dem Geräusch des Lebens und mit den Geschäften, die in demselben gethan werden müssen und darin gedeihen. Der öffentliche Markt und seine unruhige gemischte Buntheit ist nicht der sphärische Ort, wo das Gefühl, sondern der speculirende Verstand zu Hause ist. Bringt man gleichwohl in das materielle Sein und Wirken mit den Pietismus und Mysticismus, so ist, da derselbe im Verkehr hinderlich wird, die Halbheit und das getheilte Wesen im Menschen unvermeidlich. Dadurch entsteht Widerspruch und Zerrissenheit in der Brust, und damit ist der innere Frieden, das höchste Glück des Lebens, hin. Wahre Frömmigkeit aber soll bei dem Menschen Saft und Blut sein und ihn ganz und gar durchdringen, so daß er ihr auch im Handel und Wandel treu bleibt und eben dann ihre Vorschriften am Meisten befolgt. In diesem, und nur in diesem Sinne, hat sie auch die Verheißung dieses Lebens. Eine Religion, die man im Verkehr nicht brauchen kann, kann nicht Religiosität werden, und sie verdient diesen Namen nicht, wenn man sie isolirt und auf bestimmte Andachtsübungen beschränkt. Sie sieht zwar aus wie Frömmigkeit, ist's aber nicht; ihrer wird man nicht froh und sie steht da als ein imponirender todter Buchstabe, aber keinesweges als ein lebendiges Lebensprincip. Darum ist das, was man auch im guten Sinne Pietismus und Mystik nennt, nie das tägliche Brod für einen gesunden Kreis, der sich herumtummeln muß, um sein Bestehen zu haben; er paßt nicht für ein Leben, das nicht bloß arglose Tauben, sondern auch schlaue Schlangen hat. Denn er hält sich nicht, oder doch nur sehr schwer, auf der schmalen Linie des wechselnden Gefühls, springt vielmehr oft ab, und scheint

anders, als er wirklich ist. Dieß fühlt er, und verfällt, um es zu verbergen, auf das verkehrte Mittel des die Weise oder die Melodie haltenden Tones. Es ist aber darin keine ruhige Harmonie, vielmehr fällt jedem Menschenkenner die Disharmonie auf. So war D. Fesler, als er „Bonaventuri's mystische Nächte" geschrieben hatte, auf der Hochzeit seines Freundes und Wohlthäters, des Hofapothekers Franke zu Potsdam, neben mir sitzend, anfangs steif, graciös und feierlich, so daß mit dem barocken, aphoristischen Manne Nichts anzufangen war. Als aber der perlende Rheinwein und der schäumende Champagner kreis'te und Alles bei Tische fröhlich wurde, fielen die mystischen Lappen von ihm ab, und er wurde in seinem natürlichen einfachen Wesen angenehm und genußgebend, eben darum, weil er selbst körperlich und geistig genoß. Der wahre Pietismus und der echte Mysticismus genießt still intensiv, und ist, was schon sein Name sagt, verborgen; dem falschen aber ist es nicht genug, in einsamer Kammer bei verschlossenen Thüren im Verborgenen, er will und liebt es, mit Mehreren zu beten. Die angenommene Frömmigkeit, weil sie nur eine Scheinfrömmigkeit ist, macht Geräusch und will sich bemerkt machen und die Augen auf sich ziehen. In jedem Separatismus liegt auch immer Egoismus; er sondert sich ab, weil er zu hochmüthig ist und sich zu gut dünkt, um mit der gemeinschaftlichen Sache, der Union, sich gemein zu machen. Diese Sattheit und Abgeschlossenheit, welche Gott dankt, daß sie nicht ist, wie andere Leute, ist schon fertig und richtet nach ihrem Maßstabe. Alles in der mystischen Absonderung ist subjectiv, und in der Subjectivität so stark und lebhaft, daß man darin die Sache, die Wahrheit, das Object selbst, zu sehen glaubt. Ihr unbewußter Irrthum besteht darin, daß sie den Menschen höchst

einseitig, fragmentarisch und rhapsodisch nimmt, statt seine Kräfte in der Totalität harmonisch aufzufassen, wie es sein soll und muß, wenn etwas Gesundes und Ganzes daraus werden soll. Der Pietismus und Mysticismus unserer Zeit braucht zwar alle Ausdrücke, Worte und Aussprüche, welche die heilige Schrift und der Lehrbegriff der Kirche sanctionirt hat, so daß man glauben sollte, hier wohne und lebe das echte, rein evangelische Christenthum; aber statt wie Jesus und seine Apostel zuerst zur Klarheit der Idee zu erheben und in dem Lichte die Wärme zu erzeugen, versenkt er das Herz in unaussprechliche Rührungen und wähnt, gerade in dem Ueberschwänglichen, Geheimnißvollen und Unaussprechlichen, das Rechte und Wahre gefunden zu haben. Statt das Dunkle durch das Helle klar zu machen, macht er das Klare durch das Dunkle unklar. Mit dem Apostel bekennt er wohl: „Einen anderen Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus;“ aber so wie der flache Rationalismus neben diesem Grunde bauet, so bauet zwar der Pietismus, der Mysticismus und Separatismus unserer Zeit, **auf** diesen Grund, aber nicht das Gold des lauteren Evangeliums, sondern das Holz (Schnitzwerk), Heu, Stroh und Stoppeln bodenloser Allegorien und exaltirter Gefühle, die, leicht entzündbar, schnell auflodern, einen schönen Schein von sich geben, und aussehen wie Frömmigkeit, aber die Feuerprobe nicht aushalten, so daß Nichts übrig bleibt als Asche. In diesem erwärmenden Scheine gefällt er sich selbst, und theilt bald gefühlvollen Herzen, namentlich beim weiblichen Geschlechte, sich mit. Glücklich, wenn es dabei stehen und bei dem Spiele mit Gefühlen bleibt. Oft, sehr oft, geht diese Täuschung aber weiter, und in vielfachen Thatsachen hat die Geschichte

gelehrt, daß die einmal angeregte Phantasie in einem geheimen Bunde mit dem Geschlechtstriebe steht. Das lange verborgen gewesene dunkele Thun und Treiben der Pietisten und Separatisten in Königsberg, die man späterhin mit dem von Friedrich II. gebrauchten Ausdrucke der Mucker bezeichnete, hat darüber einen merkwürdigen Aufschluß gegeben, und man läßt gern über diese in der Färbung der Frömmigkeit begangenen Werke der Finsterniß den zudeckenden Schleier fallen.

Solche Mystiker, Pietisten und Separatisten, waren und sind auch, freilich aus einem ganz anderen Grunde, als die buchstäblichen Symbol-Gläubigen, Gegner einer vorgeschriebenen festen Liturgie, der Agende und Union. Das Gefühl, wenn es in der Religion vorherrschend geworden, und nicht das Product einer biblischen Erkenntniß ist, verschwächt, weil keine Richtschnur im Inneren herrscht, jede äußere Regel, und Alles, was feste, bindende liturgische Ordnung heißt, ist ihm in seinen Abschweifungen zuwider. Freier Spielraum der Phantasie ist des After-Mysticismus Element, Alles arbeitet in ihm auf die Culminationspunkte hin; für seine exaltirten Gefühle duldet der Mysticismus kein Maß, keine Regel, kein Gesetz, und Alles, was in feste, zusammenhaltende Schranken führen will, ist ihm Geistesdruck und Gewissenszwang. Das Licht, welches jeder Wahrheit ihre Abgrenzung und gehörige Stellung giebt, liebt er nicht; den schwebenden Zustand des Helldunkels, in welchem die Einbildungskraft nach Willkür die Farbe wählt und mischt, ist ihm behaglich: wie könnte ihm die Einheit und Klarheit einer Liturgie und Agende, wie die Eintracht und Einheit der Union, die in ihrer ganzen Fassung Alles auf feste leitende Grundsätze zurückführt,

gefallen? Deßhalb ist ihm auch gar nicht beizukommen, und auf keinem Wege, der nicht der seinige, ist er zu gewinnen. In der Erquickung subjectiver Gefühle glaubt er seiner Sache bis zur Entschiedenheit so gewiß zu sein, daß er alle Andersdenkenden bald als Irrende kühn verachtet, oder bemitleidet, und so im geistlichen Hochmuthe das erste Element jeder wahren Frömmigkeit, die Demuth, in sich vernichtet. Stände es in seiner Gewalt, er würde, meinend, Gott damit einen Dienst zu thun, verfolgen und Feuer herab vom Himmel auf alle Irrgläubigen regnen lassen, um die Kirche Christi zu reinigen. Nichts hat aber von jeher ihr in der Verbreitung ihres Lichts mehr geschadet, als dieser einseitige starre und intolerante Pietismus. Der wahren ächten Pietät, die immer klar und einfach, duldsam und geräuschlos, tief und still, offen und für die Wahrheit in jeglicher Gestalt nach allen Richtungen empfänglich und unbefangen ist, steht er in seiner Excentricität schnurstracks entgegen, und ihr wird unwohl und unheimlich in seiner dumpfen Nähe. — Der Frivolität, die Nichts von Religion und Kirche wissen mag, und sich, um es mit der Welt und ihrem Anstande nicht zu verderben, mit der Legalität und deren schlauen Punktirung begnügt, ist er ein Gegenstand der Anklage und eigenen Entschuldigung, und Stoff des Hohnes und Spottes; und wenn Leichtsinnige, die noch gewonnen werden könnten, sich nun vollends von der Wahrheit ab- und wegwenden, der Pforte zu, die da weit, und auf den Weg hin, der breit ist: so verschuldet dieß der After-Pietismus, in welchem der gesunde, klare Verstand die Religion nie liebgewinnen kann, und lieber gar keine, als eine solche, haben mag. In dieser Ueberspannung, die nur immer meint und wähnt, tappt und fühlt, schwebt und verschwebt, ist ihm der Zu- und Uebergang zum praktischen

Leben, das nur in der Klarheit, Gewißheit und Kraft sich entwickelt, geltend machen und gedeihen kann, abgeschnitten und verschlossen, so daß zwischen beiden eine große Kluft befestigt ist. Da aber ein jedes sublunarische Leben in seinen Stellungen und Verhältnissen eine Praxis hat und verlangt, und, sobald es auf's Handeln ankommt, die (contemplative) beschauliche Gemüthsstimmung verschwindet und als eine taube Blüthe abfällt, so entsteht innerlich und äußerlich der schrofffste Widerspruch; die Mystiker und Pietisten fühlen das, und weil sie gleichwohl das Unvereinbare vereinigen wollen, so kommen sie nie aus der Angst, und befinden sich fortwährend in dem beklagenswerthen Zustande selbsteigener Anklage, der Traurigkeit und Zerrissenheit. Kein gesunder Mensch, der seinen praktischen Beruf hat, kann es lange in solchem jammervollen überspannten Zustande aushalten, er fühlt das Enge, Dumpfe und Zwingende desselben und scheidet aus. Der praktisch verständige, selbstständige, unermüdet thätige und wahrhaft fromme Adjutant des Königs von Witzleben befand sich einst in einer solchen Lage. Durch den guten Schein von Frömmigkeit, durch angesehene Mitglieder männlichen und weiblichen Geschlechts, ließ er sich bestimmen, an den Zusammenkünften und Betstunden der Pietisten in Berlin Theil zu nehmen. Aber öfter als dreimal konnte er es nicht aushalten, und er gestand mir offenherzig, daß er Christum, an den er im biblischen Sinne von Herzen glaubte, auf solche Art nicht verehren könne. „Gern und von Herzen," sagte er, „gehe ich zur Kirche und zum heiligen Abendmahl. Gern rede ich mit Frau und Kindern und mit einem Geistlichen, zu dem ich Vertrauen habe, von unserem Erlöser, und hüte mich, daß in meinem Leben Nichts vorkomme, was sein Wort verbietet. Aber am Liebsten und Offensten rede ich

mit ihm, wenn ich allein bin; ich kann wohl in der Gemeinde mit ihr, auch in meiner Familie, aber nicht in einem Privatzimmer in vermischter Gesellschaft beten. Mir wird dabei schwül und ängstlich. Das mag unrecht sein; aber es ist mir so; ich gehe nicht wieder hin." Eben das gestand der Kanzler D. Niemeyer, der mir erzählte: „er habe in der Wohnung eines namhaften Geistlichen in Berlin, in einem von Herren und Frauen angefüllten Zimmer, eine Dame gehört, welche über die Führungen des Herrn eine lange Rede gehalten und nach derselben mit den Zuhörern gekniet und gebetet habe." Niemeyer bekannte: „ihm sei auch darum der ganze Auftritt zuwider geworden, weil die Frau, wiewohl schon alt, im Reden coquettirt, auf der einen Seite sich als eine Heilige dargestellt habe und auf der anderen doch sehr unheilig gewesen sei." Ueberhaupt ist es mit dem Mysticismus und dem Pietismus bei dem weiblichen Geschlecht, besonders bei denen, welche noch gern heirathen möchten, aber diese Hoffnung doch endlich aufgeben müssen, eine schlimme Sache, viel schlimmer als bei Männern, die in ihrer amtlichen Stellung und in ihrem Berufe Zerstreuung und Ableitung finden und mit der gesunden praktischen Seite des Lebens in Verbindung bleiben; das Weib, die Jungfrau aber, angewiesen durch Bestimmung nur auf den stillen abgeschlossenen Kreis des Familien-Lebens, verwandelt seine contemplative Natur gar leicht in eine brütende, und was Männern nur ein vorübergehendes Spiel mit Ideen ist, wird bald bei ihr zur fixen Idee. Diese bekommt dann eine verzehrende, das ganze Wesen verschlingende Gestalt, und erhält eine Richtung, die in Schroffheit und Härte übergeht und die sanften weiblichen Züge allmählich ganz vernichtet. Die anfängliche Verliebtheit verliert sich und der Fanatismus wird ein religiöser

Wahnsinn. Die Wahrheit dieser psychologischen Thatsache bestätigt die Geschichte der Irrenhäuser und die Anzahl ihrer unglücklichen weiblichen Bewohner. Gefühle, unaufhörlich inneren und äußeren Einwirkungen preisgegeben, unstät, unruhig, und deßhalb angreifend, verzehren das Leben und reiben es auf; sie verrücken alle Verhältnisse, und machen darum verrückt, sie werden eine Krankheit, welche Seele und Körper erschlafft. Klare Grundsätze allein stehen fest, ändern nie, sind überall unter allen äußeren Wechseln dieselben, bringen in die rechte gesunde Mitte, erheben, ohne zu exaltiren, und führen Jeden, der sie in sich als Lebensprincip aufgenommen hat, überall sicher. Was die heilige Schrift so tief, ernst und wahr, von der Reue, Buße, Traurigkeit, Zerknirschung und Zerschlagenheit des Herzens, als nothwendigem Durchgangspunkte zur Freudigkeit des Glaubens fordert und lehrt, diese innere heitere Ruhe und Freudigkeit aber als das rechte Kennzeichen des wahren Christen, als das herrliche Ziel, wohin Alles gehen soll, und wozu es doch kommen muß, so herzerhebend und ermunternd aufstellt, zerreißt der Mysticismus, er trennt Mittel und Zweck, macht das Transitorische permanent, und quält sich immerdar mit dem Durchbruche, ohne in seinem hysterisch kranken Zustande jemals zur freudigen Genesung der Wiedergeburt zu kommen. Die Erde ist ihm ein Jammerthal und das Verweilen auf ihr nur ein Mittel, — statt daß das Leben nach der Lehre des Christenthums schon an sich Zweck, und das Leben des Christen ein seliges, ein Wandel im Himmel ist, weßhalb er immer in Liebe fröhlich sein soll. Darum ist auch der Mystiker und Pietist gewöhnlich finster, bitter, trübe, verschlossen und intolerant; äußerlich demüthig, submiß und gesenkt, innerlich hochmüthig und hart, ängstlich und scheu, reizbar und mißtrauisch,

selbstgefällig und versteckt; er liebt es jedoch dabei, Einfluß zu gewinnen, sich Anhang zu verschaffen, eine Rolle zu spielen, und möchte als der Erste im Reiche der Gnade gern regieren. Gelingt es ihm, Macht und Einfluß zu gewinnen, so ist sein ganzes Bemühen nur dahin gerichtet, seine Sympathien in die vordersten Reihen zu bringen und zu den Empfehlungen der besten und tüchtigsten Männer, wenn sie nicht zu seinen Leuten gehören, bedenklich die Achseln zu zucken. *) Die gesunde Natur des Menschen, das praktisch thätige Leben der Meisten, das Lichtvolle und Einfache des biblischen Christenthums, das Wesen der evangelischen Kirche, machen es Gottlob unmöglich, daß solcher Mysticismus und Pietismus jemals allgemein werden kann, er hat sich immer als

---

*) Diese psychologische Schilderung der Mystiker und Pietisten ist nicht gehässig aus der Luft gegriffen, sondern auf wirkliche Thatsachen und Geschichte gegründet. In der älteren, neuen und neuesten Geschichte sind sie, nach dem Erfahrungsgrundsatze: Gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor, sich darin immer gleich geblieben. Um sich davon zu überzeugen, vergleiche man das, was Semler in seiner Autobiographie von den Pietisten seiner Zeit charakteristisch sagt, mit dem, was Jung-Stilling in seinen Schriften, namentlich im 4ten Theil seiner Lebensbeschreibung: „Häusliches Leben," und im „Theobald, oder die Schwärmer," von ihnen erzählend anführt. Beide Männer, Semler und Jung, zu verschiedenen Zeiten und in ganz anderen Gegenden lebend, in Denkart und Ansicht ganz verschieden, sind doch hier merkwürdig übereinstimmend. Eine Darstellung ergänzt die andere, und in der alten Färbung findet man die neue. Es ist, als ob man in jener die Charakterisirung der jetzigen Mode-Pietisten läse. Der verewigte Jung war ein anerkannt frommer, positiv biblisch-gläubiger, christlich gesinnter Mann. cfr. die Schrift „Ueber Liturgie und Agende." S. 166 — 171. 2te Auflage. Potsdam bei Riegel, 1830.

Separatismus gestaltet, durch alle Epochen der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag, und wird wahrscheinlich diesen Charakter, freilich unter verschiedenen Modificationen, behalten.

Vielfach wurde der König von diesem Pietismus und Mysticismus berührt und in Anspruch genommen. Er ehrte und erkannte darin sein erstes Element, die Pietät, und darum fand er in Ihm einen Schutz, wenn er bei den Behörden nicht durchdringen konnte; zu Ihm, als einem sichern Anhalt, nahm man immer seine Zuflucht, und wußte im Voraus, daß Seine milde Denkungs- und Gesinnungsart jede harte, strenge Maßregel mißbilligen würde. Er war anfangs geneigt, es mit den Mystikern und Pietisten zu halten, und meinte: man müsse sie gewähren lassen. Er stand in Seiner christlichen praktischen Gottesfurcht über jeder Partei, war deßhalb ruhig, und wollte Keinem Gewalt anthun. Eine, zumal für einen König, gewiß löbliche Ansicht; Er irrte aber darin, und die Sache, da Er immer die beste Seite nahm, war schon weiter gekommen, als Er dachte und wußte.

So verhielt es sich mit dem „heiligen Grabe", dem adlichen Fräulein-Stifte in der Provinz Priegnitz, unweit Wittstock. *)

---

*) Heiligen Grab, ein Flecken, war vor der Reformation ein Cisterzienser-Kloster, ist seit der Zeit aber mit seinen bedeutenden Revenüen umgeschaffen in ein protestantisches Stift, zur Aufnahme solcher Töchter, deren Väter um den Staat, besonders im Kriege, sich verdient gemacht haben. Es liegt einsam in einer isolirten angenehmen Gegend. Das Stift hat zwar eine Ordensregel; aber diese ist nicht streng, und besteht nur darin,

Es war dasselbe in einer mystisch-fieberhaften Bewegung und der böse Geist der Zwietracht drang in die bis

---

daß mit der Aebtissinn die Stiftsdamen eine geistliche uniformirte Kleidung mit einem Kreuz tragen und alle Tage in der Stiftskirche zum Gebet und Gesang sich versammeln müssen. Wenn ich nicht irre, ist die Anzahl der Stiftsdamen 26; wenigstens war dieß der alte Normal-Numerus. Bei den weitläuftigen Gebäuden der Abtei hat ein jedes Fräulein eine besondere bequeme Wohnung, einen dabei gelegenen Garten, eine Kuhweide, und bei eigener für sich bestehender Oekonomie eine ansehnliche baare jährliche Einnahme. Der Amtmann mit seinen Leuten steht der Wirthschaft des Ganzen vor und der benachbarte Prediger kommt sonn- und festtäglich zur Haltung des Gottesdienstes herüber. Eine solche ländlich isolirte, und doch belebte, höchst anständige sorgenfreie Lage vereinigt Alles in sich, was das Zusammenleben angenehm und ruhig machen kann. Gewöhnlich kommen die Stiftsdamen zu der Ehre und Wohlthat, es zu werden, in einem Alter, wo sie nicht mehr heirathen und in der Stimmung der Resignation sich hier in dieser Sphäre wohl befinden; oft aber, wenn Umstände es begünstigen, gelangen auch Jüngere dazu, die lieber das Band der Ehe knüpfen, und in dieser Hoffnung nicht im Stifte wohnen, so daß sie zwar größeren Theils die Vortheile desselben haben, aber die freie Wohnung verlieren. Der König war unmittelbar Patron und besetzte die vacanten Stellen durch das Ministerium des Innern. Die jedesmal Würdigste und Bedürftigste bei der großen Anzahl der Expectivirten auszuwählen und zu finden, war Seiner Gewissenhaftigkeit schwer, und Er verschob, was sonst Seine Sache nicht war, die Ernennung von einer Zeit zur andern. Inzwischen zog Er allerhand nähere Erkundigungen ein, und war so gnädig, oft auch meine Stimme zu verlangen. Er, der große Reformator der Zeit, der ihre Stimme hörte und verstand, band sich aber nicht an die Geburt; Er wählte und ernannte auch Bürgerliche; z. B. die Tochter des Feldpropstes. Heiligen Grab war Ihm besonders lieb und werth; Er sprach gern und oft davon.

dahin friedlichen Zellen ihrer harmlosen Bewohnerinnen. Zwei Parteien standen sich feindlich einander gegenüber; die eine behauptete, der Stiftsprediger sei ein Neuling und predige nicht Christum, den Gekreuzigten, noch Gottes Wort, man könne und dürfe nicht bei ihm zum heiligen Abendmahl gehen; die andere dagegen wollte davon Nichts wissen, sagte vielmehr, man habe bisher sich bei ihm gut erbauet, man könne dieß fortwährend, und er sei ein ebenso vortrefflicher Prediger, als ein guter, redlicher, exemplarischer Mann. Die alte Aebtissinn Steinwehr, eine würdige, friedliebende Dame, gab sich alle Mühe, den Hader zu schlichten und Ruhe und Frieden in dem stillen heiligen Grabe zu erhalten; aber vergebens, die Opposition wurde immer heftiger und die wechselseitige Entfernung immer größer. Diese ging in das ganze

---

Der Preußische Staat war bis zum unglücklichen Jahre 1806 reich an milden wohlhabenden Stiftsanstalten für Töchter edler Herkunft aus adlichem und bürgerlichem Stande. Es lagen solche reich dotirte Anstalten im Magdeburgischen und Halberstädtischen; vorzüglich aber in der glücklichen Grafschaft Mark, in Soest, Hoerde, Fröndenberg, Elsey, in Wesel u. s. f. Zur Zeit der Zwingherrschaft, im säculo ferreo, die Lobredner Napoleons nannten es säculum aureum, wurden diese geistlichen weiblichen Stifter ganz und gar aufgehoben und säcularisirt, (ja wohl säcularisirt!) dabei blieb es nach glücklich beendigtem Freiheitskampfe. Es erfolgte keine restitutio in integrum, wiewohl größtentheils fromme Vorfahren als Particuliers diese milden Stiftungen mit ihrem eigenen Vermögen fundirt hatten, und die Anzahl der unvermögenden Töchter, also das Bedürfniß milder Stiftungen, zunahm. Alle diese bedeutenden Summen flossen in den absorbirenden Schlund der Staatskassen, denen sie im Fluche des Unsegens keinen Segen brachten. Aber hin ist hin, verloren ist verloren!

bis dahin friedliche, liebevolle Zusammenleben über und mischte ihre frostige Kälte in jede Berührung. Die Religion, namentlich die christliche, athmet in ihrem Geiste Versöhnung und Duldung; wird sie aber ein dogmatisches Gezänk, so entflieht ihr guter Genius, und nach solcher Entweihung tritt Haß an ihre Stelle. Dieser wird um so heftiger und giftiger, je mehr das Object, um welches gestritten wird, als die heilige Sache Gottes und als seine Ehre hingestellt wird. „Wir wollten wohl, wir möchten gern; aber wir dürfen nicht. Die Sache, worauf es ankommt, können wir nicht fallen lassen; es ist die Sache Gottes und Jesu Christi;" hörte man behaupten, und das Schreien endigte sich gewöhnlich mit lautem Weinen. Es liegt etwas Imponirendes und Ernstes darin, wenn sachkundige Männer miteinander über religiöse Gegenstände disputiren und Gründe gegen Gründe setzen. Nur Einsichtsvolle nehmen Theil; die Anderen schweigen still, vorzüglich der weibliche Theil. Wo aber Jungfrauen, alte gegen junge, und geistliche Schwestern gegen geistliche Schwestern, keifen, hadern und schreien, da ist es Zeit, nicht dazwischen zu treten, denn man richtet Nichts aus, sondern still sich zu entfernen und das Freie in Gottes frischer Luft zu suchen. Allerdings ist Religiosität und Frömmigkeit der erste schöne Zug im weiblichen Charakter, und Kindlichkeit, die positiv am Buchstaben der heiligen Schrift hängt, sein Element und Wesen; aber dieses ist denn auch immer ein fester Glaube, eine heitere Liebe, eine fröhliche Hoffnung, und die Liebe ist die größte unter ihnen. Hier war aber die Christlichkeit eine lauernde, spionirende, orthodoxe Kleinigkeitskrämerei, die im vagen Dunkel herumtappt, anschwärzt und Zwietracht anrichtet. Der Stiftsprediger wurde vom Pietismus und Mysticismus der Neologie

beschuldigt, der entfernt werden müsse und bei dem man sich nicht mehr erbauen könne. Die officielle Anzeige gelangte an die Königliche Behörde, welche von dem Angeklagten mehrere von ihm gehaltene Predigten forderte, in welchen sich aber auch nicht ein Wort gegen die Bibel und den Lehrbegriff der Kirche fand, vielmehr war Alles darin demselben gemäß und vollkommen rechtgläubig, weßhalb denn auch die andere Partei mit ihm, wie mit seinem Wandel, zufrieden war.

So standen die Sachen, als der König mich rufen ließ und sagte: „Drei Stiftsdamen vom heiligen Grabe sind hier und klagen, daß der alte gute Geist, der sonst dort wohnte, entflohen sei, verdrängt vorzüglich durch den Prediger daselbst, der neue, unerhörte Dinge predige und bei dem man sich nicht mehr erbauen könne. Ich kann mich speciell damit nicht befassen; wollte Ihnen sagen, daß Sie in meinem Namen, von mir geschickt, zu den Damen, die wahrscheinlich übertreiben, hingehen, sie beruhigen, und die fatale Sache in Ordnung bringen möchten.“ Das Commissorium war mir unangenehm; ich that aber, was mir befohlen war, richtete jedoch, wiewohl ich mich vorbereitet und bewaffnet hatte, Nichts aus. Mehrere Stunden sprach ich mit den allerdings gebildeten und geistreichen Stiftsfräuleins; suchte die in Rede stehende Sache von dem dogmatischen Terrain in das heitere sanfte und weibliche zu bringen; suchte jeden Einwurf zu entkräften, und that mit einem Worte als biblischer Theolog mein Bestes. Aber die Damen verharrten bei ihrer Behauptung; wo die Eine aufhörte, fing die Andere an; sie bewegten sich in einem Zirkel, aus dem sie nicht herauskamen; wenn ich auf klare Begriffe drang, beriefen sie sich auf

Gefühle; bestanden einstimmig auf ihrer Meinung, und ich sah ein, daß es vergeblich sein würde, sie für eine andere Ansicht gewinnen zu wollen. Unverrichtetersache verließ ich sie, und der König lächelte, als ich Ihm dieß erzählte. In Wahrheit habe ich die Namen dieser drei Stiftsdamen vergessen; sie waren damals noch jung und angenehm; die Geschichte ist nun schon alt und das Stück spielte wohl vor zwanzig Jahren. Das weiß ich aber gewiß: sollten sie inzwischen gut verheirathet und glückliche Mütter geworden sein, sie milder und nachgebender gesinnt gewesen sein werden. Die haderhafte Ekstase hat sich mit der Zeit, die Alles ausgleicht und zurecht stellt, gegeben, und man hört, so viel ich weiß, Nichts mehr davon. Die besten Damen sind die, von welchen man am Wenigsten spricht. **Mulier taceat in ecclesia.**

Schlimmer stand es mit dem Pietismus und Mysticismus, wie mit der Union, in der Neumark und in Pommern. In diesen Provinzen hatten die Oppositionen den hohen Grad erreicht, daß sie aller kirchlichen Ordnung sich widersetzten, und geradezu das thaten, was verboten war. Nicht nur wurden zur Abend- und Nachtzeit von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen, zahlreich besuchte Conventikel gehalten, sondern auch die Prediger, die in ihren Gemeinden sich widersetzten, sahen sich öffentlich verhöhnt und verspottet. Sie wurden als Neulinge, die nicht mehr Gottes Wort, sondern Menschen-Tand predigten, bei dem Landes-Consistorium, dem hohen geistlichen Ministerium und dem Landesherrn selbst, denuncirt. Alle, welche zur Partei der sogenannten Frommen gehörten, verließen die Ortskirche und gingen Sonn- und Festtages zu einer entfernten Kirche,

Abends aber in die Betstunde. Die Prediger beklagten sich, kamen in Unfrieden mit ihren sonst verbrüderten Nachbarn, und hatten in Verbitterung des Lebens zu kämpfen mit dem Parteihasse. Gute und böse Gerüchte cursirten, wie es bei einmal eingerissenen Antagonien zu gehen pflegt, im Lande. Der Wirrwar der Ordnungslosigkeit ging so weit, daß bei mißverstandenen Begriffen dessen, was die heilige Schrift vom geistlichen Priesterthum, wonach ein jeder Christ ein Priester sein kann, sagt, das Sacrament des heiligen Abendmahls auch von Laien fungirt und ausgetheilt wurde. Man ging weiter: auch Neugeborene wurden, ohne daß der verhaßte Ortsprediger davon wußte, von dem Familienvater, oder einem Anderen, willkürlich getauft. Alle Kirchen-Ordnung war aufgelöst; die Urheber dieser Verwirrung wollten mit Bibelsprüchen, besonders aus der Apostelgeschichte, beweisen, daß solches der heiligen Schrift, der ersten christlichen Kirche und ihrer von den Aposteln getroffenen Ureinrichtung, gemäß sei. Daß bisher nur ordinirte Geistliche gepredigt und Sacra administrirt hätten, sei keinesweges der Wille und Befehl Jesu Christi, sondern eine Usurpation des Staates und ein trüber Ausfluß der Hierarchie. Ein jeder Hausvater sei der rechte natürliche Priester seiner Familie. Diese Auflösung alles kirchlichen Zusammenhanges und Verbandes fand seinen Stützpunkt in der thätigen Mitwirkung und persönlichen Theilnahme der Ersten vorzüglich in Landgemeinden, sehr oft der adlichen Gutsbesitzer. Dadurch erhielt die separatistische Sache eine gewisse organische Consistenz und ein gebieterisches intimidirendes Ansehen. Sie nahm zu, und der Minister des Cultus v. Altenstein hatte mit ihr einen bösen Stand, da der König, ob Ihm gleich über den ganzen Hergang und sein Wachsthum ehrlicher und vollständiger

Bericht erstattet wurde, Glimpf und Nachsicht wollte, ja oft mildere Verfügungen erließ, wenn die Separatisten sich unmittelbar an Ihn wendeten. Es konnte also von den Behörden nur lavirt werden, und man verfuhr mit unglaublicher Schonung und Nachsicht. Dadurch wurde das Uebel immer ärger und griff immer mehr um sich. Ja es erreichte den hohen Grad, daß auf anhaltendes Sollicitiren der Gemeinde der Prediger, über dessen heterodoxes Wesen man sich fortwährend beschwerte, versetzt und ihr der Geistliche wiedergegeben wurde, zu dem man hingelaufen war und den man am Liebsten hörte. Der Minister und seine geistlichen Räthe athmeten freier und glaubten, nun sei Alles wenigstens in dieser Gemeinde gut. Eine Zeit lang herrschte auch in ihr Ruhe und Frieden; aber dem separatistischen Sinne, einmal in Unruhe und Bewegung gekommen, wurde die kirchliche Ordnung dennoch zu monoton und langweilig, und da der Prediger nicht in allen Stücken so wollte, konnte und durfte, wie viele Gemeindeglieder es verlangten, wurde man auch mit ihm unzufrieden, und bald kam es dahin, daß man auch ihn, den man doch gewünscht und als den besten sympathetisch gewollt und ertrotzt hatte, nicht mehr wollte, so daß der Unfug ärger war, als zuvor. Statt die widerspenstige Gemeinde zur Ruhe zu verweisen und zu bestrafen, wurde nach dem Willen des Königs wieder der Weg der Güte eingeschlagen und aus dem geistlichen Ministerium ein Ober-Consistorialrath zur Beilegung und zum gutachtlichen Bericht in Untersuchung aller eigenmächtigen Maßregeln hingeschickt. Der Minister wählte dazu den ruhigsten und moderatesten, den würdevollen, wahrhaft frommen Propst D. Ribbeck. Schonend, milde und gütig, wie er war, wohnte er den bestimmten Betstunden, zu welchen die Meisten im

Dorfe sich versammelten, und zwar in dem großen Saale im Hause des dortigen Gutsbesitzers, bei. Die Frau des Hauses spielte auf dem Flügel einen Choral und ihre Töchter sammt allen Uebrigen, Männern und Frauen, Knechten und Mägden, sangen mit Andacht dazu ein erbauliches Abendlied. Dann las der Herr des Hauses ein Capitel aus der Bibel; erklärte es verständlich und praktisch, und schloß mit einem salbungsreichen Gebet. Dagegen war Nichts zu sagen, vielmehr Alles, was geschah, zu loben, und Ribbeck freute sich schon, seine dankbare Zufriedenheit bezeigen und vortheilhaft berichten zu können. Aber nun trat Einer aus dem Dorfe auf, ich glaube es war der Schmidt, der in freier Rede sehr confus erzählte, „wie er ein arger armer Sünder gewesen, der viele Jahre in jammervoller Verblendung gelebt und sein Gewissen belastet habe. Aber aus ewiger Unruhe sei er endlich erwacht und zur Selbsterkenntniß und Reue gekommen; noch hielte dieselbe an und quäle ihn. Der Herr arbeite an ihm; er bitte um Endigung des Kampfes; aber derselbe dauere fort und es könne mit ihm nicht zum Durchbruche kommen. Er litte an einer schweren Geburt, und jetzt empfinde er wieder Höllenschmerzen.“ Indem er dabei schrie, entblößte er die Brust, schlug an dieselbe, zerfleischte sie, und heulte in Zetertönen. — Diese angreifende Scene, wobei im großen Saale Alle niederknieten, zum Theil beteten, zum Theil in Ohnmacht fielen, dauerte lange und wollte nicht aufhören. Dem Propst Ribbeck *) wurde dabei unwohl, und er würde sich entfernt haben, wenn nicht vor der Thüre Mehrere in

*) Wörtlich aus seinem officiellen Bericht; auch hat der selige würdige Mann mir die Begebenheit mündlich erzählt.

Zuckungen gelegen hätten, so daß dieselbe versperrt war. Der besonnene Mann mußte also bis an's Ende aushalten; er hatte eine vom Fanatismus ergriffene Gesellschaft gesehen, die aber ihre Exaltation für den Culminationspunkt wahrer Frömmigkeit hielt.

Es war arg: aber es kommt noch ärger; Referent sollte es selbst in eigener Person erfahren. Bei dem Gardecorps, dem Regiment Husaren in Potsdam, war ein Lieutenant N. N., *) von dem man anfangs eine gute Meinung hatte. Er zeichnete sich aus durch Ernst, — der aber eine trübe Insichgekehrtheit war, und sich ganz gegen die lebensfrohe Gewohnheit seiner jugendlichen Cameraden absonderte. Er wohnte dem öffentlichen Gottesdienste in der Hof- und Garnisonkirche regelmäßig bei, auch dann, wenn dieß Regiment, bei welchem er stand, keine Kirchenparade hatte. In der Bibel las er fleißig und zeigte vielen Sinn für christliche Zwecke. Als er darum der Bibelgesellschaft empfohlen war, wurde er fast einstimmig zum Mitgliede derselben gewählt. Wohlwollend führte ich ihn ein und man versprach sich von seiner Mitwirkung zur weisen Verbreitung der heiligen Schrift viel Segen, eben darum, weil er Officier war. Ich sagte dieß dem damaligen Husaren-Obersten von Malakowsky; der

*) Ich nenne seinen Namen nicht, wegen seiner noch lebenden achtungswerthen Verwandten. Die viele Sensation machende Geschichte wurde allgemein in Potsdam bekannt, ist aber nun längst vergessen; doch verdient sie, als Beitrag zur Geschichte des Pietismus und Mysticismus unserer Zeit, hier Erwähnung. Sie charakterisirt auch den König.

aber lachte und nannte den Lieutenant v. N. einen überspannten Kopf, der durch seine wunderlichen Grillen uns noch vielen Verdruß machen würde. Ich glaubte dieß um so weniger, als ich von nun an ihn oft bei mir sah, und freute mich seines gläubigen Sinnes in seiner militairischen Stattlichkeit. Wenn er in der Hof- und Garnisonkirche gewesen, und ich gepredigt hatte, erhielt ich oft von ihm Briefe, in welchen er über den gesprochenen Gegenstand sein Urtheil abgab, Manches lobte, aber auch Manches tadelte. Gerade dieß Letztere gefiel mir, und ich antwortete, wie's mir um's Herz war. Der Sache wurde mir aber für meine in Anspruch genommene Zeit zu viel, und als er einmal eine von mir gehaltene Predigt durchweg tadelnd und lieblos kritisirte, antwortete ich ihm kurz: daß er bei einem anderen Prediger, der mehr als ich die Gabe der Erbauung besäße, zur Kirche gehen möge; kurz wir kamen auseinander. Der Oberst von Malakowsky, dem ich dieß erzählte, lachte noch mehr, und sagte: „Danken Sie Gott, wenn Sie so davon abkommen; ich habe meine Noth mit ihm." — Ich sollte sie auch haben. In dieser Zeit starb der Hofapotheker Franke, ein origineller Mann. Geschickt, gewissenhaft und treu in seiner Kunst; ernst und liebevoll in seinem Hause; zart und rein gegen seine Ehefrau; dienstfertig und freundlich gegen Jedermann, besonders gegen Arme; ein guter Bürger und gehorsamer Unterthan; ein positiv-gläubiger Christ; ein großer Verehrer von Swedenborg; ein Separatist im guten Sinne; liebenswürdig in seinen Sitten, — übersah man manche Paradoxien an ihm, und die allgemeine Stimme sagte von ihm: „Er ist ein sonderbarer, aber doch ein edler Mann." Ein warmer frommer Bibelleser, war er auch ein thätiges

Mitglied der hiesigen Bibelgesellschaft,*) und ich hatte als Präsident derselben, wiewohl sonst mit dem edlen Manne

*) Von denen, die vor 38 Jahren sie gestiftet haben, dem General von Knobloch; dem damaligen Regierungs-Director, nachherigen Finanzminister Maaßen; dem Superintendenten Stöwe; dem Prediger Hanstein; dem Schulinspector Bernhard, u. s. f. lebt Keiner mehr, als durch Gottes Gnade ich, weßhalb ich denn auch in der Reihenfolge ihr Präsident geworden bin. Ihr Wohlthäter und Beschützer war vorzüglich König Friedrich Wilhelm III., und unter Seinen Auspicien hat sie in den langen Jahren ihrer Existenz im Stillen besonders in Schulen und Lazarethen viel Gutes gestiftet. Ein vorzüglicher thätiger Beförderer ihrer wohlthätigen Zwecke ist ihr jetziger Secretair, der gemeinnützliche christliche Prediger Bernhardi. Sie ist eine Tochter der Mutter, der Bibelgesellschaft in Berlin für den ganzen Preußischen Staat, und es stehen Minister in Verbindung mit würdigen Männern an der Spitze. Die bedeutende Summe, welche im ganzen Lande durch eine Kirchencollecte in allen Gemeinden für die Bibelgesellschaft jährlich gesammelt wird, muß nach Berlin an die Mutter gesandt werden. Zur Uebersicht und Leitung des Ganzen ist ein Centralpunkt nöthig und gut; aber gedachte Summe würde gewiß größer, mithin ihr Nutzen für die Sache selbst bedeutender sein, wenn sie an dem Orte, wo gesammelt wird, bliebe. Der Mensch giebt lieber, fröhlicher und reichlicher, wenn er der Früchte seiner Gaben unmittelbar froh wird, als wenn sein Geld weit weg an einen fremden Ort geschickt wird, und er nicht erfährt, wem es genutzt hat. Berlin ist groß und reich genug, um aus eigenen Mitteln eine allgemeine Mutter aller Bibelgesellschaften in der Monarchie würdig hinzustellen. Aber die vermögende, sonst wohlthätige Stadt thut für diese wohlthätige Sache verhältnißmäßig sehr wenig, und vielleicht liegt der auffallende Mangel der Theilnahme an der Einrichtung. Zu den wohlhabendsten Bibelgesellschaften im Lande gehört vorzüglich die in dem armen Potsdam. Sie ist es geworden durch Vermächtnisse ihrer begüterten verewigten, mit Achtung und Dank genannten Wohl-

befreundet, zu thun, um vorzüglich ihn von allen Schritten zurückzuhalten, die unter der Würde der heiligen Schrift sind. Nicht gewaltsam kann ihre Verbreitung bewirkt werden, man darf sie, ihre Göttlichkeit und Unentbehrlichkeit, nur möglichst warm empfehlen, und muß den Erfolg der Freiheit und Selbstbestimmung überlassen. Der Hofapotheker Franke aber war ein gemüthlicher Menschenfreund und hatte den Grundsatz: daß er, als Gottes Haushalter, von Allem, was er jährlich durch seinen redlichen Fleiß erwerbe, die Hälfte den Armen geben müsse. Dieß that er wirklich; in der größtentheils dürftigen benachbarten volk- und besonders kinderreichen Colonie Nowaweß gab er umsonst die jährliche vorgeschriebene Arzenei. Dieser seiner milden Gesinnung gemäß, vermächte er in seinem Testament sein noch immer ansehnliches Vermögen zur Hälfte seiner würdigen Frau, und da die tugendhafte glückliche Ehe ohne Kinder war, die andere Hälfte den hiesigen Armen und ihren bestehenden, zum Theil neu zu begründenden wohlthätigen Stiftungen. Unter diesen war auch die Bibelgesellschaft mit einer ansehnlichen Summe bedacht; wobei er deren Anwendung und Benutzung der freien zweckmäßigen Disposition überließ. In dem Besitze dieses ansehnlichen Legats kam die Benutzung desselben in einer General-Versammlung, in welcher fast alle Mitglieder gegenwärtig waren, zur Sprache. Der Präsident nahm das

---

thäter, und durch möglichste Festhaltung des heilsamen Princips, in ihrem Wirkungskreise zu bleiben. Durch Ueberschreitung der Grenzen werden die Hülfskräfte dissipirt und intensiv und extensiv geschwächt; Gutes wird nur dadurch in der Welt gewirkt, wenn J e d e r auf s e i n e r S t e l l e s e i n e Pflicht thut und treu in s e i n e m Berufe ist.

Wort und sprach: „Es frägt sich: wie soll die Bibelgesellschaft dieses Vermächtniß ihres entschlafenen Freundes verwenden? Es läßt sich diese Frage auf zwiefache Art beantworten: entweder können wir die ganze Summe ausgeben und in Bibeln an Arme, die sie noch nicht haben, vertheilen; oder wir machen das geschenkte Geld zum eisernen Bestand, gründen damit einen Fond, und verwenden die jährlichen Interessen dieses Capitals zum Ankauf von Bibeln für Bedürftige. Der Testator hat darüber nichts bestimmt, es hängt also von uns ab, welche Einrichtung wir treffen wollen. Ich bin der unmaßgeblichen Meinung, daß das Vermächtniß nicht vertheilt, sondern ein Vermögen der milden Stiftung damit gegründet und dessen Einkommen jährlich zum Besten der Armen verwendet werde. Meine Gründe für diese unvorgreifliche Ansicht sind folgende. Jetzt in unserer guten Zeit gilt die heilige Schrift wieder, und es ist ein wahrer Glanzpunkt, daß sie wieder in ihr Recht getreten und sie, was vorher in dieser Art nie geschehen, planmäßig unter die, welche sie nicht haben, vertheilt und verbreitet wird. Jetzt ist es so, unter der Regierung eines vortrefflichen schützenden Königs, dessen Minister es sich zur Ehre rechnen, Präsident und Mitglieder der Bibelgesellschaft zu sein. Hoffentlich wird es so bleiben; die christliche fromme Gesinnung des Kronprinzen und die Pietät des Königlichen Hauses berechtigt zu den besten Hoffnungen. Aber es könnte auch anders sein; die Denkart des Königs bestimmt die Handlungsweise der Uebrigen und nach seinem Beispiel richtet sich Alles. Der Geist der Zeit kann sich ändern und eine andere Richtung nehmen, und in seinem Geschmack ebenso abhold der Bibel werden, als er ihr jetzt hold ist. Für solche übele Tage, die kommen können, ist es wichtig, für die fortdauernde Existenz

der Bibelgesellschaft gesorgt und ihr Bestehen gesichert zu haben. Es ist ein schlimmes Ding überhaupt, besonders aber für eine ganze Corporation, von Gunst und Ungunst abzuhängen, dagegen unabhängige Selbstständigkeit eines der größten Güter ist. Lassen Sie uns, meine Herren, den jetzigen günstigen Augenblick festhalten und benutzen. Die beste Benutzung der Gegenwart ist Sorge für die Zukunft und ihre Sicherstellung; unsere Nachfolger werden uns einst dafür danken. Zudem brauchen wir das Geld jetzt nicht; unsere Ausgaben sind für unseren Wirkungskreis vollkommen gedeckt durch unsere Einnahmen und jährlichen Beiträge; ja wir haben mehr, als wir brauchen, wenn uns der König Seine Gunst, wie wir hoffen, erhält. Dazu kommt, daß wir so am Besten für das gesegnete dankbare Andenken unseres heimgegangenen Freundes Franke sorgen, da sein frommes Vermächtniß in unseren Annalen dadurch Dauer erhält; hingegen seine Wohlthat und sein Name vielleicht schon in der nächstfolgenden Generation ganz vergessen wird, wenn sein Geld ausgegeben ist. Wir erfüllen also eine Pflicht der Pietät gegen ihn, wenn wir sein Andenken unter dem Namen: „Franke'sche Stiftung" erhalten; vielleicht folgen auch Andere seinem edlen Beispiele.*) Auch ist solche Vorsorge durchaus christlich und nach der Lehre der heiligen Schrift. Unser Heiland untersagt uns zwar das Sorgen für den anderen Tag und will uns ein kindliches Vertrauen zu unserem himmlischen Vater einflößen; aber er versteht hier unter

*) Diese Hoffnung hat nicht getäuscht. Andere, wie schon früher der General v. Knobloch, so der Major Röhring, die Generalinn Riesemeischel, u. s. f. haben der Bibelgesellschaft zu Potsdam ansehnliche Legate ausgesetzt.

„sorgen" ein wirkliches Sorgen, Thun, Wirken, Haben, Schaffen, als wenn Alles dabei, auch die Zukunft, die doch allein in Gottes Hand liegt, von ihm, dem Menschen, abhange. Es ist unnütz und thöricht, so, von dem Regierer des Ganzen und Einzelnen losgerissen, danach sein Schicksal bestimmen zu wollen, da doch Alles durchgängig ganz anders kommt und es doch geht, wie es gehen soll. Aber keineswegs will unser Heiland von uns ein blindes, unthätiges Vertrauen; vielmehr verlangt er von uns ein weises Rücksichtnehmen auf obwaltende Verhältnisse und ihre Zukunft; der Apostel verlangt von Christen, daß ihr Gottesdienst ein vernünftiger sein soll; und diejenigen, welche die Vorschrift: „Ihr sollt nicht sorgen!" buchstäblich nehmen, werden, wenn es zu spät ist, ihre Gedankenlosigkeit und ihren Leichtsinn, ja Unbesonnenheit, beklagen. Daran, daß es so Vielen übel geht, wenn die Zeiten sich geändert haben, und so viele Institute, die sich hoffnungsvoll ankündigten, wieder auflösen, sind die Menschen selbst schuld; warum haben sie heute nicht an morgen gedacht, warum nicht die Warnungen Jesu benutzt, der ausdrücklich lehrt: „Wer ist unter euch (der etwas unternimmt), der einen Thurm bauen will, und sitzet nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat, und kann es nicht hinausführen, Alle, die es sehen, fangen an, seiner zu spotten. Lucas 14, 28. 29." Solcher unpraktischen Weisheit wollen wir uns nicht schuldig machen, sondern auf einer neuen gewonnenen festen Basis fortbauen für die Zukunft; ich trage darauf an, daß das Franke'sche Vermächtniß nicht ausgegeben, sondern zusammengehalten werde, damit es ein bleibendes Vermögen der Bibelgesellschaft zu Potsdam werde, von dessen jährlichen Einkünften die Armen Bibeln erhalten."

Alle Mitglieder waren meiner Meinung; nur zwei nicht; der Eine sprach ruhig, nach seiner Ueberzeugung christlich, und bescheiden; der Husaren-Lieutenant aber wurde laut und ließ sich in starker fester Stimme also vernehmen: „Sie, Herr Präsident, haben soeben unsere Zeit einen Licht- und Glanzpunkt genannt; sie ist aber eine ägyptische Finsterniß. Das wahre Licht der Welt, Jesus Christus, wird durch die Sophismen der Vernunft verdunkelt und durch blendenden Schein aus den Augen gerückt. Zwar nennt man ihn noch den Herrn; aber eben das ist die Tiefe des Satans, der sich in einen Engel des Lichts verstellt und sein Werk in allen seinen Kindern der Finsterniß hat. Zwar wird die heilige Schrift vertheilt; aber auf den heiligen Geist kommt es an, durch dessen gnädige Erleuchtung man sie allein versteht. Dazu braucht man den Schutz des Königs, wie Sie knechtisch gesagt haben, nicht. Der, welcher sein Werk schützet, leitet und regieret, ist unendlich größer und mächtiger, als ein irdischer König, der, wenn er gleich Scepter und Krone trägt, doch ein sündhafter sterblicher Mensch ist. Der Herr der Herrlichkeit, zur Rechten des Vaters, Jesus Christus, ist der König aller Könige und der Herr aller Herren. Vollends erbärmlich erscheint, was von dem verstorbenen Hofapotheker Franke zur Bewahrung seines Andenkens, zur Erhaltung seines Gedächtnisses, vergötternd gesagt ist. Er war ein Diener Jesu Christi; er, der Herr, hat den Schlüssel zu allen Herzen und zu allen Geldcassen. Von ihm kommen alle guten Gedanken und alle vollkommenen Gaben, ihm also und nicht dem, welchem er nur das Vermögen verliehen, verdankt die Bibelgesellschaft das in Rede stehende Vermächtniß. Nicht uns die Ehre, sondern nur allein Gott. Der Jünger Jesu Christi verwirft alle mensch-

lichen Apotheosen; es giebt keine Heiligen, nur Einer ist heilig. *) Der Apotheker Franke mag vergessen werden,

*) Der Mystiker und Pietist führt alles Gute einzig und allein auf Gott zurück; sehr wahr und richtig, — aber darüber sollen und dürfen wir die Menschen nicht vergessen, durch welche er mittelbar giebt und wirkt. Wenn sie statt Böses Gutes thun; sich gläubig selbst verläugnen und beherrschen; von ihrem Vermögen einen weisen, menschenfreundlichen Gebrauch machen, und sich von einer nur würdigen Seite zeigen: so gebührt ihnen Achtung und Dank. Dieser Dank ist ein natürlicher Ausfluß der Liebe, womit wir nach der Lehre Christi alle Menschen, besonders aber unsere Wohlthäter, umfassen sollen. Der Dank und seine Aeußerung verschönert, bereichert und vergeistigt das Leben; er ist das schöne zarte Band, welches Menschen an Menschen knüpft und den Verkehr in der Welt friedlich zusammenhält; er ist es, der die Vergangenheit inhaltreich, die Gegenwart genußreich, und die Zukunft heiter macht. Ein guter Mensch ist darum auch immer ein dankbarer Mensch, sowie Undank das schwärzeste Laster ist. Mit Recht sagt man: „Wenn du Jemand einen Undankbaren genannt hast, hast du von ihm alles Nachtheilige gesagt.“ (Ingratum si dixeris, omnia dixisti). Die Pietisten und Mystiker unserer Zeit sind aber in ihrer Ueberspannung darum undankbar, weil Gott und der Herr allein ihnen Alles ist, und die Menschen ihnen nichts sind; und doch können Gott und Jesus Christus nur dann erst Alles werden, wenn die Menschheit uns Alles geworden ist und wir für sie leben und wirken. Nur durch den Bruder, den wir sehen, kommen wir zu Gott, den wir nicht sehen, und nur der, welcher in der Liebe bleibet, bleibet in Gott, und Gott in ihm. Alle Frömmigkeit ohne Menschenliebe ist Wahn und Selbstbetrug. Opfere dich für den Pietisten und Mystiker auf, reiße ihn aus Noth und Verlegenheit, verschaffe ihm ein Amt, diene und hilf ihm, — aber erwarte von ihm keinen Dank, denn du bist es ja nicht, der du ihm dich hingegeben hast, der Herr ist es, der den Willen und die Kräfte dazu gab, ihm allein, und nicht schwachen Menschen, gebührt der Dank. Ich darf bei

wenn nur Jesus Christus in unseren Herzen lebt. Nicht von sündhaften Menschen, deren sogenannte Tugend ein beflecktes Kleid ist, erwarten wir Hülfe, die Werkheiligkeit ist nichts; Christus hat sie zerstört; wir werden nicht durch

---

dieser harten Beschuldigung nicht erst sagen, daß hier allein die Rede ist vom Afterpietismus und Mysticismus unserer Zeit, der in seiner Ueberschwänglichkeit alle Mittelursachen, an welche doch die Erde und ihre Bewohner geknüpft sind, überspringt, und nur das Unmittelbare will. Er erklärt die heilige Schrift nicht nach der Analogie des christlichen kirchlichen Glaubens, sondern, träumend von einem inwendigen Worte, nach den Eingebungen einer exaltirten Phantasie, legt er sie aus; in solcher Schwankung widerstrebt er, ohne Gesetz und Regel, jeder kirchlichen liturgischen und uniirten Ordnung, und gestaltet sich als Separatismus. Daß aber gerade der dürre, kraftlose, aller Gewißheit ermangelnde Rationalismus es war und ist, der alle phantasiereichen Gemüther, wenn sie in ihm nicht fanden, was sie suchten, zu diesem phantastischen Mysticismus bringt; und daß beide, von einem Extrem zum andern geführt, nicht wissend, was sie thun und bewirken, es sind, die zum Romanismus führen und den Jesuiten in die Hände arbeiten, kann nicht oft und laut genug gesagt werden. Nur diesen Afterpietismus und Mysticismus meine ich hier; nicht dem echten, wahren, habe ich wehe thun wollen. Denen, welche die christliche Religion mit dem Herzen auffassen, verdankt die christliche Kirche große Wohlthaten: die Andacht des Pietismus und die Innigkeit der Mystik war oft, besonders zur Zeit der scholastischen Theologie, die Bewahrerinn echter Frömmigkeit; sie ist es noch immer bei Allen, welche sie biblisch rein in wahrer Gottesfurcht auffassen, namentlich auch größtentheils in der Brüdergemeinde, den Stillen im Lande. Das Geheimniß (Mysterium) des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten; und seinen Bund läßt er sie wissen. Psalm 25, v. 14. cfr. die Schrift: „Ueber den Werth und die Wirkung der Liturgie und Agende. 2te Auflage, S. 167. Potsdam 1830 bei Riegel."

Werke, sondern allein durch Jesum Christum und den Glauben an ihn selig. Verstehen Sie das, Herr Präsident? Nein, Sie verstehen es nicht. Es ist eine Sünde und Schande, daß Sie Präsident der Bibelgesellschaft sind. Sie haben wie ein Heide gesprochen. Sie führen die Menschen von Christus ab, statt daß Sie zu Christus führen sollten. Sie sorgen ängstlich für die Zukunft, denken nicht daran, daß sie in den Händen des Herrn liegt. Aber das kommt daher, weil es Ihnen am rechten Glauben fehlt. Sie sind ein Ungläubiger, ein Atheist."

Diese Anklagen, welche in Injurien übergingen, sagte der Lieutenant v. N. N. im steigenden Affect, der ein sprühender Zorn wurde. Das Auge glühete, die Faust ballte sich, der Schaum stand vor dem Munde, der Degen rasselte, die Füße stampften, der ganze Körper war in Bewegung. Man sah einen Fanatiker, der raste und mit Schimpfworten um sich warf. Mit Erstaunen erblickte man den Mann, der nicht wußte, was er that. Es wäre vergebens gewesen, seine Wuth zu dämpfen; ich gebot Stille, sprach einige ruhige Worte, und hob die Conferenz auf. Alle ohne Ausnahme folgten mir und man war einstimmig der Meinung, daß der Herr v. N. N. excludirt werden müsse. Der unangenehme Vorfall ging wie ein Lauffeuer durch die Stadt und erregte allgemeine Indignation. Er kam auch zur Kenntniß des Königs und ich mußte Ihm den Hergang der Sache erzählen. Wiewohl dieß historisch treu geschah, so nahm Er doch den Husaren-Lieutenant in Schutz. Er, der gnädige Herr, sagte: „Hier sind nur zwei Fälle denkbar. Er muß entweder cassirt werden, oder nicht. Geschähe es, so wäre die Strafe zu hart, da der Keim und die Absicht gut ist.

Geschieht es aber nicht und bleibt er im Dienste, so darf keine Schmach auf ihm liegen. Er ist von seinem unverständigen Eifer zurückzubringen und zu bessern. Sie haben ihn gereizt; ich will ihn von Potsdam wegnehmen und nach Berlin versetzen. Einer der Prediger soll ihn belehren und ihm Mäßigung beibringen. Ich werde es gern sehen, wenn die Bibelgesellschaft ihn nicht förmlich ausstößt und das auf sich beruhen läßt. Ein Officier darf nicht den Schmutzflecken der öffentlichen Schande auf seinem Namen haben; er trägt seine Ehre auf der Degenspitze." *)

Mit unglaublicher Nachsicht und Güte nahm sich der Hohe Herr des Mannes an und sprach selbst ermunternd zu ihm. Aber der Verirrte, statt in sich zu gehen und ruhiger zu werden, wurde in seinem Egoismus dadurch noch mehr bestärkt, und bekam, da er die Allerhöchste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, von der Wichtigkeit seiner Person und der Wahrheit seiner Ansicht eine noch vortheilhaftere Ansicht. Der Prediger, dem er übergeben war, richtete nichts mit ihm aus; er wollte das in der heiligen Schrift gegebene Wort immer erklären durch das ihm geoffenbarte innerliche. Seinen subjectiven Gefühlen hingegeben, die er für göttliche Eingebungen hielt, gerieth er auf die abenteuerlichsten Dinge und Behauptungen und sank aus einer Ekstase in die andere. Er las fleißig die heilige Schrift, und nahm Alles, selbst die Parabeln, die Bilder und Allegorien, wörtlich und buchstäblich, so daß es oft an Verrücktheit grenzte. Vom Geiste der Bibel, der lebendig macht, hatte er nicht nur keinen

*) Diese Worte, gesprochen vom Könige, sind buchstäblich gegeben.

Begriff, er hielt vielmehr diesen für subjective Willkür, und, um consequent zu bleiben, sagte er seltsame Dinge, die den Unterrichteten mit Widerwillen und den Spötter mit Hohn und Lachen erfüllten. Dabei war er stolz und hielt sich selbst für auserlesen, und war gegen Andersdenkende unduldsam, hart und lieblos. Zwischen ihm und anderen Officieren in Berlin, die ihn aufzogen, fanden allerlei wunderliche Auftritte, die ein seltsames Gemisch zwischen Göttlichem und Profanem waren, vor, und um keine Untersuchungen herbeizuführen, verheimlichte man sie dem Könige. Das anomale Betragen im Dienste konnte ihm aber nicht länger verborgen bleiben, da auch die Vorgesetzten den Widerspenstigen nicht in Ordnung bringen konnten. Vollends verdarb er es damit, daß er, dazu commandirt, nicht bei der Eidesleistung der Recruten erscheinen wollte; er führte zu seiner Rechtfertigung den Spruch Christi an: Ihr sollt überhaupt nicht schwören. Zuletzt ging er so weit, daß er es bereuete, dem Könige bei der Fahne den Eid der Treue geschworen zu haben, und in einem Immediatschreiben nahm er diesen Eid, den er für eine unchristliche Handlung hielt, förmlich zurück. Er kündigte also nach der bestehenden Verfassung dem Landesherrn den Dienst auf, und steckte, da er das viele Reden nicht lassen konnte, auch andere Soldaten mit seinen fanatischen Irrthümern an. Er mußte also seines Dienstes entlassen werden, da er nicht mehr thun wollte, was er thun sollte. Der König hatte, statt unwillig zu werden, Mitleiden mit ihm und ließ ihm nach seinem Range eine jährliche Pension aussetzen; aber im Vertrauen auf den Herrn, dem er zu dienen glaubte, schlug er nicht nur diese, sondern auch ein ansehnliches Königliches Geschenk, mit geistlichem Hochmuthe aus. Er brachte dadurch Alles gegen sich

auf und man hatte kein Mitleid bei dieser Katastrophe des Lebens mit ihm, da er selbst nicht dabei litt. Vielmehr fühlte er sich nun frei, da er thun und lassen konnte, was er wollte. Seine mystische Erhebung nahm zu und er glaubte, er litte des Herrn wegen, und fühlte sich als seinen Jünger und Apostel. Was er bis dahin verborgen hatte, that er nun öffentlich; er nahm zu sich eine junge Wittwe, und auch dieß war nach seinem Fanatismus löblich und christlich. Er verließ Berlin und Potsdam und wanderte im Lande umher als ein Apostel, zu bekehren die Völker. So kam er nach manchen Abenteuern nach Westphalen, wo die Gemeinden in der älteren Presbyterial- und Synodal-Verfassung innig zusammenhangen und viel kirchlicher Sinn herrscht. Es war gerade Sonntag, als er im Fürstenthum Minden, nicht weit von Bünte, in die Kirche ging, in der die Einwohnerschaft zahlreich versammelt war und in Andacht der Predigt ihres geliebten Pastors zuhörte. Auch der gewesene Husaren-Lieutenant that dieß eine Zeit lang; dann aber trat er hervor und ging in lauten Schritten zum Altar. Hier stand er still, sah zu dem redenden Pastor hinauf, und sprach, zum Schrecken und Erstaunen der stillen Versammlung: „Pfaffe, halt's Maul! Du bist ein Baalspfaffe und ein wahrer Bauchdiener. Da sitzen die Schafe Deiner Heerde und hören das elende Geträtsch. Mich jammern sie; sie werden in der Irre herum geführt von einem blinden Leiter der Blinden. Ich will Euch Jesum den Gekreuzigten verkündigen; er ist eine Kraft Gottes, selig zu machen Alle, die an ihn glauben. Von dieser verborgenen Kraft weiß dieser Pfaffe nichts, er kann sie darum auch nicht mittheilen. In mir ist aber der Geist Gottes, er ist ein heiliger Geist, und redet aus mir; herunter von der Kanzel, ich will und

muß sprechen.“ Als er aber zum Schrecken des Ortspredigers und der Versammlung noch mitten im Sprechen war, trat der anwesende Justizbeamte, empört über die unerhörte Störung, hinzu, hieß schweigen, und arretirte den unbekannten Fremdling. Durch die herbeigerufenen Diener des Justizamtmanns wurde er abgeführt und der nachlaufende Haufe schrie: „In's Gefängniß mit ihm!“ Dieß geschah. Das Gefängniß, das einzige des Ortes, war aber feucht, finster und ungesund. Es hatte nur einen einzigen Behälter, in welchem schon ein anderer Verbrecher saß. Gereizt und aufgeregt in seinem ganzen Innern, bekam der arme eigesperrte Fanatiker ein nervöses Faulfieber — und nach kurzer Zeit starb er. *) Er nahm ein Ende mit Schrecken. Der

*) Die ganze Erzählung von dem Vorfalle in der Kirche und das tragische Ende des Verblendeten im Gefängnisse habe ich authentisch von dem benachbarten Prediger Mumperow zu Herford auf dem Berge. Dieser war ein wahrer frommer Seelenhirt seiner großen zerstreut wohnenden Gemeinde und an ihm und seinem praktischen Beispiele habe ich gesehen, was ein heller und warmer, pflichtliebender und gewissenhafter Pastor, zumal, wenn er eine lange Reihe von Jahren das geistliche Amt bei seiner Gemeinde verwaltet, in demselben vermag. Alle seine Beichtkinder, die er großentheils unterrichtet und confirmirt hatte, hingen in Verehrung, Liebe und Vertrauen an ihm, ihrem geistlichen Vater. Er war täglich unter ihnen, entweder im Kirchspiel, oder in seinem Hause, und Niemand, der des Rathes und Trostes bedurfte, ging ohne Hülfe von ihm. In Ernst und Würde, Kindlichkeit und Treuherzigkeit, ging er mit ihnen um und war ein Hirt seiner Heerde; dem verlorenen Schäflein ging er nach, und wenn er es in der Wüste gefunden, nahm er es auf seine Schultern und trug es heim. Mumperow, mit dem ich in Halle studirte, in dessen stillem Pfarrhause ich köstliche patriarchalische Stunden verlebte, war einer der treue-

große Haufe hielt ihn für verrückt; Wenige gedachten seiner mit Wehmuth, und die Gleichgesinnten nannten ihn einen Märtyrer.

Wiewohl der König über ihn indignirt war, so hatte

---

sten Pfarrer und besten Menschen, die ich gekannt. Er hatte Unschuld und Sittenreinheit so in sich bewahrt und erhalten, daß er, wenn etwas zu seinem Ruhme gesagt wurde, noch in seinem Alter roth wurde, wie eine Jungfrau. Er stand mitten in zahlreicher Versammlung wie ein Engel auf der Kanzel und die weise Rede floß in Licht und Wärme von seinen Lippen wie Honig. Seine auf dem Berge gelegene Kirche war eine alte ehrwürdige Kathedrale, eine herrliche Stiftskirche mit prächtigen Gebäuden und ansehnlichen Einkünften, leider säcularisirt. In dem hohen Thurme hingen viele Glocken von dem reinsten Metall, deren klangreiche, ernste und helle, weithin reichende Töne von der Höhe herab in die zerstreut umher liegenden Thäler drangen und die Landgemeinden bei sonntäglichen und festlichen frohen und traurigen Veranlassungen zum frommen Verein zusammen riefen. Diese prächtigen Glocken nahmen die Franzosen bei der Occupation des Landes 1807—1808 weg und ließen Kanonen daraus gießen. Nach dem Jahre 1814—1815 ruhete der Pfarrer Mumperow nicht eher, bis die Kirche, wenn auch nicht ebenso gute, doch ähnliche Glocken wieder erhalten hatte. Die Gemeinde subscribirte dazu eine große Summe, und durch die Mitwirkung des für alles Gute thätigen Chef-Präsidenten Richter zu Minden, und des General-Superintendenten, des würdigen Bischofs D. Roß zu Berlin, gab der König Friedrich Wilhelm III. das Fehlende, einen ansehnlichen Beitrag. Noch erlebte der fromme Pfarrer die sehr gewünschte Freude, die Klänge dieser Glocken zu hören. — Er legte sich hin, er, der nie Anderen Schmerz gemacht, starb ohne Schmerzen, und sein edles Angesicht glänzte im Tode wie das eines Engels. An ihm und seinem Beispiele konnte man lernen, was wahrer Pietismus und echter Mysticismus ist.

Er sich doch einen solchen Ausgang nicht gedacht, vielmehr glaubte und hoffte Er, daß der exaltirte Mensch von seinen Ueberspannungen zurückkommen und einlenken würde. Es gehört zu Seinen tief liegenden Charakterzügen, daß Er, viel tausendmal hintergangen, verkannt und getäuscht, immer von Neuem das Beste hoffte, und wiewohl mißtrauisch gemacht, doch nichts von Haß und Bitterkeit wußte. Großmüthig von Natur und in Seiner Königlichen Stellung, war Er über kleinliche Leidenschaften erhaben, und Er war, besonders in Seinen letzten Jahren, im Besitze und Genusse jenes Seelenfriedens, den die heilige Schrift allen wahrhaft Gottesfürchtigen verheißt und zusagt. Aber so mußte es kommen, um Ihn auf den rechten Standpunkt zu bringen, aus welchem der Pietismus und Mysticismus unserer Zeit gewürdigt werden muß. Bis dahin hatte Er darin die ersten Elemente der Frömmigkeit gesehen und das Zuviel derselben war Ihm lieber, als das Zuwenig. Die Uebertreibungen, die dabei vorkamen, hielt Er für Auswüchse, für, wie Er es nannte, Wasserlohden, die beschnitten werden müßten. Dieß thue die Zeit in ihrer praktischen Tendenz, wenn nur der Baum in seiner Wurzel, im Stamm und in den Zweigen, gesund sei, und darum ließ Er das pietistische Conventikel-Wesen im Lande gewähren und wollte nichts von polizeilichen harten Maßregeln dagegen wissen. In dieser Zeit, wo das tragische Ende des Husaren-Lieutenants viel Sensation machte, predigte ich in Gegenwart des Königs über das Thema: „Spannt die Saiten nicht zu hoch: jede Uebertreibung zerstört sich durch sich selbst.“ Ich redete von der rechten Mitte, und zeigte, daß der Aberglaube, der zuviel, und der Unglaube, der zuwenig glaube, zwei gleich gefährliche Extreme wären, und daß zwischen beiden der lebendige, in der

Liebe thätige Glaube in der Mitte liege. Diese sei mit ihrer Mäßigung das Rechte, wohin uns Christus durch seine Lehre und sein Beispiel führe (in medio tutissime ibis), und wandte dieß auf bloße Gefühlsreligion (Pietismus) an. Diese Predigt, in der ich mich der Popularität besonders beflissen, hatte das Glück, dem Könige zu gefallen, und Er sprach lange mit mir über die Extravaganzen (wie Er es nannte) in der Religion, auch über den überspannten und unglücklichen Lieutenant; doch bedauerte Er ihn nur, und klagte ihn nicht an.

Nicht lange nachher erhielten der Bischof Dr. Neander, der Bischof D. Ritschl, und ich, durch den Minister v. Altenstein den Königlichen Befehl, über die Conventikel des Pietismus und Mysticismus zu berichten, und Vorschläge zu thun, wie dem eingerissenen Unwesen kirchlich abzuhelfen sei. Wir fühlten das Gewicht und den Ernst dieser Aufgabe und wünschten, sie so zu lösen, daß dadurch wahre christliche Frömmigkeit im Lande befördert werden möchte. Zu dem Ende hielten wir vorbereitende Conferenzen und besprachen, beseelt vom Geiste des Christenthums, den vorliegenden Gegenstand. Das Resultat der freien Berathung wurde protokollarisch in gedrängter Kürze niedergelegt, und war mehr aphoristisch, als didaktisch. Das Bild der Sache, wie sie sich, vorzüglich in den Provinzen Preußen, Schlesien, Pommern und der Neumark, hier und da gestaltet hatte, stand nach den vorliegenden Acten lebendig vor uns, und darnach wurden die verschiedenen Schattirungen in der Färbung wirklicher Thatsachen entworfen. Nach der historischen Schilderung, wie es in Wahrheit war und wie weit es damit gekommen, folgten unsere Vorschläge, die sich darauf beschränkten, daß zwar die häus-

lichen Andachten nicht zu untersagen, vielmehr zu befördern seien, daß sie aber gehalten werden müßten nur von einer Familie und ihren Gliedern, vom Hausvater an bis zum Gesinde, dieses mit eingeschlossen. Sollten aber Mehrere, Nachbaren und Verwandte, Freunde und Gemeindeglieder, an solchen häuslichen Erbauungsstunden theilnehmen wollen, so dürfte es nur bei noch hellem Tage unter der Leitung des Ortspredigers geschehen und nicht über 60 Minuten das Zusammensein währen. Als Stoff der gemeinschaftlichen Andacht müsse dienen das eingeführte Gesangbuch, die Bibel, der Katechismus, und ein christliches, anerkannt gutes Erbauungsbuch, nach der Auswahl des Superintendenten und Ortspredigers. Nur dieser dürfe den Vortrag, am Besten eine cursorische Schriftauslegung, halten; doch sei es auch einem Anderen der Anwesenden, der nach dem Zeugniß des Geistlichen die Gabe der zusammenhängenden christlichen Rede besäße, zu sprechen erlaubt, nur dürfe dieß nicht über 15 Minuten dauern. Wenn aber die Gemeinde außer dem Gottesdienste an Sonn- und Festtagen das Bedürfniß fühle, sich auch noch gemeinsam zu erbauen an Werktagen in der Woche, dann sei es am Besten, wenn dieß öffentlich in der Kirche, am Abend oder noch am Tage, geschehe. Alle Gemeinden und Prediger, besonders Solche, welche im Rufe des Pietismus ständen und solche Zusammenkünfte hielten, seien streng von den Superintendenten zu controliren, und diese hätten an das Landes-Consistorium gleich zu berichten, sobald Anomalien vorfielen, sonst aber regelmäßig alle Vierteljahr.

Dieser Bericht, welcher gründlich, kurz, bestimmt und doch gemäßigt war, hatte die Zufriedenheit des Königs, und Er äußerte dieselbe dadurch, daß Er ihm gemäß verfuhr und

darnach theils selbst unmittelbar, freilich unter manchen Modificationen, nach den Local-Verhältnissen, theils mittelbar durch das geistliche Ministerium oder durch die Landes-Consistorien, verfügte.

Inzwischen ging das gute Werk der kirchlichen Union seinen fortschreitenden Gang und verbreitete sich immer weiter; aber oft gerieth es auch in's Stocken, stand still, und ging wohl gar rückwärts. Denn wie starre Anhänglichkeit an's Alte, wie z. B. hier und da in Schlesien an's gewohnte und ererbte Lutherthum, allen Zu- und Eingang verhinderte, so übereilte sich auch, ohne die ernste Sache von allen Seiten geprüft und überlegt zu haben, oft die Neuerungssucht, und der Reiz der Neuheit faßte rasch nur die angenehme, ansprechende Seite in's Auge, ohne die Folgen und ihre Verbindlichkeiten zu bedenken. Dieß war oft der Fall, wo die lutherische Gemeinde ein größeres Vermögen an Capitalien und liegenden Gründen hatte, als die reformirte, oder umgekehrt. Da, wo die Ungleichheit darin sehr groß, die eine wohlhabend, die andere dürftig, und die Verschiedenheit in den Stolgebühren durch Herkommen und Gewohnheit einmal fest geordnet und geregelt war, entstand oft Hader. Die schon beschlossene Eintracht zerschlug sich dann wieder an der Zwietracht des leidigen Mein und Dein (Meum et tuum), woran im Leben, selbst in Familien bei Erbschaften, sich so viel böser Hader und Zank knüpft. Die meisten Rechtshändel und bitteren Prozesse entstehen gewöhnlich aus der Habsucht, die sich verkürzt glaubt, und viel Gutes in der Welt wird durch Eigennutz entweder gehindert, oder wieder zerstört.

Das Letztere drohete der Union in der Gemeinde zu

Wetter an der Ruhr in der Grafschaft Mark. Sie, die, reformirte und lutherische daselbst, war eine der ersten, die, an ihrer Spitze zwei vortreffliche Geistliche, die Pastoren Hengstenberg und Müller, in Verbindung mit achtungswerthen Gemeindegliedern, unter welchen der geniale, sinnige Fabrikant Harkort sich auszeichnete, die promulgirte Union angenommen, und, allen Confessionsunterschied nun bei Seite setzend, sich zu dieser Vereinigung bekannt hatte. Den darüber protokollarisch aufgenommenen förmlichen Act hatten sie selbst Sr. Majestät dem Könige zugeschickt, und da derselbe den Geist des Evangeliums Jesu Christi rein und frisch athmete, so hatte der hohe Herr Seine wahre fromme Freude daran. Er sprach gern und oft davon und nannte das gesegnete Land Seine treue Grafschaft Mark. Aber der hinkende Bote kam nach; denn da man nun tiefer in das Werk der Union einging und dieselbe praktisch sich gestalten sollte, fanden sich wegen der Besitzungen, die beide Gemeinden in ungleichen Theilen besaßen, eine Menge von Schwierigkeiten, die man früher nicht erwogen hatte, — die, wie sie aufgestellt waren und entgegen traten, eine Gemeinschaft unmöglich machten. Man gerieth dabei in eine erhitzende Debatte, in der jeder Theil auf das ererbte Recht seines Eigenthums bestand; dasselbe zu bewahren und zu erhalten, so daß es vor jeder Schmälerung geschützt war, erschien als eine heilige Pflicht, und es mischte sich, wie es bei Dispüten zu geschehen pflegt, Animosität und Rechthaberei ein. Vergebens bemühete sich der ruhige, hellsehende, tolerante und wahrhaft fromme Pastor Hengstenberg, einen Bruch zu verhüten; derselbe trat aber ein und man trennte sich in Unfrieden. Der König, welchem die geschehene Trennung officiell angezeigt war, hatte sie gleich besprochen mit dem Fürsten Staats-

Kanzler v. Hardenberg, und da dieser die Sache leicht genommen — (das Kirchliche war eben sein Element nicht), so wurde der ganze Vorfall noch unangenehmer. Der christliche Herr nahm ihn sehr ernst, und sprach gegen mich unwillig Seine Meinung aus. „Ich berede, ich zwinge," sagte Er, „keinen Menschen, keine Gemeinde, der Union beizutreten. Daß ich sie für ein gutes christliches Werk halte und sie wünsche, habe ich öffentlich gesagt. Damit aber lasse ich's auch genug sein und überlasse nun Alles der Freiheit. Zwang ist mir überhaupt zuwider, am Meisten in der Religion; ein Jeder muß selbst wissen, wie er mit seinem Gewissen und Gott steht. So lieb mir eine gewisse Uniformität ist, auch in der Kirche, so weiß ich doch sehr wohl, daß sie, wenn sie Segen bringen soll, das Werk eigener Ueberzeugung und Wahl sein muß, und die Gewalt keinen Antheil daran haben darf. Hat aber einmal eine Gemeinde aus freien Stücken die Union angenommen und sich förmlich zu ihr bekannt, so thut sie sehr Unrecht, wenn sie wieder zurücktritt. Ein solches Changiren darf nicht geduldet werden. Eine ernste Sache will ernst genommen sein; man darf mit ihr nicht nach Willkür spielen, heute so, morgen anders. Das thun Kinder, aber keine vernünftigen Männer. War sehr zufrieden; bin aber nun über ein solches inconsequentes Benehmen sehr unzufrieden. Wo liegt Wetter?" Ich antwortete: „In der Grafschaft Mark, im Süderlande, zwischen Bergen, auf der Höhe und in Thälern an der Ruhr, nicht weit von den Städten Herdecke und Hagen."

„Ein Bergamt dort; Minister v. Stein und der Oberpräsident Sack da gewesen." „Ja; und die Gemeinden haben zwei vortreffliche Prediger, Hengstenberg und Müller."

„Bezweifele es nicht; müssen aber nicht viel über die

Gemeinden vermögen, sonst wären solche Inconsequenzen, in welchen man das gestern Gewollte heute wieder zurücknimmt und aufhebt, nicht vorgefallen. Der Pastor leitet die kirchlichen Angelegenheiten des Orts, und sein Verdienst ist es, wenn die Einführung der Liturgie, Agende und Union, zu Stande kommt; aber dagegen ist es auch seine Schuld, wenn sie mißlingt. Kennen wohl die beiden Herren persönlich?" „Ja, Ihre Majestät. Der Müller, jetzt nach dem benachbarten Hagen berufen, war früher Feldprediger zu Hamm, woher ich ihn genau kenne; und Hengstenberg sollte eben dahin in die Stelle des nach Berlin beförderten Snethlage als Director des Gymnasiums kommen." *) „Charmant!

*) C. Hengstenberg war früher Stiftsprediger in Fröndenberg, seinem alten Oheim gleiches Namens adjungirt. Dieser war ein origineller Mann, ein höchst orthodoxer, typischer Theolog, gewissenhaft und treu in seinem Amte. Auf der nicht einträglichen Pfarre sammelte er Vermögen, womit er wohlwollend arme Verwandte unterstützte. Der ehrwürdige Greis, welcher die hebräische und griechische Bibel gläubig studirte, lebte sehr eingezogen und kärglich; jede unnütze Ausgabe vermied er, und dieß ging so weit, daß er, der nach seiner Art große Summen verschenken konnte, den vom Amtmann zu Fröndenberg geliehenen Neujahrkalender abschrieb. In dieser stillen häuslichen Schule des alten strengen und ernsten frommen Oheims bildete sich wissenschaftlich und praktisch sein junger adjungirter Vetter, der Pastor Hengstenberg. Er studirte fleißig und mußte alle vier Wochen die Aebtissinn und die Chanoinessen des Stifts förmlich besuchen. Des Abends ging er still und einsam auf den benachbarten Bergen und sah die Sonne in frommen Ahnungen untergehen. Bisweilen durfte er mich in Hamm besuchen, und wir waren von der Synode her, wo wir uns kennen gelernt, warme sympathisirende Freunde, von gleichem Alter.

Sie müssen nach Wetter und die verpfuschte Sache wieder in Ordnung bringen.“

„Ob mir dieß wird gelingen, steht dahin; gern gehorche ich Ew. Majestät Befehlen, um so mehr, da ich nach Hufe=

Er folgte im Amte seinem würdigen Oheim in Fröndenberg, und erhielt dann die Pfarre in dem romantischen bergigen Wetter an der Ruhr. Hengstenberg war ein tüchtiger Theolog, und dabei von Herzen fromm, mithin liberal und tolerant. Gern faßte er sein Studium, wovon er die Classiker nicht ausschloß, wie das tägliche Leben, groß geworden auf hohen Bergen und in lustigen Thälern, von der poetischen Seite. Seine gedruckten Lieder enthalten viel Schönes, wie seine größtentheils in Knittelversen abgefaßte Geographie viel Frohes, zum Lachen Reizendes. Er schrieb gewöhnlich an mich in gereimten Episteln. Er war ein liebevoller, gläubiger, heiterer Mann; alle seine Scherze waren mit Salz gewürzt, und wo er war und hinkam, da tauchte die Freude auf. Man durfte ihn, den schönen, gesunden Mann, mit seinen lockigen Haaren, in seiner Kraft und Unschuld nur sehen, um ihn lieb zu gewinnen. In einer glücklichen Ehe war vorzüglich sein talentvoller, hoffnungsvoller Sohn seine Hoffnung und Freude. Als ich späterhin, als Mitglied des hohen Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, für diesen, der, vorzüglich unter dem gelehrten Freytag zu Bonn, Theologie studirte, Etwas thun konnte, wurde unser Verhältniß noch inniger, und grenzenlos war seine Vaterfreude, als sein geliebter Sohn Professor auf der Universität zu Berlin wurde. Bei der Gelegenheit, wo er seinem Herzen folgen konnte, und ihn, den Herausgeber der Evangelischen Kirchenzeitung, besuchte, war er auch mehrere Tage in Potsdam bei mir, und wir besprachen Vieles, was uns Heiterkeit brachte, aber auch damals schon Kummer und Sorgen machte. Bald nachher starb er zu Wetter den Tod des Gerechten. Ave pia anima!

land's *) Rath zur Wiederherstellung und Stärkung meiner Gesundheit nach Pyrmont gehen soll."

Im Sommer 1822 reiste ich also, mit einer Königlichen Instruction wohl versehen, wieder gesund und froh von da nach Wetter, durch mein liebes Vaterland, ab. Schon unweit Herdecke, und dann vor Wetter, wurde ich festlich als Königlicher Commissarius empfangen, mehr als mir angenehm sein konnte, denn die Lutheraner und Reformirten hatten an verschiedenen Orten sich aufgestellt, eine confessionelle Parteiung, eine die andere überbietend, bildend, jede wollte mich für ihre Sache isolirt, da sie doch eine gemeinschaftliche sein sollte, gewinnen. „Wir werden einen bösen Stand haben," sagte mein lieber Hengstenberg, unter dessen menschenfreundlichem Obdach mir wohl war. Des anderen Tages hielten wir Vormittags mit dem stärkeren lutherischen, Nachmittags mit dem reformirten Consistorium (Presbyterium), für jedes eine abgesonderte Conferenz. In jeder wurde die kirchliche Union als ein Gott wohlgefälliges, dem Geiste Christi angemessenes, mit seinen Zwecken übereinstimmendes, den ersten Bemühungen der Reformatoren vollkommen verwandtes Werk dargestellt. „Die in der Natur der Sache und der Menschen liegende Verschiedenheit in der Ansicht und Beurtheilung der Glaubenssätze (Dogmen), welche in der Hitze des ersten

*) Dr. Hufeland, ein biblisch-gläubiger Christ, war als solcher voll von Liebe und Menschenfreundlichkeit. Er hatte mich, ohne daß ich's wußte, einem der ersten Aerzte in Pyrmont, ich glaube es war der Dr. Marquard, vorher angelegentlich empfohlen.

Streites beide Kirchen getrennt und eine lutherische und reformirte gestaltet hat, hindere, nach langer Trennung, die Vereinigung nicht, da beide in den Hauptartikeln der Hauptsache nach einig wären. Jeder könne nach den Graden seines Erkenntnisses und seines Glaubens darüber denken, wie er wolle, und verschiedene Symbole annehmen, wenn nur das normative Ansehen der heiligen Schrift fest stände und darüber als ein Engel des Friedens schwebe. In solchem Sinne wäre in der Gesinnung der Liebe allerdings, auch bei noch so großer Verschiedenheit, die Einigung beider kirchlichen Gesellschaften möglich, sobald man sie nur ernstlich wolle und es redlich und ehrlich damit meine. In diesem weiten Sinne, der groß und erhaben sei wie der ebene fruchtbare Hellweg und die hohen Berge des Süderlandes, nähme unser Herr Jesus Christus den Glauben an ihn und die Gemeinschaft der Gläubigen. Keinen, der zu ihm käme, schlösse er aus, Jeden, dem die heilige Sache ein wahrer Ernst sei, nehme er gnädig und freundlich auf. Vor ihm gelte kein äußeres Bekenntniß des Mundes, sondern nur allein die gute Gesinnung des Herzens. Zu den Lutherischen und zu den Reformirten komme er und halte mit ihnen das Abendmahl und er mache keinen Unterschied darin. Warum wollet Ihr ihn machen und Euch wieder trennen? Ihr seid auf mannigfache Weise miteinander vereinigt. Ihr wohnet in einem Dorfe, habt dieselbe Obrigkeit, habt ein Gewerbe, und steht miteinander in mannigfachem ehrlichen Verkehr; Eure Aecker grenzen aneinander und Ihr befahret friedlich dieselben Bergwerke und Gruben; Ihr arbeitet in Eintracht in denselben Fabriken und Hämmern; Ihr seid Nachbaren, Verwandte und Schwäger; Ihr grüßet und steht Euch einander bei und bleibet gute Freunde in Noth und Tod; Alles vereinigt Euch

— und nur die Religion sollte Euch trennen? Ihr gehet Hand in Hand den Weg durch's kurze Leben, — und Ihr wolltet einen verschiedenen einschlagen, wenn Ihr nach der Kirche gehet, und das oft in einer Familie, in einem Hause? Als Ihr Euch vereiniget habt und der Union zuerst beitratet, hat der König, den Ihr dieß meldetet, sich über Euch gefreuet und Euch als Seine braven Markaner gelobt; jetzt aber, da Ihr Euch wieder trennen wollet, zürnt Seine Majestät, und Er, der es mit Euch und allen Seinen Unterthanen gut meint, sendet mich zu Euch. Was soll ich Euch sagen? Ich habe Euch als Euer Landsmann und Euren würdigen reformirten Pastor Hengstenberg und den nach Hagen berufenen lutherischen Pastor Müller als Bruder von Herzen lieb, aber ich kann nicht anders, als mit dem Apostel klagen und fragen: O ihr unverständigen Galater, wer hat Euch bezaubert, daß Ihr der Wahrheit nicht gehorchet? Im Geiste habt Ihr angefangen, wollet Ihr denn nun im Fleische vollenden?"

Es entstand eine lange stille Pause; Viele wischten sich die Augen. Endlich sagte ein Aeltester mit grauen Haaren: „Das Alles ist recht gut, dagegen haben wir auch Nichts; aber es ist doch Unrecht, daß diejenigen, die nicht so viel Kirchenvermögen als wir besitzen, nun auch wollen, daß wir gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen und was doch uns allein gehört mit ihnen theilen sollen; das geht doch nimmermehr an, und daran hat sich die Sache zerschlagen." „Darin," antwortete ich, „habt Ihr ganz Recht. Das Kirchenvermögen ist ein Heiligthum und man muß es als ein theures Erbe frommer Vorfahren bewahren und wo möglich vermehren; es ist Unrecht, es zu zersplittern und gegen

die Fundation es anzuwenden. Aber es liegt auch nicht in der Union, daß der eine Theil, der Nichts, oder doch weniger hat, sich an dem anderen Theil, der mehr besitzt, bereichern soll. Dann mischte sich Eigennutz, der nichts taugt, hinein. Man muß in allen Stücken legal sein, und auch hier ist es leitender Grundsatz: Einem Jedem das Seinige. Solche Fälle, lieber Aeltester, sind bei der Union oft vorgekommen, und sie sind überall, wo man sie ehrlich gewollt hat, in ihren Collisionen glücklich ausgeglichen. Sie wollen nur bedenken, meine Herren, daß Union und Combination hier nicht einerlei ist, und daß man jene haben kann ohne diese. Keineswegs ist es die Absicht, das Vermögen beider Kirchen, wenn es ungleich ist, und die Gemeindeglieder dagegen sind, in Eins zusammen zu schmelzen; eine jede behält, was ihr gehört, und verwendet es nach bestem Gewissen. Sie kann es damit halten, wie sie will; ihrem christlichen Pflichtgefühl bleibt es überlassen. Eben aus diesen Gründen ist, ganz den Belehrungen Christi gemäß, der Begriff Union weit gefaßt und sie umfasset Alle, welche bei verschiedenen Erkenntniß- und Glaubens-Stufen nach den Grundsätzen der Reformation doch an Jesum Christum, als den alleinigen Seligmacher, glauben. Die Union will nirgends beengen, Keinen verletzen, kein Eigenthum beeinträchtigen, keine Ungerechtigkeit begehen; Alles in ihr ist offen und frei, wie der Himmel, der sich unermeßlich über uns öffnet; sie trägt den Segen der Eintracht und der Liebe, die Alle umfaßt, in ihrer geistigen Fülle; mit einem Worte, sie ist ein Himmelreich auf Erden, in welchem der Geist Christi regiert. Wo dieser regiert, wird die Union Unität, in welcher Glaube, Liebe und Hoffnung, den Bund der Christen beseelt. So war die geistige Gemeinschaft der ersten Christen, in deren Herzen die erste Liebe zum Herrn

noch brannte. Die heilige Urkunde sagt von ihnen: „Sie waren wie Eheleute, die sich einander lieb haben, Ein Herz und Eine Seele; sie waren einträchtig beieinander und besaßen alle Güter gemeinschaftlich. Schönes, ansprechendes Bild! möchten wir ihm ähnlich sein! O, daß Alle, welche auf diesen stillen Bergen und in diesen freundlichen Thälern wohnen, Eine innigst vereinigte Gemeinde bilden und Ein Herz und Eine Seele seien! O Herr, gieb uns Allen deinen Frieden!"

Näher gerückt, hielten wir nun am nächstfolgenden Sonnabend mit beiden, dem lutherischen und dem reformirten Presbyterium, eine gemeinschaftliche Conferenz und besprachen ruhig die Unionssache. Und alle obwaltenden Zweifel wurden geschlichtet, alle Hindernisse beseitigt, alle Verschiedenheiten ausgeglichen, alle Mißverständnisse gehoben, alle kalten Entfernungen in nachbarliche zutrauliche Annäherungen verwandelt. Frohen Muthes und in gutem Vertrauen gingen wir des anderen Tages zur Kirche, und als ich bei vollgedrängter Versammlung über die schöne apostolische Stelle: „Ist bei Euch Ermahnung in Christo, ist Trost der Liebe, ist Gemeinschaft des Geistes, so erfüllet meine Bitte, daß Ihr Eines Sinnes seid, Nichts thut in eitler Ehre, und Einer den Anderen höher achtet, als sich selbst;" als Hengstenberg über den Spruch: „Seid fleißig, zu halten die Einigkeit im Geiste," echt christlich, salbungsvoll gepredigt hatte, da kam der gute Geist der Union über alle Gemeindeglieder und Alle erklärten, daß sie, des unchristlichen Haders müde, in Liebe sich vereinigen wollten. Einer sah den Anderen mit treuen offenen Augen an, Alle gaben sich ehrlich die Hände, und es tönte wie Himmelsklänge aus dem Herzen in's Herz das herrliche

Wort: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!“ Mit den Aeltesten der lutherischen und der reformirten, jetzt uniirten Gemeinde wurde eine förmliche Unionsurkunde aufgenommen und von Allen unterschrieben. Der Friede Gottes erfüllte uns und gleich des anderen Tages wurde die ganze Verhandlung durch den Minister von Altenstein an den König geschickt. *)

Nicht so glücklich war man in Schlesien, wenigstens in einem Theile desselben, mit der kirchlichen Union. Die Widerstrebenden, fanatisirt durch Uebelwollende, verharrten in der Opposition und es bildete sich, wiewohl Liturgie und Agende größtentheils von Dr. Luther entlehnt waren, und die Union in einem so weiten, echt christlichen Sinne hingestellt wurde, daß damit die herkommlichen kirchlichen Symbole recht gut bestehen konnten und keiner Religions- und Gewissensfreiheit die geringste Gewalt angethan wurde, gleichwohl eine separatistische Partei, welche sich die „Altlutheraner“ nannte. Widerspruch steckt bei Menschen, die einmal nicht wollen, wie Krankheit an und das Uebel verbreitet sich durch Helfers-Helfer, die bei der Verwirrung ihre Rechnung finden, immer weiter. Es schloß sich an das Unwesen lichtscheuer Conventikel, und da der König die weisen, den Pietismus und Mysticismus beschränkenden gesetzmäßigen Verordnungen nicht zurücknehmen wollte, konnte und durfte, so

---

*) Hengstenberg in Wetter werde ich in seiner männlichen Kindlichkeit nicht vergessen und Harkort wird in seiner Humanität mir im Andenken bleiben.

klagte man über Härte und Druck. Man redete von Untreue gegen die symbolischen Bücher und vom Abfalle, besonders von der Augsburger Confession. Es fanden sich Schriftsteller (ihre Absicht läßt man ununtersucht), die diese festhalten und bei ihr bleiben wollten, als wenn sie in Gefahr wäre, abolirt zu werden; man sprach von einer neuen Religion, die weder lutherisch noch reformirt sei; man redete von einer Hoftheologie und einem Preußischen Christenthume. Es kamen die vielen Schriften gegen Liturgie und Agende, freilich aus ganz anderen Rücksichten, hinzu, und es entstanden kirchliche Wirren. Im Lande, besonders in Schlesien und den Marken, war ein Geschrei über Verfolgung und Gewalt, woran aber der König unschuldig sei und wovon Er Nichts wisse; und doch gab es Keinen im ganzen Königreiche, der sich mehr um diese Controverse bekümmerte, der sich mehr darüber grämte und ärgerte, als gerade Er, der gute, verständige christliche Herr. Präsidenten, Departementsräthe, Consistorial- und Landräthe, Superintendenten und Amtleute, wurden aufgefordert, die Irregeführten zu bekehren und zurecht zu bringen. Aber solche Bemühungen waren umsonst, gossen vielmehr Oel in's Feuer, da die Opponenten in den guten Worten der Vorgesetzten Schwäche und Nachgiebigkeit sahen, die den Widerstand noch heftiger und hartnäckiger machten. Ich sollte hin, der ich die gute Absicht des Königs kannte; aber da ich wohl einsah, daß ich, auch wenn ich mit Engelszungen hätte reden können, gegen einmal fanatisirte Menschen Nichts ausrichten, vielmehr das Uebel dadurch ärger werden würde, verbat ich, so gut es gehen wollte, den Auftrag des Ministers und Königs.

Eine jede leidenschaftliche Widerwärtigkeit will ihr Aus-

rasen haben, und es ist, wenn sie, einmal verblendet, glaubt, Recht zu haben, vergeblich, sie besänftigen und für das Bessere gewinnen zu wollen. Auch das will durchgemacht sein, besonders im Religiösen, wo sehr oft subjective Gefühle Alles, und objective, noch so vernünftige Gründe Nichts gelten. Oft kommen solche Irregeführten, wenn das Blut kälter geworden, und sie einsehen, daß sie mit ihrem Eigensinn nicht durch die Wand können, zu ihrem besseren Selbst zurück, werden ruhig und geben nach; öfters thun sie, von anderen Gleichgesinnten bestärkt, das aber nicht, und ihr Eigensinn, von dem sie wähnen, er wäre Festigkeit, in welchem sie nicht schwach nachgeben dürften, wird widerspenstiger Trotz. Sie setzen, wie man zu sagen pflegt, den Kopf auf, bleiben taub bei allen noch so gut gemeinten Vorstellungen, und beharren steif und starr bei ihrem einmal gefaßten Entschlusse. Entsetzlich ist die Macht der Verblendung, und so lange solche anhält, ist dagegen Nichts auszurichten. Hält vollends der Mensch seine Sache für die Sache Gottes, meint er in allem Ernst, seiner Rechtgläubigkeit wegen zu leiden, so sucht er solche Leiden und findet in ihnen als Märtyrer Pflicht und Ehre. In solcher Exaltation kann er sonst schwere, jetzt ihm leichte Opfer bringen und das Aeußerste thun. Das Vaterland, Haus und Hof zu verlassen, auszuwandern, und eine fremde Gegend, wo man nicht weiß, wie es Einem mit Frau und Kindern gehen wird, ist schwer, sehr schwer, und man besinnt sich wohl, ehe man das thut. Die Römer hatten gegen Widerspenstige keine härtere Strafe, als die des Exils, und Verbannung ist etwas sehr Trauriges.

Und doch war es hier nicht anders, und nur mit dem großen Unterschiede, daß die Verbannung eine selbst gewählte,

freiwillige Verlassung des Vaterlandes, trotz aller Bitten und Abmahnen, war und blieb. Wirklich ging die Verblendung so weit, daß viele Hunderte aus jenen Provinzen sich durch Einschränkung des Pietismus und seiner Conventikel, durch die Agende und Union beengt, eingeschränkt und verfolgt glaubten und fanatischer Phantasie des Unglückes sich hingaben. Gehaßt und gedrängt, wie sie wähnten; nicht mehr frei, wie sie träumten; in ihrem Gewissen verletzt, wie sie sagten, und wie alle Gleichgesinnten, wie selbst Prediger sagten, wurde es ihnen zu enge in der Heimath und es konnte und wollte ihnen in derselben nicht mehr gefallen. Dieser täglich gesteigerte Mißmuth wurde vermehrt durch Anreizungen, welche von Schlesien und dem Königreiche Sachsen, von Dresden, auch Altenburg, kamen. Man gab den Emissairen Gehör und ihre Anklagen drangen in das Herz. In den deßhalb gehaltenen Zusammenkünften elektrisirte der Eine den Anderen, und das unter der Asche glimmende Feuer wurde nun zur hellbrennenden Flamme. Vollends ließen nach und rissen alle noch übrigen Bande, als Viele hinzutraten, die besonders Nordamerika als das Land der Freiheit schilderten; dort hindere und lähme sie Nichts mehr, so rühmten sie. In diesem gelobten Lande der Unabhängigkeit nähme man mit Freuden sie, die vertriebenen Fremdlinge, auf; an den reizenden Ufern der reichen Ströme würden sie fruchtbare Aecker und Wiesen, und in den Urwäldern Holz für ihre Wohnungen, und unter einem gesegneten Himmel ein zweites, besseres Vaterland wiederfinden. Die Erde sei auch dort des Herrn; er, der ihre Herzen kenne, und wohl wisse, was sie dränge und warum sie das thäten, werde sie auf der weiten Reise über das Meer behüten; ohnehin sei jetzt der Weg dahin seit der Dampfschifffahrt kurz und gefahrlos. Alle noch übrigen Be-

denklichkeiten und Zweifel schlugen vollends nieder schlaue Betrüger, die den zu verlassenden Hof für ein Spottgeld kauften; Andere, die bei diesem Tausche Nichts verloren, bestärkten; die Jugend, welcher das Phantasiereiche gefällt und gern in das ferne Blaue hinein will, redete zu. Schmeichelnden Kindern geben gern schwache Eltern Gehör, zumal wenn die Jungen pfeifen, wie die Alten singen. „Und dann reisen wir," hieß es, „mit Verwandten, Nachbaren, Freunden und Bekannten in Gesellschaft. Alle, die sich lieb haben, bleiben zusammen, und wir theilen Alles miteinander; wir werden glücklich hinkommen, und sind wir erst da, dann können wir, von keinem Amtmann mehr umlauert, von keinem Landrathe mehr zu Protokoll genommen, von keiner Regierung und keinem Consistorium mehr zurechtgewiesen, von keinem Könige mehr befohlen, von keinem Herrn mehr geängstigt werden, können thun und lassen, was wir wollen; dann sind wir freie Herren und können Gott unserem Schöpfer, Christus unserem Erlöser, dienen ungehindert, nach unserer Ueberzeugung, wie wir wollen; wir wollen bleiben, was wir sind, lutherische Christen; weg mit Neumodischem, wir heißen Alt-Lutheraner."

Gesagt, gethan. Sie wollten weg und ließen sich nicht halten; sie machten sich mit Sack und Pack auf den Weg und reisten ab. Auf dem Wege nach Hamburg und von da nach Amerika kamen die zahlreichen Auswanderer, größtentheils aus dem Bauer- und Bürgerstande, zu Schiffe auch bei Potsdam vorbei und hielten an auf der Havel bei der langen Brücke. Alles lief hin, sie zu sehen. Es war ein interessanter, lehrreicher und anziehender, doch wehmüthiger Anblick. Alle im Schiffe, auch die Alten und Kinder, kamen

auf das Verdeck. Die Meisten sahen gutmüthig und unbefangen, Einige aber, auf- und abgehend, trotzig und fanatisch aus. Diese nahmen das Wort, wenn man mit ihnen redete; weil sie aber keck und frech antworteten, mochte man mit ihnen nicht viel sprechen. Man ließ sie gewähren und in bunten Gruppen wurde gegessen und getrunken. Man reichte ihnen collectirte milde Gaben, auch neue gebundene Bibeln, die sie sich ausbaten. Im Weiterfahren sangen sie das schöne Lied: „In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen" u. s. f. Da fuhren sie hin, den schönen Fluß hinab, und ihr Gesang hallte nach, leiser und leiser. Mir wurde das Herz weich und wehmüthig und ich seufzte: Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun. Des anderen Tages hörte ich, daß von Preußischen Auswanderern bei der Königlichen Tafel die Rede gewesen sei. Der König habe gesagt: „Mag nicht gern davon hören. Ist mir unangenehm. Unerhört, in einem Lande, wo Religions- und Gewissensfreiheit herrscht. Aber die Freiheit ist nicht Zügellosigkeit, welche alle Ordnung aufhebt und allen Gehorsam verweigert. Die wahre Freiheit liegt im Gesetze und seinen Vorschriften; wer diese beobachtet ist ein Freier, wer aber seinen Phantasien und Lüsten der Willkür folgt, ein Sklave, ohne es zu wissen. Thut mir leid, daß es so gekommen ist; das habe ich nicht gewollt. Ich und die Behörden haben sich alle Mühe gegeben, die Fanatiker zu gewinnen; haben sich aber nicht wollen gewinnen lassen. Die bethörten Leute nennen sich die Alt-Lutheraner! Was würde Luther, wenn er noch lebte, dazu sagen? Thut mir leid; möge es ihnen aber wohlgehen!" — Dieser edle Wunsch gegen Menschen, die Ihm Mühe, Kummer und Sorgen gemacht, bethätigte zugleich der König, indem Er sie im Stillen noch großmüthig unter-

stützte. *) Aber es ist und bleibt entsetzlich traurig, daß so Etwas geschehen und vorkommen konnte im Preußischen

*) Note späteren Ursprungs. Fünf Jahre nach dem Tode des Königs findet sich in der Berliner Vossischen Zeitung Nr. 256. vom 1sten November 1845 folgender Aufsatz, unter der Bezeichnung: Unsere Alt-Lutheraner in Amerika. „Man sollte meinen, daß unsere Alt-Lutheraner, welche dem Vaterlande um ihres Glaubens willen den Rücken gekehrt, in Amerika glücklich sein würden, wo, bei äußerlich günstigen Verhältnissen, keine Union, keine Agende, keine Regierung und deren Organe, sie in Ausübung ihres rein lutherischen Glaubens behindern. Wenn jetzt die geträumte bessere Zeit für sie angebrochen ist und im Festhalten an dem Buchstaben der Augsburgischen Confession sie Niemand hindert, so sollten sie in dem Lande der vollkommensten Glaubensfreiheit im treu bewahrten Besitze der Ihrigen sich glücklich schätzen und zufrieden sein. Dem ist aber nicht so, wie uns eine neueste, über die confessionellen Angelegenheiten sehr lehrreiche Schrift vom Professor Büttner (Briefe aus und über Amerika, Dresden, Arnold, 1845) berichtet. Die aus Preußen nach Amerika ausgewanderten Alt-Lutheraner haben sich größtentheils nach den nördlichen Grafschaften des Staates Neu-York gezogen. In Buffalo am Eriesee giebt es nicht weniger als jetzt schon (1844) 3 Deutsche altlutherische Gemeinden, die in Zank und Streit und gegenseitiger fürchterlicher Verdammung um des Glaubens willen leben. Am Bedeutendsten ist die des Pastor Grabau aus Erfurt, die sich bereits eine Kirche gebaut hat und, unter Vorantritt ihres Seelenhirten, diejenigen ihrer Glaubensgenossen geradezu verdammt, welche anstehen, Alles zu bekennen und zu glauben, was der Pastor Grabau glaubt und bekennt. Ihr Bekehrungseifer ist für ihre Nachbaren höchst belästigend, und mit heimlichen und offenen Angriffen werfen sie die Saat der Zwietracht in die anderen Deutschen Gemeinden. Ihre beständige Predigt ist: „Die Kirche der Rechtgläubigen ist allein die evangelisch-altlutherische Kirche, denn sie allein lehrt die reine evangelische, apostolische, katholische Glaubenslehre, und spendet

Lande, das sich durch Cultur wenigstens auszeichnet, in welchem ein Friedrich II. regiert hat und ein Friedrich Wilhelm III.

---

allein unverfälscht die heiligen Sacramente." Diese Kirche bekennt feierlich, und muß so bekennen, „daß ausschließend der Glaube, welchen sie lehrt, alleinseligmachend ist." „Wer nicht den Glauben hat, den diese Kirche lehrt, der kann nicht selig werden." In den Predigten dieser Gemeinde wird Zeter und Wehe geschrieen über das gottlose Deutsche Vaterland und seine Regierungen; das Deutsche Volk wird in gedruckten Kirchenliedern als ein „von Gott verworfenes, frevelndes Geschlecht und freche Schlangenbrut" bezeichnet. Die Prediger können Gott nicht genug preisen, daß er die Fesseln zerbrochen, das Joch zerschmettert, welches sie in Deutschland getragen; aber das Joch, welches sie selbst ihren Gemeindegliedern auflegen, erklärt der Reisende für weit drückender. Streng, wie nur die Puritaner zur Zeit der englischen Rebellion, geht ihr geistlicher Hochmuth nur darauf aus, das Regiment in ihrer Kirche durch Excommunication und Intoleranz zu führen. Grabau verdammte die Schlesischen Alt-Lutheraner als Rotten und Secten (weil sie den altlutherischen Dresdener Katechismus nicht als rechtgläubig anerkannt) und verbot seinen Parochialen, sie auf der Straße zu grüßen und anzureden. Den Kindern aber ward erlaubt, sie anzuschreien: „Da kommen die Schlesischen Rotten her!" Grabau, vereint mit einem gleich wüthenden Fanatiker, der aber bis da eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, Krause, that hierauf die Schlesier vor versammelter Gemeinde öffentlich in den Bann. In der ihnen zugeschickten Bannbulle heißt es, daß sie, Kraft der vom dreieinigen Gott der Kirche gegebenen Macht, zu binden und zu lösen, aus der Gemeinschaft so lange ausgeschlossen sein sollten, „bis Ihr nüchtern werdet aus des Teufels Strick." Die Schlesier aber (unter ihnen fand Büttner einen Schneider aus Breslau, der Weib und Kind, und zwar auf Weisung seines Pastors, verlassen, weil sie in der Verblendung verharrten, auch außer dem Alt-Lutherthum einen Weg zur Seligkeit zu vermuthen) verbrannten feierlich die Bannbulle auf einem Faß von Hobel-

regierte. Aber so traurig diese Sache relativ ist, so ist sie doch an sich ein neuer Beweis, wie tief im Menschen das religiöse Bedürfniß liegt, da sein subjectiver Glaube ihn stark und geneigt macht, auch die schwersten Opfer zu bringen. Doch wozu ist dieser Glaube, wenn er ein blinder ist und fanatisirt wird, nicht fähig? Mit leuchtend brennender Schrift hat die Geschichte in ihre Annalen diese traurige Wahrheit eingetragen. Wir finden sie durch Jahrhunderte bei fast allen Nationen, bei den Regierungen und dem Volke; und ist unser Zeitalter, das sich das aufgeklärte nennt, davon jetzt frei und dagegen sicher??

Der König Friedrich Wilhelm III. war bei Seinem hellen Verstande und edlen, menschenfreundlichen Charakter

---

spänen mit den Worten: „Da du den Heiligen das Herz betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!" Die altlutherischen Gemeinden in Amerika sind schon auf dem Punkte, daß sie das, was ihre Prediger sagen, höher halten, als das Evangelium. Selbst so bittere Enttäuschungen, wie die mit dem berüchtigten Bischof Stephan, haben Nichts gefruchtet. Die Stephanianer bleiben Stephanianer, auch nachdem Stephan als ein ruchloser Betrüger entlarvt worden. Die Autorität, welche dieser Mensch über seine Gemeinde ausgeübt, grenzt an's Fabelhafte. Büttner zählt gerade ein Viertelhundert Confessionen und Sekten auf, in welche die Deutschen Auswanderer, unbeschadet der Confessionen, welche sie unter den Angloamerikanern schon vorfanden, in Amerika zerfielen, und jede hält ihre Kirche für die alleinige allgemeine rechtgläubige und ihren Glauben für den alleinseligmachenden!

Der Hauptschriftsteller der Katholiken und Redakteur ihres Hauptblattes ist ein vor 5 Jahren erst in den Schoß der Kirche zurückgetretener Alt-Lutheraner, Max Oertel, der auch in der Stephan'schen Geschichte genannt wird."

unfähig, grausam und despotisch zu sein; Er war es nie in weltlichen, bloß monarchischen Dingen, und es war Ihm moralisch unmöglich, es in kirchlichen Angelegenheiten zu sein. Wie tolerant Er in dieser Beziehung war, beweisen am Besten Seine eigenen Anordnungen; vorher, ehe die Disturbationen vorfielen, sprach Er Seine Grundsätze darin aus, und die Kraft und Milde selbsteigener Ueberzeugung nur und allein wollend, erließ Er an den Cultus-Minister von Altenstein folgende Cabinetsordre:

„Es hat Mein gerechtes Mißfallen erregen müssen, daß von einigen Gegnern des kirchlichen Friedens der Versuch gemacht worden ist, durch die Mißdeutungen und unrichtigen Ansichten, in welchen sie hinsichtlich des Wesens und des Zweckes der Union und Agende befangen sind, auch Andere irre zu leiten. Zwar läßt sich von der Kraft der Wahrheit und von den gesunden Urtheilen so vieler Wohlunterrichteten hoffen, daß dieses unlautere Beginnen im Ganzen erfolglos sein, und daß es durch die pünktliche Ausführung der Befehle, welche Ich in Meiner Ordre vom heutigen Tage Behufs der Beseitigung separatistischer Unordnung Ihnen ertheilt habe, gelingen werde, auch die Wenigen, die sich durch falsche Vorspiegelungen haben täuschen lassen, von ihrem Abwege zurückzubringen. Damit jedoch eine richtige Beurtheilung der in Rede stehenden Angelegenheit auch denen erleichtert werde, denen Bedenklichkeiten und Gewissensängstlichkeit entstehen, wird es zweckdienlich sein, daß die Hauptgrundsätze, nach welchen die Einführung der Agende und die Beförderung der Union zu leiten, wie Ich Sie bei wiederholten Ver-

anlassungen angewiesen habe, im Zusammenhange bekannt gemacht werden.“

„Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch ist die Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt haben, durch sie nicht aufgehoben worden. Durch den Beitritt zu ihr wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der anderen Confession nicht mehr als den Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu versagen. Der Beitritt zur Union ist Sache des freien Entschlusses und es ist daher eine irrige Meinung, daß an die Einführung der erneuerten Agende nothwendig auch der Beitritt der Union geknüpft sei, oder indirect durch sie bewirkt werde. Jene beruhet auf den von Mir erlassenen Anordnungen, dieser gehet nach Obigem aus der freien Entschließung eines Jeden hervor. Die Agende stehet mit der Union nur in sofern im Zusammenhange, daß die darin vorgeschriebene Ordnung des Gottesdienstes, und die für kirchliche Amtshandlungen aufgenommenen Formulare, weil sie schriftmäßig sind, ohne Anstoß und Beschwerde auch in solchen Gemeinden, die aus beiderlei Confessionsverwandten bestehen, zu gemeinsamer Förderung christlicher Gottesfurcht und Gottseligkeit in Anwendung kommen können. Sie ist auch keinesweges bestimmt, in der evangelischen Kirche an die Stelle der Bekenntnißschriften zu treten, oder diesen in gleicher Eigenschaft beigesellt zu werden, sondern hat lediglich den Zweck, für den öffentlichen Gottesdienst und die amtlichen Verrichtungen der Geistlichen eine dem Geiste

der Bekenntnißschriften entsprechende Ordnung, die sich auf die Autorität der evangelischen Agenden aus den ersten Zeiten der Reformation gründen, festzustellen, und alle schädliche Willkür und Verwirrung davon fern zu halten; mithin ist das Begehren derer, welche aus Abneigung gegen die Union auch der Agende widerstreben, als unstatthaft, ernstlich und kräftig abzuweisen. Auch in nicht unirten Kirchen muß der Gebrauch der Landesagende, unter den für jede Provinz besonders zugelassenen Modificationen, stattfinden. Am wenigsten aber, — weil es am unchristlichsten sein würde, — darf gestattet werden, daß die Feinde der Union, im Gegensatze zu den Freunden derselben, als eine besondere Religionsgesellschaft sich constituiren. — Ich beauftrage Sie, gegenwärtigen Erlaß durch die Regierungs-Amtsblätter zur öffentlichen Kenntniß zu bringen.

Berlin, den 28sten Februar 1834.

Friedrich Wilhelm."

An
den Staatsminister Freiherrn
von Altenstein.

Man fühlt es diesen Worten an, aus welchem Geiste sie geflossen sind und was damit gemeint ist. Auf der einen Seite erblickt man mit Ehrfurcht den regierenden Herrn, der es nicht dulden kann, und es nicht hingehen lassen will, wenn Unordnung und Willkür in der Kirche einreißen; Er ist sich Seiner Bestimmung würdevoll bewußt und redet kategorisch, und man freuet sich des mächtigen Schirmherrn; aber weiter geht Er auch nicht, Er ist inne worden, daß hier ein Element waltet, in welchem sich Nichts befehlen läßt, Er wünscht nur und hofft, — ist weit davon entfernt, in dieser zarten Gewissenssache irgend Etwas erzwingen zu wollen! Zwar

hat Er gelesen, wie Luther sagt: „Ich bitte man wolle meines Namens schweigen und sich nicht Lutherisch, sondern Christen heißen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein, so bin ich auch für Niemand gekreuziget. Sanct Paulus wollte nicht leiden, daß die Christen heißen sollten Paulisch oder Apollisch. Wie käme denn ich armer Mensch dazu, daß man die Kirche Christi nach meinem heillosen Namen (in welchem kein Heil ist) nennen sollte? Nicht also lieben Freunde! Lasset uns tilgen die parteiischen Namen, und Christen heißen, deß Lehre wir haben, ich bin und will Keines Meister sein. Ich habe mit der Gemeine die einzige gemeine Lehre Christi, der allein unser Meister ist.“ In seinem Dispüt mit Calvin über das heilige Abendmahl ergießt sich sein volles Herz: „Ich lasse den Unwillen fahren und gebe Raum dem heiligen Geiste, um die Liebe und die freundliche Concordia vollkommen zu machen. Wie wir denn unseres Theils allen Unwillen von Herzen fahren lassen. Der Satan, unser Feind, wird wohl Bäume und Felsen in den Weg werfen, daß nicht Noth ist, daß auch wir Hader anrichten und verdächtig auf einander sein, sondern vielmehr sollten wir einander die Herzen und Hände reichen, gleich und fest halten, damit es nicht hernach ärger werde denn zuvor. Der Vater aller Barmherzigkeit verleihe uns zu beiden Theilen seinen heiligen Geist, daß er unsere Herzen zusammenschmelze in christlicher Liebe und allen Schaum und Rost menschlicher und teuflischer Bosheit

und Verdacht ausfege, zu Lob und Ehre seines heiligen Namens und zur Seligkeit vieler Seelen." Von der Augsburger Confession sagt er: „Philippus, der sie verfertigt, hat zum Beweise, daß sie nur eitel menschlich Worte und unvollkommen sei, sie verbessert und an ihr geändert. Sie ist nicht ein strenges Gebot, auf daß wir nicht päbstliche Decretalien aufwerfen, sondern nur als Geschichte, als Historie, als Bekenntniß unseres Glaubens, denn sie soll kein Conscienzenstrick werden." *)

---

*) Siehe Luther's Brief an Dr. Bugenhagen und Vorrede zu Melanchthon's Unterricht für die Visitatoren. Keineswegs hatte Melanchthon bei Anfertigung der Augsburgischen Confession die Absicht, daß sie eine bindende stationaire normative Glaubensformel für alle Zeiten sein und bleiben sollte; vielmehr erklärt er sich wiederholentlich dagegen. Der alten römisch-katholischen Kirche und ihrer Hierarchie gegenüber war es der jungen, noch nicht befestigten, protestantischen Kirche heilsam und nöthig, daß sie als Waffe gegen Angriffe auch die symbolischen Bücher brauchte und ihnen kirchliche Autorität gab. Dieß und die Würde eines Glaubensbekenntnisses müssen und werden sie für alle Zeiten auch behalten; aber man würde gegen die wiederholte ausdrückliche Erklärung der Reformatoren handeln und den Geist des Protestantismus ganz und gar verkennen, wenn man die symbolischen Bücher, namentlich das erste unter ihnen, die Augsburgische Confession, der heiligen Schrift gleich stellen wollte. Dieser dürfen sie nicht coordinirt, ihr müssen sie, als ein menschliches Werk, subordinirt werden. Der Propst Dr. Spener, einer der gelehrtesten und frommsten Theologen seiner Zeit, nahm die symbolischen Bücher an, nicht quia, sondern quatenus sie mit der heiligen Schrift übereinstimmten. In einem Responso sagt er ausdrücklich: „Der Christenglaube ruhet unmittelbar auf der Offenbarung Gottes in seinem Worte, so-

Wohl hatte der König die Reformationsgeschichte gelesen und kannte Luther's Schriften; Er hätte also zur Förderung

---

fern dasselbe für das wahre Wort Gottes erkannt und im Herzen durch den Geist Gottes besiegelt ist; keineswegs aber weder auf dem Ansehen der Apostel, noch auf dem Ansehen der Kirche, noch auf dem Ansehen eines Standes in der Kirche." Wegen dieser, damals heterodoxen Aeußerung, wurde er von der geltenden starren orthodoxen Partei für einen gefährlichen Neuling erklärt, und ihm eine große Menge Fragen zur Beantwortung vorgelegt. Fortwährend hatte der fromme biblische Mann mit dem theologischen verfolgenden Hasse zu kämpfen, und nach seinem Tode fragt in seinem Zelotismus ein Rostocker Theolog: „ob der Propst Spener auch selig gestorben sei?" und er ist geneigt, diese Frage nach seiner dogmatischen Logik mit Nein zu beantworten. „Die Reformation ist," (— sagt ein geistreicher Recensent, Neue Jenaische Literatur-Zeitung Nr. 266. den 6. November 1845) „von Anfang an beschrieben und beurtheilt worden; aber allseitiger, freier, tiefer lernen wir sie erst in der neueren Zeit verstehen, wo wir am Vorabend einer großen Entwickelung der Geschichte stehen, wo wir im Begriff sind, das, was die Reformation wollte und erstrebte, in höherer Potenz wieder zu erringen; wo das unbefriedigte Sehnen und Treiben, Fürchten und Hoffen, die Gemüther ebenso, und doch anders, ergriffen zu haben scheint, als in dem Jahrhundert vor der Reformation. Und eben in unseren Tagen ist es von großem Werthe, daß uns die hehren Gestalten jener geistvoll bewegten Zeit recht lebendig vor die Augen geführt werden, um uns an ihnen zu kräftigen und in dem Streben nach einer neuen Entwickelung des kirchlichen Lebens theils die Fehler jener Zeit vermeiden, theils durch Versenkung in den religiösen Grundton, der die Deutsche Reformation beherrschte, vor den Gefahren uns bewahren zu können, welche in der gegenwärtigen Zeit uns drohend entgegentreten." Und wie: war die Zeit des Symbol-Zwanges, in welcher man einen Andreae, Spener, Ahrendt u. n. A. haßte und verfolgte, eine glückliche? Sollen wir dahin zurückkehren?

der Union nur sagen dürfen: Die Kirche Christi eine lutherische zu nennen, ist unchristlich; Luther selbst will das nicht, sie soll besser die evangelische heißen. Luther hat wie Calvin sich gern vereinigen wollen; die Union beider, der lutherischen und reformirten Kirche, in Eine ist also der Absicht der Reformatoren ganz vollkommen gemäß; und die verschiedenen symbolischen Bücher beider Kirchen können und dürfen sie nicht länger trennen, denn sie sind menschliche Werke, die da stehen unter der göttlichen und entscheidenden Autorität der heiligen Schrift, welche die Einigung der Union und Eine Heerde unter Einem Hirten will." So glaubte, dachte und wollte der König; aber Er machte Seinen Maßstab nicht zur Richtschnur, nach welcher sich nun auch Andere richten sollten; Er verlangte nicht, daß Andersdenkende darum ihre Ueberzeugung gegen die Seinige vertauschen sollten, weil Er es gern gesehen hätte. Eine Seiner Lieblingssentenzen war der biblische Ausspruch: „Was nicht aus Glauben (aus eigener Ueberzeugung) kommt, ist Sünde"; und wenn Widerspruch, auch der bornirteste, Hindernisse in den Weg legte, blieb Er ruhig, und sagte gelassen: „Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding." Es ist mithin Unwahrheit, wenn Scheibel, Steffens und alle Alt-Lutheraner behauptet und verbreitet haben, der König habe mit Gewalt und Verfolgung die Union durchsetzen wollen; schon die Existenz ihrer Gegner widerlegt sie, und Ihm war Sein gegebenes, öffentlich ausgesprochenes Wort: „Der Beitritt ist die Sache des freien Entschlusses," stets heilig, dem Er nie und nie zuwider handelte. Nur wenn Er Eigensinn und Verkehrtheit, Unwahrheit und Ränke, Rechthaberei und boshaften Widerspruch, wahrnahm, wurde Er unwillig, und böse, wenn gleißnerische Schmeichelei, die Er nach Seinem Tacte gleich herausfühlte,

Ihn überreden und überlisten wollte. Alle, die nicht redlich mit der Sache selbst es meinen, springen von der festen Regel des Gesetzes und Rechtes ab, versuchen es mit der Willkür und wollen damit durchkommen. Damit hat, besonders in kirchlichen Dingen, der König viel zu thun gehabt, und Er hat mehr wie ein Anderer dabei gelitten, da Er in allen Stücken ein gerader, offener und legaler Mann war. Die Liturgie und Agende, die Union, der Mysticismus und Pietismus, seine lichtscheuen Verstecke, wie seine Tergiversationen, haben Ihm viele Sorgen und Leiden gemacht. Nie aber war es Ihm leid, die Sache angefangen zu haben. Er fing sie nicht an, um sich einen Namen zu machen, daran dachte Er nicht; Er konnte nicht anders; in Allem war Er selbst; Seine Individualität blickte überall durch; Ihn trieb allein die Wahrheit und ihr Heil, wie die Wohlfahrt der Menschen.

Je tiefer Er in die Union sich hineindachte, desto mehr fand Er in ihr. Dieß wurde mir klar einige Jahre vor Seinem Tode. Es war ein schöner, milder Sommerabend, als Er den 20sten August 1835 auf der Pfaueninsel in einem langsamen und behaglichen Spaziergange bei einem mit stattlichen Eichbäumen bewachsenen, berieselten Grasfelde stehen blieb und sinnig die dort weidenden Schafe betrachtete. Dieselben waren sehr verschieden an Gestalt und Größe, nach dem Lande, aus welchem sie aufgekauft, hier, wo sie gut gehegt und gepflegt wurden, hergebracht waren und sich bereits acclimatisirt hatten. Sie weideten gesund, frisch und fröhlich, und der Hirt stand mit seinem Schäferstabe nicht fern. „Eine hübsche Union!" sagte der König, mich heiter und ernst freundlich ansehend. Er schwieg nachdenkend still; dann fuhr Er fort: „Unter diesem angenehmen ländlichen

Bilde stellet Christus die Vereinigung vor, die er stiften wollte: „Es wird Eine Heerde unter Einem Hirten werden.“ Es kommt nur darauf an, daß man seine Stimme hört und versteht. Aber leider hört man auf andere Stimmen. Ein großer Theil horcht nur auf den Ruf des Papstes, und die nennen sich römisch-katholische Christen, und nennen ihre Kirche die alleinseligmachende. Das thun zwar die Lutheraner nicht; aber sie sondern sich auch ab und nennen sich lutherisch, wohl gar altlutherisch, als ob Christus nicht älter und mehr wäre, als Luther. Noch Andere nennen sich nach Calvin calvinisch, oder reformirt. Miserabel, daß man den Herrn vergißt und nach dem Diener sich nennt. Wird das endlich einmal anders in der Welt werden? Habe zu dem Ende nach meinem Wunsche einen kleinen Anfang damit gemacht im Preußischen. Der Partei-Name: „Lutherisch und Reformirt“ soll nicht mehr gebraucht werden; an reformirte Kirchen habe ich lutherische, an lutherische Kirchen reformirte Prediger berufen, um den vermeinten trennenden Unterschied auch dem Namen nach zu verwischen. Die Kirche, zu welcher sich in Eintracht gemeinschaftlich beide, nun keine Partei mehr, bekennen, heißt nun nicht die lutherische, nicht die reformirte Kirche mehr, sondern besser nach Dem, welchem sie ihr Dasein, ihren Glauben und ihre Kräfte verdankt, die evangelische Kirche. Offenbar ist dieß das Rechte; hat auch überall Beifall gefunden und ist reüssirt, nur nicht überall in Schlesien.“

Der König strich sich über das Gesicht, ging weiter, und fuhr dann fort: „So klar und deutlich ich mich auch in allen über die Union ergangenen Erlassen ausgesprochen habe, so werde ich doch oft nicht verstanden, sondern, wenngleich selten,

gemißdeutet, als wenn nichts Gutes im Hinterhalte läge. Manche Reformirte meinen, sie sollten lutherisch, und viele Lutherische, sie sollten reformirt werden, Andere reden wohl gar von einer neuen Religion. Das ist aber übel, daß sich die Menschen, und unter ihnen viele Theologen, die doch der heiligen Schrift Doctor heißen und ihr Dr. vor ihrem Namen nicht vergessen, nicht in der heiligen Schrift orientiren, sondern in der Confession. Sie reden immer von dem Glauben und System der Reformirten und Lutheraner, und wollen demselben Nichts vergeben; statt daß sie von Christus und dem, was er gewollt und gelehrt hat, als an Luther und Calvin noch nicht gedacht wurde, reden sollten. Die großen Reformatoren des 16ten Jahrhunderts aber gingen auf Christum zurück, und eben darum, weil sie dieß thaten, ihn nur meinten, ihn allein nur wollten, an ihn nur glaubten, vermochten sie es, die Kirche zu reinigen und sie in ihrer ursprünglichen edlen Einfalt wieder herzustellen. Ihnen müssen wir darin ähnlich werden; statt dessen bleibt man kurzsichtig bei dem Werke der Reformation stehen und will nicht darüber hinaus, zu dem Herrn und Heiland selbst, der doch Alles und allein Meister ist."

„Ich habe Nichts gegen die symbolischen Bücher beider Kirchen, ich halte sie für nothwendig in den damaligen Zeiten, der feindlich gesinnten Kirche, von welcher man sich trennen mußte, gegenüber; ich ehre sie vielmehr als Bekenntnißschriften, und will nicht, daß man ihre Autorität schmälere. Aber ihre dogmatischen Spitzfindigkeiten und opponirenden Distinctionen über die Gnadenwahl und die Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl hindert die kirchliche Vereinigung der Reformirten und Lutheraner in eine evangelische Kirche nicht,

bei der Union derselben bleibt das Ansehen der symbolischen Bücher unangetastet, und die Verschiedenheit derselben kann der wahren Frömmigkeit der Union nicht hinderlich sein; wo sie das wird, siehet man nicht auf echte Gottesfurcht, sondern vielmehr auf Beibehaltung der confessionellen starren Formel, also mehr auf den Buchstaben, der tödtet, wie auf den Geist, der lebendig macht."

Der König war, indem Er dieß sagte, lebhaft geworden, und bis zur Meierei gekommen, setzte Er sich auf ein Stück Holz und fuhr ruhig fort: „Man muß nur den Begriff Union ja nicht eng, sondern weit nehmen, und darf nicht vergessen, daß sie einen Vorhof, ein Heiliges und ein Allerheiligstes hat. Jesus hat Keinen, wer er auch sein mochte, ungesegnet von sich gelassen; Jeden hat er aufgenommen; wer giebt euch das Recht, auszuschließen? Wähnen wir im Allerheiligsten und Heiligen zu sein, wie können und dürfen wir geringschätzig von denen urtheilen, die noch erst im Vorhofe sind? Sie werden schon weiter kommen. Es ist unchristlich von denen, die nicht unserer Meinung sind, zu sagen: sie wären unchristlich; der Maßstab, welchen das Evangelium anlegt, ist groß und erhaben, die Welt umfassend; der unsrige kann nur, weil er individuell ist, klein und eng sein. Diejenigen haben auch darum ihn, den Herrn, am Wenigsten verstanden, die unter Union nur eine Vereinigung der Reformirten und Lutheraner sich dachten und denken, da wäre und sollte und brauchte sie nach ihrer Meinung nicht zu sein, wo nur eine von beiden Confessionen sei, weil es da Nichts zu uniiren gäbe. Die thörichten und kurzsichtigen Menschen nehmen bloß äußerlich, was ich doch innerlich verstehe und verstanden wissen will. Ich verstehe unter Union Orientirung

auf dem Urgebiete des Christenthums, Einigung mit Christo, oder wie es in dem alten, von Allen angenommenen apostolischen Glaubensbekenntnisse heißt: Eine heilige, allgemeine christliche Kirche und die Gemeinschaft der Heiligen. Zu diesem Ziele hin wollte Jesus die Menschen führen, dahin müssen auch wir; dahin habe ich gewollt, und dieß bezwecke ich mit der Union, — sie ist mit einem Worte, was dieser schöne Abend ist — Harmonie." *) Die eben am klaren

*) Der König Friedrich Wilhelm III. erscheint hier wahrhaft groß und erhaben als ein christlicher Kosmopolit, dessen Kosmopolitismus in dem fruchtbaren, gedeihlichen Boden des Patriotismus wurzelt und eben darin einen festen Anhalt findet. Er erhebt sich hier über das Einzelne der Parteien zum Allgemeinen, sieht die Vielheit in der Einheit, erblickt in der Natur und ihrer Offenbarung die christliche Kirche, wie sie sein sollte, und wie er sie gern haben möchte. Mit Recht fragt man: Woher hat der Hochselige Herr unter den Zerstreuungen eines vielbewegten unruhigen Lebens diese stillen großen Ideen? Zur Antwort dient: daß Er bei aller Extensivität Seines geräuschvollen, mühevollen Berufes doch Seiner Natur nach, wie Alle wissen, die Ihn persönlich gekannt und beobachtet haben, intensiv war, und daß diese Seine Intensivität durch Seine merkwürdigen Schicksale, wie durch Seinen Hang zur Einsamkeit, genährt wurde. Dazu kam Sein vertrauter Umgang mit Seinem Leibarzte, dem wissenschaftlich gebildeten, und dabei christlich-positiven, contemplativen Hufeland, der tiefe Blicke in die Natur der Dinge gethan hat. Das Meiste zu dieser hellen kosmopolitischen Ansicht des Königs hat aber unstreitig beigetragen Alexander von Humboldt, und zwar dadurch, daß er nicht unmittelbar, sondern mittelbar, durch gelegentliche Mittheilungen, es bewirkte. Es war gar nicht darauf angelegt, dadurch den König tolerant und populär zu machen, Er wurde es von selbst, da schon Sein Wesen sich dazu hinneigte. Es war Ihm Bedürfniß, diesen edlen einfachen und kindlichen Mann, der

Himmel untergehende Sonne schien dem Könige in's edle Angesicht, Sein ganzes Wesen war tiefe Ruhe, und in derselben Verklärung. Ein erfrischender Hauch wehete durch die sanft bewegten Wipfel der Bäume und man fühlte

---

einen großen Theil der Erde in eigener Anschauung und Beobachtung kennt, fast täglich bei sich zu sehen, und an dessen an alle vorkommenden Dinge sich wie von selbst knüpfenden wissenschaftlichen Ergießungen fand der Hohe Herr täglich neue, belehrende Freude.

Anmerkung späteren Ursprungs.

Erst im Jahre 1845 hat Alexander von Humboldt die Resultate seiner forschenden Weltanschauung in einer schönen und edlen, jedem Gebildeten verständlichen Sprache mitgetheilt in der bekannten Schrift: „Kosmos." Erster Band.. Es schließt sich dieses unsterbliche Werk an an die Weltordnung des Nicolaus Kopernicus; an das Organon von Baco von Verulam; an das Weltsystem von Galiläi; an die Naturphilosophie von Isaac Newton; an das System du monde von Laplace. Dieser großen Weltanschauung hat theoretisch forschend und praktisch beobachtend Alexander von Humboldt sein langes Leben gewidmet, davon ist sein denkender Geist voll, davon fließt sein Herz in beredter Zunge über, davon floß es auch über in dem täglichen Umgange mit dem Könige. Das klar Gedachte und klar Ausgesprochene über „Naturgenuß und Weltgesetze, Weltbeschreibung und Naturgemälde" nahm von dem vertrauten Hausfreunde in der Natur, in Gärten und auf Reisen, gelegentlich gesagt, sinnig und nachdenkend der Königliche Hörer in sich auf; still verarbeitete Er es in Seinem Gemüthe und combinirte es auf Seine eigenthümliche Weise mit anderen Ideen. So bildete sich in Ihm aus die große Analogie zwischen der Natur und der Offenbarung; in beiden sah Er dieselben Gesetze, dieselben Geheimnisse und Wunder, in beiden verehrte Er den nämlichen Schöpfer; in beiden Gaben liebte Er denselben Geber, und eben dadurch brachte Er Gewißheit über Sein Wissen, Ruhe über Seinen Glauben, und stillen Frieden über Sein Leben.

etwas Höheres. Der König stand auf und ging langsam vor sich hin. Mit einem Blick wehmüthiger Sehnsucht sah Er nach der offenen Halle hin, in welcher die Büste der verewigten Königinn steht; Er redete nicht, sagte aber leise, doch so, daß man es hören konnte, das schwere Wort: „Harmonie!" Angekommen bei dem Schlosse, entließ Er mich mit einer ganz eigenen anmuthsvollen Bewegung der Hand, und im Weggehen sprach Er noch: „Habe meine Ansicht, die ich von der Union habe, ausgesprochen, und meine Meinung, wie ich's gerne hätte, gesagt. Können nun davon Gebrauch machen, und es Anderen mittheilen, so daß es bekannt wird." *)

Der König erlebte auch die Freude, Sein gutes Werk der Union gelingen zu sehen, und es wurzelte um so tiefer, je mehr es Widerspruch erfuhr und man sein Fortschreiten hindern wollte. Von der Russischen Grenze, dem Niemen an, bis zur Französischen, dem Rhein hin, faßte es festen Fuß, und es war und ist nur von Einer evangelischen Landeskirche, nirgends aber mehr von der lutherischen und reformirten die Rede, ja der Name selbst und mit ihm die unterscheidende Bedeutung ist verschwunden; man spricht nur noch hie und da in den östlichen Gegenden der Monarchie mit Bedauern von der kleinen Partei der Alt-Lutheraner; in der westlichen gar nicht mehr. Die symbolischen Bücher der reformirten und lutherischen Kirche haben durch die Union

*) Das habe ich mit Freuden gethan, und gleich den folgenden Tag dem Minister von Altenstein die ganze Mittheilung, so viel wie möglich mit den eigenen Worten des Königs, schriftlich in einem Aufsatze, den ich hier buchstäblich abgeschrieben, vorgelegt und die weitere Verbreitung mir angelegen sein lassen.

ihre rechte kirchliche Stellung erhalten; keineswegs sind sie antiquirt, vielweniger aufgehoben; sie gelten noch und werden stets gelten, als historische Documente der reformatorischen Zeit, als biblische und darum ewig neue Glaubensbekenntnisse evangelischer Christen, durch welche die evangelische Kirche sich zuerst gestaltete und consolidirte. Sie enthalten rein und unverfälscht die Glaubens- und Sittenlehren der heiligen Schrift; aber sie sind die heilige Schrift nicht selbst, sie stehen mit ihr nicht auf Einer Linie, sondern folgen erst nach ihr. Man faßt die Union auf in dem Standpunkte des Urchristenthums, und sie erhält eben damit ihren rechten inneren Gehalt und ihre unvergängliche Würde, daß sie nichts will und beabsichtigt, als was Christus selbst, der Herr, Stifter und Regierer der christlichen Kirche, wollte und beabsichtigte. Wenn man sie also annimmt, erfüllt man den Wunsch und das Werk der großen Reformatoren selbst, die eben darum die hierarchische römische Kirche verließen und nach der biblischen Wahrheit, die sie erleuchtet hatte, verlassen mußten, um die Menschen zu Christus zurückzuführen. So haben alle frommen und rechtgläubigen Lehrer der evangelischen Kirche, denen Jesus Christus der Mittelpunkt des lebendigen Glaubens ist, unter ihnen Spener, Franke, Zinzendorff, Reinhard u. s. f. die symbolischen Bücher angesehen, und der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., Seine Theologen, Consistorien und Synoden, haben durch Einführung der Union der Autorität Luthers, Melanchthons und Calvin's und ihrer Bekenntniß-Schriften, nicht nur nicht geschadet, vielmehr sie auf's Neue fester gegründet, und jeder Diffusion auf immer vorgebauet, indem sie Alles gebauet auf den ewigen Felsen, den Grund, welchen Christus selbst gelegt hat.

Dem kirchlich frommen Sinne des Preußischen protestantischen Volkes sagte darum die Union zu, und wo zelotische confessionelle Prediger und Beamte es nicht hinderten, nahm man sie um so lieber an, da Niemand dazu gezwungen, sondern die ganze Sache der freien Entschließung eines Jeden überlassen wurde. Besonders fand überall Anklang, was der von der Nation verehrte König über dieselbe gesagt hatte: daß sie das Werk der Eintracht, der Liebe und des Friedens sei. Eintracht, Liebe und Frieden sind jedem geordneten Menschen, vorzüglich dem ansässigen Bürger und Landmann, sehr werth und theuer. Ein jedes Herz hat seine Welt, die es liebt, und es liebt sie um so inniger und wärmer, je kleiner und je leichter sie zu übersehen ist. Eine eigene, ererbte oder selbst erkaufte und ausgebauete, bequem eingerichtete Wohnung, wenn sie auch nur ein Häuschen ist; ein Gärtchen an demselben; eine Kuhweide; ein Roggenfeld; das Recht, Raff- und Leseholz aus dem benachbarten Forste zu holen, und andere Kleinigkeiten mehr, sind dem gemeinen Manne theuere Besitzthümer, wenn er sie, mit Frau und Kindern ruhig aus- und eingehend, sicher haben, beschicken und genießen kann. Lebt er vollends mit seinen Nachbarn in Frieden, herrscht in der Gemeinde, zu welcher er gehört, Eintracht; geht er mit ihr zu einer Kirche und zu einem Altar; trennen sich nicht mehr Mann und Frau, Kinder und Gesinde, wenn sie einigemal im Jahre bei der Feier des heiligen Abendmahls erscheinen; herrscht vielmehr bei dieser häuslichen und kirchlichen Andacht christliche Gottesfurcht, Gemeinschaft (Communion), so gewinnt er die Union, welche ihm alle diese Vortheile gewährt, lieb. Mit daher ist es gekommen, daß sie so schnell im Preußischen Staate sich verbreitet hat. Nicht mit Unrecht ist der große Haufe von

Hause aus gegen alle Neuerungen in der Religion und Kirche sonst eingenommen, und treu an dem Herkommen, den Sitten und Gebräuchen seiner Vorfahren und Väter hängend, will und mag er sie nicht. Aber die Union, die im Wesentlichen darin nichts geändert, vielmehr in der Liturgie und Agende das Alte, echt Biblische wieder gegeben und der Veränderungssucht ein Ende gemacht hat, ist ihm werth und theuer geworden. Sie ist in das Herz der Nation gedrungen, und diese liebt und bewahrt sie als ein Heiligthum. Sie ist ihr um so werther und theurer geworden, da sie in ihr den Willen und Wunsch des nun Hochseligen Königs sieht, den sie allgemein liebt; das Volk nennt Ihn „den guten alten seligen frommen Herrn," und wie es gern für Ihn in's Feuer ging, so bewahrt es dankbar das Andenken an Ihn, der bei vielen Anreizungen zum Kriege den Frieden und seine Wohlthaten so lange erhielt.

Nicht zu übersehen ist, daß die Union, die Einheit der Kirche, auch der Einheit im Staate günstig ist; wie dem kirchlichen, so dem patriotischen Sinne. Beides hängt genau zusammen, ja ist, seiner Natur und dem Zeugniß der Geschichte nach, so innig ineinander verwachsen, daß es Eins ist. Die religiöse Ueberzeugung macht, so verschieden auch ihre Grade sind, dennoch in jedem Menschen sein inneres, wahres Leben, seine Grundfarbe aus, besonders an dem ernsten Tage, wo er vor dem Feinde steht und jeden Augenblick vor seinem höchsten Richter stehen kann. Darum hat fast jeder Krieg, der von jeher geführt ist, mehr oder minder seinen letzten, tiefliegenden Grund in der Religion, wie denn der dreißigjährige allein wegen der protestantischen geführt ist. Dieß ist noch mehr in unseren Zeiten, als in den vori-

gen, der Fall. In den vorigen kriegte man mit Söldlingen und der Soldat, besonders der gemeine, war nur ein blindes Werkzeug in der leitenden Hand des commandirenden Feldherrn, so daß Tactik und Strategie die Hauptsache war. Das mochte sie auch sein sonst; das ist sie aber jetzt wenigstens in dem Grade nicht mehr. Zwar folgt unser Soldat getreu und gern auch dahin, wo es heiß und gefährlich ist, seinem Führer, und Keiner, auch nicht Einer, wird zögern und zurückbleiben; aber in unserer Armee herrscht neben der Disciplin und dem Gehorsam doch auch die Intelligenz. Sie, die Linien-Regimenter und die Landwehr, bestehen nicht mehr, wie sonst zum Theil, aus angeworbenen Fremdlingen, sondern ganz und allein aus Landeskindern; und Kinder wollen einen Vater haben. Die Söhne unseres Vaterlandes, die, reich und arm, vornehm und gering, in Reih und Glied nebeneinander auf einer Linie stehen und da, besonders wo es gilt, gleich viel gelten, sind wackere, gebildete Männer, die das Ihrige gelernt haben, und, edel und gut, auch durch höhere religiöse Bande uniirt und verbunden sind. Zwar existirte da, als sie mit Gott für König und Vaterland muthig in den Kampf schritten und als Helden daraus hervorgingen, noch keine Union; aber es ist ganz etwas Anderes, eine gute Sache vorher nicht gekannt, nicht gehabt zu haben, als es dann ist, wenn man sie kennt, besitzt. Aus der Eintracht im Kriege ist die Union im Frieden hervorgegangen, und es ist besser, eine Wohlthat gar nicht besessen zu haben, als, wenn man sie gehabt, sie wieder zu verlieren. Jedem, der es mit dem Könige und dem Vaterlande von Herzen redlich und gut meint, ist Alles, was verknüpfen und vereinigen kann, wichtig, und nur ein Bösewicht kann theure, zusammenhaltende Bande locker machen und auflösen.

Aus der Zusammenstimmung und ihrer Gemeinschaft, aus dem Trachten Aller nach Einem hin, entsteht die Größe, Stärke und Würde, eines Volkes. Und nun vollends die kirchliche Union — o! sie ist ein großes, göttliches christliches, unsere theuersten Güter mit zarten Banden umfassendes Werk, welches mit seinem guten Geiste in den Geist unserer Nation gedrungen und über alle Schmälerungen erhaben ist.

Sie kann als ewige Wahrheit nicht rückwärts, sie muß vorwärts immer weiter dringen und stets vollkommner werden. Sie, ausgesäet auf fruchtbaren biblischen Boden, trägt den gesunden treibenden Keim einer fortschreitenden Entwickelung in ihrem Schoße, und wenn man die jungen Triebe hier unterdrückt, brechen sie dort an einer anderen Stelle um so stärker hervor. Zwar ist das in der heiligen Schrift von Gott geoffenbarte Werk ein vollendetes und vollkommenes, über welches der menschliche Geist bei allen Fortschritten nach der Erfahrung und dem Zeugniß der Geschichte nicht hinaus kann; die Bibel ist ein Weltmeer, das alle Ströme aufnimmt, nicht größer und nicht kleiner werden, in welchem, wie ein geistreicher Mann sagt, ein Lamm und ein Elephant waten kann. Es bleibt bei dem göttlichen Worte: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und auf mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am Letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzt hat zum Erben über Alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat. Welcher, sintemal er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst, hat er sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der

Höhe.“ *) Das göttliche Wort ist also so vollkommen abgerundet und vollendet, daß, wer in den Wahrheiten ersten und zweiten Grades desselben (primi et secundi ordinis) Etwas ändern, verbessern, accomodiren, modificiren will, fürchten muß, den ernsten Spruch: „So Jemand davon thut von den Worten des Buchs dieser Weissagung, so wird Gott abthun sein Theil vom Buche des Lebens, und von der heiligen Stadt, und von dem, das in diesem Buche geschrieben steht.“ **) Und Jesus sagt: „Wahrlich bis daß Himmel und Erde vergehen, wird nicht vergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetze, bis daß es Alles geschehe.“ ***) Aber so vollendet und vollkommen objectiv an sich das Wort Gottes ist, so perfectibel ist es subjectiv in Anwendung auf den Menschen, der darin forscht und dasselbe glaubt. Je höher man es hält, desto mehr ist, leistet und giebt es. Die hermeneutische Regel ist: der Sinn ist ein fruchtbarer und die Worte gelten Alles, was sie gelten können. (Sensus est foecundus, et verba valent quid valere possunt.) Es verhält sich mit der Offenbarung Gottes in der heiligen Schrift gerade so, wie mit der Offenbarung Gottes in der Natur, es kommt auf den Sinn an, der beobachtet, auf das Auge, welches sieht, auf das Ohr, welches lauscht. Je gesammelter der Sinn, je schärfer das Auge, je aufmerksamer das Ohr ist, desto durchschauender und reicher wird der Blick, desto größer die Herzensfreude, die, weil sie redlich sucht, auch findet, und dann mehr findet, als sie suchte. In der Offenbarung Gottes in der hei-

---

*) Ebräer, Cap. 1, V. 1. 2. 3. u. s. f. **) Offenbarung, Cap. 22, V. 1. ***) Matth., Cap. 5, V. 18. Lucas, Cap. 16, V. 17.

ligen Schrift und in der Natur sehen wir nur die Erschei-
nungen im Reiche der Gnade und der Schöpfung; aber
das Innere, woraus die ewige schaffende Kraft hervorgeht,
sehen wir nicht. Sie ist mit einem heiligen Dunkel umhüllt,
vor welchem wir ehrfurchtsvoll nachdenkend still stehen. Eben
darum beten wir Gott in der Natur und in der Bibel an,
eben darum glauben wir, weil wir in beiden Geheimnisse
und Wunder finden, die wir nicht fassen. Was wir fassen,
was wir begreifen, betasten und durch Zahlen, Maß und
Gewicht berechnen können, ziehen wir zu uns auf eine Linie
herab, und wem wir uns gleich stellen können, vor dem beu-
gen wir unsere Kniee nicht, vor dem falten wir unsere Hände
nicht, zu dem blicken wir nicht hinauf, das beten wir nicht
an. Es giebt nichts Unphilosophischeres, als zu sagen: „Ich
kann in der christlichen Religion nichts annehmen, als was ich
begreife;" das ist ebenso, als wenn man sagen wollte: „Es
giebt in der Natur keine magnetische Kraft, keine Ebbe und
Fluth, keine Sonne, keine Sterne, weil ich sie nicht begreife."
In dieß hehre Reich der Demuth und Unterwürfigkeit, des
Nichtsehens und doch Glaubens, auf der einen Seite; und
auf der anderen, des Forschens, des Tieferdringens, des
Fortschrittes, des klaren Erkennens, führt die Union, weil
sie ohne alle Umwege in die heilige Schrift führt, welche
unaufhörlich unserer inneren Aufgabe zuruft: „Wachet; seid
fest; wurzelt in euch selbst; nehmet zu; werdet nicht der
Menschen Knechte." Diesen aufwärts führenden Weg, dem
Lichte zugewandt, wandelten wacker die Reformatoren, und
sie sind eben darum so große Männer, weil sie ebenso gelehrt,
einsichtsvoll, gebildet und kräftig, als demüthig, gläubig,
liebenswürdig und ergeben waren. Mit Riesenkraft räumten
sie den hierarchischen Schutt von der Quelle des Lebens weg,

und machten wieder offen und frei den geraden Zugang zu ihr. In's Deutsche bieder, kurz und treuherzig verdollmetscht, führten sie in die Bibel und ihr Heiligthum das edle deutsche Volk wieder hinein, damit es nicht blind mehr glaube, was die Kirche glaubt, sondern in eigener Angelegenheit auch mit eigenen Augen sehe, beurtheile, und erkenne. Sie hatten zu viel Ehrfurcht vor dem göttlichen Wort und dessen bindender Autorität, Alles, was sie dachten, wollten und thaten, sammelte sich zu sehr in ihm, als seinem einzigen Brennpunkt, als daß es ihnen nur mal einfallen konnte, daneben ihr eigenes Werk, die symbolischen Bücher, zu stellen. Der Gelehrteste und Frommste unter ihnen, den man deßhalb auch den Magister Germania genannt und als solchen verehrt hat, Philipp Melanchthon, hielt seine Arbeit, die Augsburgische Confession, für unvollkommen, veränderte und verbesserte sie. Er veränderte und verbesserte sie, als ein menschliches Werk; ein ähnliches stellte, der lutherischen Partei gegenüber, die reformirte hin, und beide Kirchen kämpften immer heftiger für die biblische Rechtgläubigkeit der ihrigen. Alle wahren Christen, die an Christum glaubten und ihn als ihren Herrn und einzigen Meister verehrten, sahen es klar ein, daß die eingetretene Trennung nicht dem Willen Gottes und Jesu gemäß sei, und hielten den dogmatischen Streit für ein Schulgezänk orthodoxer Theologen. Bei jeder friedlichen Annäherung brach er giftiger wieder los, und die erlauchten Regenten des Preußischen Hauses, unter welchen vorzüglich der große Kurfürst über die haderhafte Unverträglichkeit der systematischen Theologen seiner Zeit klagte, mußten, bis auf König Friedrich Wilhelm I., ihre frommen christlichen irenischen Bemühungen, beide Schwesterkirchen zu vereinigen, als gänzlich mißlungen aufgeben. So hartnäckig, so leidenschaft-

lich war der Widerstand und die Streitsucht, daß selbst Männer wie Jablonsky und Leibnitz dagegen nichts vermochten. Gereicht es unserer Zeit nicht zur wahren Ehre, dem Könige Friedrich Wilhelm III. nicht zum unvergänglichen Ruhme, daß Er im freien Zutritte des Preußischen Volkes das gute biblische Werk der Union zu Stande brachte? Er ist überzeugt, daß eine solche innige Vereinigung den Absichten der Reformatoren gemäß sei, Er nennt sie die Fortsetzung ihres unsterblichen Werkes, Er findet sie im Geiste des Protestantismus. Und wer mag noch läugnen, was am Tage liegt? Sichtbar hat die Union die Fesseln der Confession weggenommen, und dadurch allen frommen Herzen eine Freiheit gegeben, die ihnen im häuslichen und öffentlichen Leben wohlthut. Sie ehrt und verehrt fortwährend alle symbolischen Bücher beider Kirchen als Bekenntnisse, aber nicht als eine starre Formel des Glaubens. Sie schöpft alle Erkenntniß und alle Kräfte aus der heiligen Schrift selbst und hält allein ihre Autorität für entscheidend. Dadurch ist eine Vielseitigkeit, eine Fülle und Einfalt, eine Hoheit in das Leben eigener Ueberzeugung gekommen, die nur allein auf diesem offenen Wege erlangt werden kann. Die kirchliche Union ist der fruchtbare Boden, in welchem alle Keime des Fortschrittes liegen und jeder individuellen Perfectibilität Anstoß und Richtung geben. Sie hängt zusammen mit allen Entwickelungen der Zeit und Zeitgenossen, und führt aus den todten Buchstaben des Systems in den lebendigen Geist der Wirklichkeit. Sie ist Gemeinschaft der Herzen, und damit das edelste Band, das knüpfen und zusammenhalten kann. Sie ist das wahre Leben der Kirche, die ihre Hülfen und Schätze in sich selber findet. Sie ist eine neue Aera, von der an man rechnet und die

für alle Zeiten unerschöpfliche Hülfsmittel in ihren Tiefen trägt. Wer kurzsichtig ihr sich widersetzt, wird von ihrem Rade zermalmt, und bereuet, wenn es zu spät ist, seine Verblendung. Dieß sind nicht leere und großsprecherische, sondern wahre Worte, denn die Union bewegt sich auf dem festen biblischen reformatorischen Grunde, der der Kirche gegebenen und vorgeschriebenen Agende. Beide, wenngleich unabhängig, gehen Hand in Hand, und das vereinte Ziel ist Vereinigung in und mit Christo. Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, er das Licht der Welt, und wer in diesem Lichte wandelt, strauchelt nicht. Die Freiheit und der Fortschritt in ihr bedarf eines Zügels; es kommt auf den Boden an, auf welchem sie sich bewegen; ist dieser nicht fest und sicher, so folgt sie täuschenden Irrlichtern und der stolze vermeinte Fortschritt wird Rückschritt. Von solcher Gefahr des Absprunges und des Verirrens ist die evangelische uniirte Kirche durch die Agende bewahrt; sonn- und festtäglich werden die Gläubigen an ihre Glaubens- und Sittenlehren erinnert, und so bindend diese Liturgien sind, so beengen sie doch nicht und hemmen so wenig den Fortschritt, daß sie solchen vielmehr fördern. *) In dieser Ver-

*) So scheint es anfangs nicht; aber in Wahrheit ist es so. Ich rede aus vieljähriger Erfahrung, der ich beim Abfassen und dem Gebrauche der Liturgie, Agende und Union, mit thätig war. Als ich die Schrift herausgab: „Ueber den Werth und die Wirkung der für die evangelische Kirche und die Königlich Preußischen Staaten bestimmten Liturgie und Agende, nach dem Resultate einer zehnjährigen Erfahrung. Ein Beitrag zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession. 2te Auflage. Potsdam 1830, bei Riegel,"

bindung beider Elemente zu einem Ganzen liegt eben der Schlüssel zum Zugange des Volkes; in ihr das lebhafte all-

---

entwickelte ich besonders in den Abschnitten: „Die Agende ist das wirksame Beförderungsmittel der Union; des immer weiteren und sicheren Fortschreitens zum Besseren; sie ist zeitgemäß, das feste Band einer kirchlichen Gemeinschaft und in derselben die beste Grundlage zu einer tüchtigen Kirchen-Verfassung: sie ist national," u. s. f. dieß Alles offen und freimüthig. Sr. Majestät schickte ich ein Exemplar dieser Schrift uud ich erhielt folgende Eigenhändige Antwort:

Berlin, den 15ten April 1830.

„Der mir wohlbekannte, schätzenswerthe Sinn, der Sie für ein positives, festes, unwandelbares, echt biblisches Christenthum im Geiste der symbolischen Schriften der evangelischen Kirche beseelt, hat sich von Neuem in Ihrer mir eingesandten Schrift auf eine so freimüthige, unzweideutige Weise kund gethan, daß ich nicht umhin kann, Ihnen zu versichern, wie höchlich ich durch ihren Inhalt erfreuet worden bin, und welchen wohlthuenden Eindruck er auf mich gemacht hat. Indem ich Ihnen dafür meinen lebhaften Dank ausdrücke, benachrichtige ich Sie zugleich, daß ich die Verbreitung dieser Schrift dem Minister von Altenstein auf das Angelegentlichste anempfohlen habe, wünschend und hoffend, daß sie ihren hohen Zweck nicht verfehlend und fruchtbringend wirken möge. Empfangen Sie die wiederholten Versicherungen der Achtung und Werthschätzung, die ich Ihnen seit einer langen Reihe von Jahren gewidmet habe.

Friedrich Wilhelm."

N. S. Im Geschichtlichen würden in der Vorrede einige Berichtigungen in Betreff des Kurfürsten Joachim II. und des Kurfürsten Johann erforderlich sein. *)

---

*) Es ist charakteristisch, daß der verdiente Tadel über eine historische Unrichtigkeit nur wie nebenher in der Nachschrift gesagt ist.

gemeine alte und immer neue Interesse, welches dasselbe zuvor gefunden hat und findet.

Die Agende giebt und bewahrt mit ihren Liturgien und Vorschriften den kernigten Inhalt der heiligen Schrift und den Lehrbegriff der Kirche, und die Union und ihre Verschmelzung hütet vor Stagnation und weckt auf sicherer Bahn den Fortschritt. Jene, die Agende, ruft aus alter Urzeit laut: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit;" diese, die Union, spricht zu Jedem das Gebet Christi: „Laß sie Alle Eins sein, gleichwie der Vater in mir und ich in dir, so laß sie Alle Eins sein in uns, damit die Liebe, damit du mich liebest, sei in ihnen, und ich in ihnen." Jene, die Agende, ruft uns zu die alten Worte, die schon unsere Urväter und Väter vernahmen, und gründet unseren Glauben auf ein Ewiges und Unveränderliches; diese, die Union, macht sie frisch und neu durch das große Gesetz der Einheit in der Mannigfaltigkeit und der Mannigfaltigkeit in der Einheit. Jene betet an das Wunderbare und Göttliche; diese weckt die Kraft, giebt Liebe, macht werth die Zeit, in der man lebt, daß man mit ihr fortschreitet. Jene umfaßt das Unwandelbare, das groß und hehr dasteht und zu ihm im Gebet erhebt; diese führt zum Zeitlichen hin, damit man es weise benütze und in ihm das Ewige finde. Beide stehen nicht isolirt da, so daß man systematisch recht glauben und praktisch ungläubig handeln kann, vielmehr sind Glaube und Thun im Fortschritte und Wachsthum so miteinander ver-

bunden, daß Eins ohne das Andere nicht sein kann. Die Union bringt das Gefühl der Gemeinschaft zum Bewußtsein, und in diesem liegt aller geistige und moralische Fortschritt. Nur der glaubt an eine höhere Ordnung der Dinge, wer ihren Wiederschein schon in dieser Welt der Vorbereitung und Erziehung sieht und ihr Licht zu befördern sucht. Nicht in dem Hader und der Trennung der Confessionen, sondern in ihrer Vereinigung, liegt das Abbild der unsichtbaren Kirche in der sichtbaren. Die Union ist ein großer Bund, der das Mannigfaltige der Ansichten in der Einheit der Gesinnung umfaßt. Jene waren immer verschieden, und werden und müssen es bei der Ungleichheit der Naturen immer bleiben, wenn nur diese harmonisch ist, wie gerade in der Verschiedenheit der Instrumente die Harmonie und der Reiz des Concerts besteht. Die Union reißt nicht nieder, sie bauet auf; freilich sind in ihrem Bau viele Füllsteine, das liegt aber in der Natur der Sache und dem Menschen, — wenn nur Jesus Christus der Grund- und Eckstein ist. Er hat regiert seine Schöpfung, die Kirche, von Anfang an; er regiert sie noch heute; was uns, die wir nur die kurze Spanne einiger Jahre fragmentarisch kennen, oft Rückschritt scheint, ist Dem, vor welchem tausend Jahre sind wie Ein Tag und wie eine Nachtwache, die gestern vergangen ist, oft ein Fortschritt. Alles, was in der Geschichte der Völker auf allen Punkten der Erde geschehen ist und geschieht, ist naturgemäße Evolution; aus der Vergangenheit geht die Gegenwart, und aus der Gegenwart die Zukunft, wie aus der Blüthe die Frucht hervor. Die Zeit steht nicht still, — so auch der Mensch nicht; in ihr liegt die treibende Kraft der Perfectibilität, also kann auch die Kirche in ihren Mitgliedern nicht still stehen. Es liegt objectiv die Fülle der Wahrheit im geoffenbarten

Christenthume; aber subjectiv schöpft daraus nach seiner Empfänglichkeit der Christ, und es liegt der höchste Grad seiner Veredlung in seinem Einswerden mit Christus. Dieß aber ist innerlich und äußerlich die Tendenz der Union, in ihr liegt der gesunde Keim einer fortschreitenden Entwickelung für das Einzelne und Ganze. Nie hat man dieß klarer erkannt und tiefer eingesehen, als nach den Fortschritten in der Reorganisation unseres Staates; die Union ist Folge und Frucht derselben. Ganz unverkennbar regt sich, bei den verwickelten Interessen des Deutschen Volkes, das Bedürfniß der Gemeinschaft, Alles dehnt, reckt und sehnt sich im täglichen Leben nach Anschluß und Einigung. *) Das Sinnliche wird das Vehikel zum Geistigen, das Aüdominististische der Uebergang zum Gemeinsinn, das Specielle die Bahnung zum Universellen. Ganz unverkennbar schließen in sich die Kämpfe unserer Zeit eine große Gesammtheit agirender Geister; diese Kämpfe werden religiöse, theologische Systeme, dogmatische Schulen, confessionelle Parteiungen, die Riesenschritte der Entwickelungen nicht aufhalten; die Geschichte geht still und siegend ihren stetigen verknüpfenden Gang fort, und überflügelt Alles, was sich widersetzt; — das Einige und Bindende, die Union, tritt sichtbar in allen Divergenzen hervor. Darin hat es seinen wahren historischen und psychologischen Grund, daß die Union so vielen Anklang und die Zustimmung aller noch so verschiedenen Völker vom Rheine bis zum Niemen fand; was reif in den Gemüthern der

*) Der Zollverband und die Eisenbahnen, eine Weltbegebenheit, sind Folgen und Frucht dieser Sehnsucht nach Association, ja die unürte Association selbst.

Menschen lag, fand eine allgemeine Zustimmung, sobald es König Friedrich Wilhelm III., der Seine Zeit und ihre Bedürfnisse kannte und erkannte, nur ausgesprochen hatte.

Wie mag man bei solchem Universalismus noch sagen: die Union sei ein Werk des Indifferentismus? Indifferentismus ist Gleichgültigkeit und Lauheit, welche den höchsten Grad der Schwäche ausdrückt. Indifferentismus hat man dem Preußischen Volke noch niemals vorgeworfen. Zwar schien es in den schlaffen Zustand der Apathie versunken, als es vom Jahre 1806 bis 1813, also 7 Jahre, die unwürdigen Fesseln der Fremdherrschaft geduldig trug; aber die Welt weiß aus viel tausend historischen Zügen, daß es in dieser traurigen despotischen Zeit einem heruntergedrückten elastischen Körper glich, der, sobald er nur kann, in seine natürliche Lage mit verstärkter Kraft zurückspringt. Ob man ihn gleich nicht sah, den Gegendruck, so war er doch da, in verhaltenem Zorn, in fester Treue zum angestammten Könige. Er rief, als die rechte Zeit gekommen war, und Alles eilte zu den Waffen. Die ganze edle Nation stand auf. Die herbeigeströmte Armee stand in ihren Hunderttausenden unerschrocken in blutigen Schlachten wie Ein Mann, und freudig ging man mit Gott für König und Vaterland in den Tod. Die angethane Schmach wurde abgewaschen und Sieg und Leben, Selbstständigkeit und Freiheit, wurde, und damit der alte Ruhm, wiedererrungen. Und wie? ein Volk, welches eines solchen Enthusiasmus fähig war, und den Segen der Eintracht in zusammengehaltener Kraft aus Erfahrung kannte, sollte in der wichtigsten Angelegenheit, der Union, auf einmal seinen Nationalcharakter geändert haben und indifferent geworden sein? O! die Preußische Nation

ist nicht von Gestern her; seit Jahrhunderten hat sie durch kirchlich-religiösen Sinn, durch Anhänglichkeit an ihr Regentenhaus, durch Geistescultur, durch Fortschritt mit der Zeit, durch Selbstständigkeit, sich ausgezeichnet und ist in keiner guten Sache zurückgeblieben. Der Vorwurf des Indifferentismus trifft es in keinem Stücke, auch in dem der Union nicht; sie wäre keine National-Angelegenheit geworden, wenn die Nation nicht ihren biblischen Werth erkannt hätte. Eine allgemeine Zustimmung ist auch nicht erfolgt, da der König darin die Freiheit eigener Ueberzeugung walten ließ und Nichts erzwingen wollte; die Annahme ist dennoch größtentheils erfolgt, — sie hätte aber nicht erfolgen können, wenn sie nicht aus eigener Bewegung hervorgegangen wäre. Freilich ist dabei Indifferentismus unvermeidlich. Wo aber wäre er bei einer Volkssache nicht? Wo fehlte es bei einsichtsvollen und gutgesinnten Wortführern an Jabrüdern und Nachtretern? Wie? giebt es unter den Lutheranern und Reformirten, giebt es unter den Alt-Lutheranern gar keine Indifferentisten? Ist nicht das Dasein derselben der sprechendste Beweis, daß das Werk der Union ein Werk der freien Wahl und nicht des Indifferentismus ist? Heißt es nicht der heiligen Schrift und ihren klarsten Aussprüchen in dieser Sache alle Wirkung absprechen, wenn man nicht den Werth, die Würde und das Dasein der Union will gelten lassen?

„Wenn sie nur nicht," sagt man zuletzt, „das Werk des Königs wäre! von Ihm ist sie zuerst ausgegangen; sie ist bewirkt durch Cabinetsbefehle; sie steht da als eine Anordnung des Staats; sie erscheint also als ein Machwerk von einem mächtigen Menschen, der zwar ein König, aber doch ein sterblicher Mensch ist. Und doch ist sie eine Sache Gottes

und Jesu Christi, eine Sache der Gemeinde des Herrn, die verunreinigt wird, wenn andere irdische Machthaber sie anordnen. Wir wollen keine Union in der Kirche, die Menschen gemacht und befohlen haben." Es ist wahr, Jesus Christus schloß sich an die Mächtigen der Erde nicht an, vielmehr vermied er sie; seine Jünger und Apostel wählte er aus dem geringen Stande, dem der Fischer, und als ein Zeichen der Göttlichkeit seiner Sache führte er an: „daß den Armen das Evangelium verkündigt würde." Nicht von oben herab, von den höheren Ständen zu den unteren, sondern von diesen, von unten herauf, bewegte sich das große welthistorische Unternehmen. Es war klein und unansehnlich wie ein Senfkorn in seinen Anfängen, ein verborgener Schatz im Acker; aber eben damit gewann und erhielt es einen tiefen, festen Grund, und fermentirte so, daß es allmählig das Ganze durchdrang, und auch die höchsten Gegenden der menschlichen Gesellschaft, Könige und Fürsten, die nun nicht länger widerstehen konnten, ergriff. Das Reich Jesu war nicht von dieser Welt, es hat also mit der Welt und ihren Herrschern nichts zu schaffen.

Aber schon längst vorher und im 16ten Jahrhundert war das Himmelreich Jesu ein Reich von dieser Welt geworden. Zwar hatte der herrschende Herr das äußere Zeichen des armen Fischers Petrus beibehalten, und der es trug nannte sich einen Knecht der Knechte (servus servorum); aber er war ein vornehmer, in einem prächtigen Palaste residirender, regierender Fürst, und nannte sich einen Papa, einen Regierer der Kirche. Dieser war ein Welt-Regent geworden, welcher befahl und anordnete, strafte und verfolgte, züchtigte und losließ, vor dessen Allgewalt Kaiser

und Könige zitterten. Solcher hierarchischen Macht widersetzte sich mit seinen Gehülfen der muthige und feste Luther; er zerstörte sie in der evangelischen Kirche; er entfesselte sie von jeder menschlichen Autorität; er gab ihr das lebendige Wort Gottes, und mit ihm die Freiheit der Kinder Gottes, wieder. Die Reformatoren traten, nicht Herren des Glaubens mehr, sondern Gehülfen der Freude, demüthig zurück, und ließen den Herren und Regenten Deutschlands, die ihnen beistanden und von der römischen Hierarchie abfielen, die Anordnung der neuen Kirche, als sie die Herrschaft rechtmäßig in ihrem Lande hatte. Mit der Ehrfurcht, die sie vor ihnen, als solchen, hatten, vereinigten sie, ihrer glaubensvollen Ueberzeugung unerschütterlich treu, die tiefere Ehrfurcht vor Gott und seinem untrüglichen Worte, und es kam nicht in ihre Seele, daß die Kirche Jesu, die er als ihr Herr gestiftet und mit seinem theueren Blute gegründet, in die Botmäßigkeit des Staates und unter dessen Herrschaft kommen sollte. Alle Evangelisch-Gläubigen, die ehrwürdigen Reformatoren, die gottesfürchtigen Regenten, die folgsam frommen Unterthanen, waren erfüllt von der ersten Liebe zum Herrn, und die tiefe, stille Gewalt dieser überirdischen Liebe kannte nicht die Besorgniß, daß jemals irdische Macht über die evangelische Kirche, dem Volke des Herrn, herrschen würde. So kam es, so machte es sich, daß selbst die Augsburger Confession, diese Bekenntnißschrift der biblisch-evangelischen protestantischen Kirche, nicht einmal von Luther und Melanchthon, welcher Letztere sie doch verfertigt, noch von irgend einem Reformator unterschrieben und übergeben wurde, sondern von Johannes, Herzog zu Sachsen, Kurfürst; von Georg, Markgraf zu Brandenburg; Ernst, Herzog zu Lüneburg; Philippus, Landgraf zu Hessen; Wolfgang, Fürst zu

Anhalt; der Stadt Nürnberg und der Stadt Reutlingen, unterschrieben, dem Kaiser Carl V. im Jahre 1530, den 25ten Juni, zu Augsburg überantwortet und vorgelesen wurde.

In vollkommener Analogie mit der Reformation und in Uebereinstimmung mit den Reformatoren, und dem, was sie wollten und beabsichtigten, brachte also 1817, bei Gelegenheit der dritten Säcularfeier der Reformation, der erste und mächtigste Fürst des protestantischen Deutschlands, der regierende König von Preußen, Friedrich Wilhelm III., die Union, welche schon wiederholentlich Seine Ahnherren versucht und die ihnen mißlungen war, auf's Neue zur Sprache. Er hatte ein vollkommenes Recht dazu; Er erkannte es für eine heilige Pflicht; aber Er übte sie mehr als überzeugter Christ, wie als monarchischer König. Er ist weit davon entfernt, in dieser Angelegenheit Etwas verfügen und bestimmen zu wollen; Er kennt und achtet die Rechte und Freiheit der Kirche, und will ihr Nichts aufdringen. „Ein jeder Protestant hat in der Annahme und Verwerfung der Union vollkommene Freiheit; ein Jeder folge darin seiner eigenen Ueberzeugung. Nur dann hat die Vereinigung inneren Werth und bleibende Dauer, wenn sie in echt biblischen Grundsätzen ihre Wurzeln und Lebenskräfte hat." „Er überläßt Alles der weisen Leitung der Consistorien, dem frommen Eifer der Synode, fest überzeugt, daß die Gemeinden in rein christlichem Sinne gern folgen werden, und daß überall, wo der Blick nur ernst und aufrichtig, ohne alle unlauteren Nebenabsichten, auf das Wesentliche und die große heilige Sache selbst gerichtet ist, auch leicht die Form und Gestalt der

Union sich finden, und so das Aeußere aus dem Inneren einfach, würdevoll, wahr, von selbst hervorgehen wird." *)

Wer kann diese Worte, geflossen aus dem frommen Herzen des edlen Hohen Herrn, lesen, ohne mit ihnen zu sympathisiren und ihr Gewicht zu fühlen? Kein Wunder, daß sie überall im ganzen Lande verwandten Anklang fanden. Es stellt sich von selbst heraus: hier ist keine Nebenabsicht, keine Politik, kein Privat-Interesse, hier will man Nichts, als die Sache selbst, die Ehre Gottes und Jesu Christi, den Flor seiner Kirche, die ihr wahres Leben allein in dem Einssein mit ihm hat. Man kann dieß Heiligthum nicht betreten, ohne das sanfte, erquickende Wehen des inneren Friedens zu fühlen, der aus Gott ist und zu Gott führt; man kann nicht durchdenken, was die Union ist, was sie will und wohin sie führt, ohne Gott für die Segnungen zu danken, die sie schon gestiftet hat und als Lebenskeim in alle Zukunft stiften wird.

Als eine göttliche, echt christliche Sache lag sie dem Hochseligen Herrn warm am Herzen, viel dachte Er über sie nach und Er kam gern und oft auf sie zurück. Er kannte aus der Geschichte und aus eigener schmerzhafter Erfahrung den haderhaften Starrsinn des polemischen Confessionsgeistes und es machte einen tiefen Eindruck auf Ihn, daß der sanfte, friedliebende Melanchthon Gott im Tode sterbend dafür dankt, daß er ihn nun bald erlösen werde von der rabies theolo-

---

*) Worte aus dem Königlichen Unionsaufrufe, d. d. Potsdam, den 27sten September 1817.

gica. Er, der König, ging wie Sein geliebter Ahnherr, der große Kurfürst, allen streitsüchtigen Theologen gern aus dem Wege, und pflegte zu sagen: „Allen Respect vor den Herren, die ihre Sache zur Sache Gottes machen!“ Er mochte mit ihnen nichts zu thun haben. In stillen Stunden aber, die Er aufsuchte, schrieb Er viel über die Union; sah sie immer heller und tiefer, nicht aus engen confessionellen, sondern aus weiten christlichen Standpunkten an. Er war fest überzeugt, daß das Eine das Andere voraussetze und bedinge und daß in beiden der Geist Christi läge, aber nur da wirksam sich äußern könne, wo Frieden und Liebe wohne. Frieden und Liebe kehre nur da ein, wo man, frei von allem Kasten- und Parteigeist, Muth genug habe, der Wahrheit in die Augen zu schauen; so sei es in den höheren eifersüchtigen Ständen, in den sich auffindenden theologischen und philosophischen Schulen, wo, wie Er sehr naiv sagte, die Meisten in leeren Redensarten sich ergössen, nicht; wohl wäre es aber in Natur und Einfalt, in guter Gesinnung und Neigung also in den mittleren, auch in den unteren, nicht ganz armen Ständen, — hier wohne und regiere die reine frische Luft der Eintracht und des Friedens. Hier, in dieser Sphäre, werde neben der häuslichen die kirchliche Union Wohnung machen; sie habe sie schon gemacht und festen Fuß im Lande genommen; sie schreite immer weiter, dringe immer tiefer, und werde immer mehr national, so daß man mit Recht von einer evangelischen Landeskirche, als einer wirklich existirenden, reden könne. „Sie ist,“ setzte Er zuletzt noch hinzu, „ein immer fortschreitendes Werk, auf welches ich mit Genugthuung hinblicke. Ich danke Gott, daß es damit in der Stimmung des Volkes gelungen; und es wird nach den

Vorkehrungen, die ich damit getroffen, nicht wieder untergehen." *)

So fühlte, dachte und handelte der vollendete König über die Eintracht der Kirche und die Union der bis dahin getrennten Confessionen. Wer mag darin das echt Christliche verkennen? Wer sieht in dieser Vereinigung nicht eine weise Berücksichtigung der Zeit, wer nicht, auf fester Basis, ihren Fortschritt? Wer konnte im Geiste der Reformation auch

*) Die eigenen Worte des Königs, die ich unmittelbar nachdem Er sie gesprochen in mein Tagebuch eingetragen habe. Bei dieser Gelegenheit gab Er mir zur Durchsicht, nebst anderen Papieren, einen sauber abgeschriebenen, von Ihm selbst mit Bleistift hie und da überschriebenen geistreichen Aufsatz über die Bibelstelle Ev. Johannis 21, 17. „Das Gesetz ist durch Mose gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden." Gesetz und praktische Erfahrung, Form und Wesen, Buchstaben und Geist, Stiftung und die Feiernden, wurde in dieser Abhandlung in scharfen Zügen voneinander getrennt, und doch als verschiedene Dinge, aber in Stufen und Uebergängen miteinander verbunden, treffend dargestellt. Gedankenvoll wird hier die Anwendung gemacht auf die Union, und sie als Werk der Gnade und Wahrheit in der Vereinigung mit Christo charakterisirt. Dieses Einssein mit ihm ist der höchste Punkt aller christlichen Bildung, alles Andere nur Mittel, nur das Gerüste zum Gebäude, nicht das Gebäude selbst. In diesem Lichte werden die Lutheraner beleuchtet, die als solche eine Confession bilden und die Beibehaltung derselben wollen. Ihnen gegenüber steht Luther in seiner kräftigen Originalität, in seiner Freiheit und Selbstständigkeit, in seiner Entschiedenheit gegen alle Parteisucht, in seiner tiefsten Verehrung Jesu Christi. Das Ganze ist ein Blick in eine bessere Welt. Als ich die geistreiche Abhandlung dem Könige zurückgab, fragte ich nach dem Verfasser, — erhielt aber keine Antwort.

ihrer Form nach besser die Initiative der großen Sache beginnen, als gerade der Landesherr, der ganz dazu gemacht war, nach der Erlösung von bürgerlicher Sklaverei auch die trennenden Bande der Confession zu lösen, und mit der Einheit im Staate auch die in der Kirche, soweit dieselbe möglich ist, zu begründen? Gerade in Ihm, der ein christlicher König und ein Königlicher Christ war, fand die Union den nöthigen Vereinigungspunkt, und sie würde diesen gewiß nicht in der Nation gefunden haben, wenn sie nicht wahr und gut wäre. Sie ist kein Machwerk von Menschen, sie ist eine Sache Gottes und Jesu Christi; sie hat ihren Grund in der Göttlichkeit seiner Lehre, in der Absicht seiner Sendung; sie hat ihr Bestehen in der Wohlfahrt der Menschen; ihren Anklang in den Stimmen der Zeit; ihren Fortgang in der Tendenz der ganzen Menschheit, die sich nach Vereinigung sehnt, und sie immer mehr findet. Diese stille, aber mächtig vordringende Kraft des Weltgeistes wird alle hemmenden Oppositionen des Aberglaubens und des Unglaubens, der Vorurtheile und des Eigennutzes, der Factionen und der Confessionen, auf seiner Riesenbahn besiegen, und Jesus Christus wird herrschen in Weisheit, Liebe und Eintracht, wenn er alle seine bewußten und unbewußten Gegner zum Schemel seiner Füße gelegt hat. Diese Zeit wird kommen; sie ist im Anzuge, und wer sich auf ihre Zeichen versteht, sieht schon ihren Morgenstern. Dieser war aufgegangen in dem Herzen des Königs; daher Seine heitere Ruhe, Sein göttlicher Friede, Sein seliges Ende. O! wir wären Seiner, dessen, was Er für uns gedacht, gethan und gelitten, was Er im Schweiße Seines Angesichts uns errungen hat, nicht werth, nicht werth Seiner Liebe und Treue, wenn wir je Ihn vergessen könnten. Nein, Ihn und Sein

herrliches Bild wollen wir in dankbarem Andenken behalten, und unseren Kindern und Enkeln in der Gemeinde erzählen, was Er als ein wahrer Vater des Vaterlandes für Staat und Kirche gethan hat. Die Eintracht und Union derselben, die Er nach dem Befehl ihres Herrn gewollt und bewirkt hat, wollen wir zusammenhaltend bewahren und im Fortschritt der Zeit, die dem engherzigen Confessionsgeiste entwachsen ist, weiter und weiter führen, fest vertrauend dem Schutze Gottes und der christlichen Frömmigkeit unserer Nachkommen. Unter allen Anfechtungen zum Abfalle wollen wir Seiner gedenken und gegen Einfälle und Ideen, die gestern entstanden und morgen vergehen, nicht hingeben das Wort des Lebens, welches Er glaubte, in welchem Er lebte und selig starb. Fest wollen wir es halten in seiner Kraft, und dem wunderbaren Zuge folgen, wohin er führt. O! Er, unser Hochseliger König, hat bekannt vor vielen Zeugen ein gutes Bekenntniß und sich des Evangeliums Jesu Christi nicht geschämt; die evangelische uniirte Landeskirche war Seine Ehre und Sein Ruhm, und wird es bleiben. Wahrlich! Er hat einen guten Kampf gekämpfet, Seinen Lauf vollendet, und Glauben gehalten, — nun ist Ihm beigelegt die Krone der Gerechtigkeit, die der Herr, der gerechte Richter, Ihm gegeben hat. O! lasset uns Sein Ende anschauen und Seinem Glauben nachfolgen.

Vierter Abschnitt.

Des Königs zweite Vermählung. *)

Im Jahre 1824 hatte ich im Monat November, Sonntags am Vormittage, über die Bibelstelle Ev. Matth. 7, 1.: „Richtet nicht!" gepredigt und vor lieblosem Absprechen

*) Lange habe ich bei mir überlegt: ob es aus vielen Rücksichten nicht besser sei, diese Begebenheit wenigstens jetzt noch nicht in die Charakteristik des Königs Friedrich Wilhelm III. aufzunehmen, da sie sehr zarte persönliche Rücksichten zur Sprache bringt, und ob aus diesem Grunde das deßfallsige Manuscript nicht zurückzulegen und einer gelegeneren Zeit aufzuheben sei? Aber wichtige Gründe haben mich zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt: weil ohne dieselbe dieser Biographie der letzte Schlußstein fehlen würde, da der König dieses Ereignisses, als eines höchsterfreulichen in Seinem Leben, ehrenvoll selbst gedenkt, das, was Er bei dieser wichtigen Lebensveränderung geäußert, sehr charakteristisch ist, und der Erfolg auch diesen unerwarteten, anfangs befremdenden, viel besprochenen Schritt vollkommen gerechtfertigt hat, so daß man erst in der zweiten Vermählung einen richtigen, vollständigen Ueberblick des ganzen Lebens des Königlichen Herrn gewinnt. Wie das erste eheliche Leben in jeder Beziehung würdig war, so war es auch, was unendlich mehr sagen will, das zweite, und es ist mir vergönnt gewesen, in dasselbe nahe, tiefe Blicke zu thun. Dieß war freilich eine Begünstigung; aber ich theilte sie mit Allen in der nächsten Umgebung. In dem häuslichen und ehelichen Leben

gewarnt. Der König war mit Seinem ganzen Hause gegenwärtig. Nach beendigtem Gottesdienste kam der Obrist von Witzleben zu mir in die Sacristei, mir zu sagen, daß Se. Majestät mich um 12 Uhr sprechen wollten, und da dieß oft geschah, so erwartete ich auch dießmal, daß von Kirchen- und Schulsachen die Rede sein würde. Als ich in das kleine nach dem Schloßhofe gelegene behagliche Wohnzimmer trat, sagte der König, der allein war, zu mir: „Nun wird das Richten angehen!" Offenbar bezog sich dieß auf die biblische Stelle: „Richtet nicht!", über welche ich eben gepredigt hatte; da ich aber die Anwendung nicht verstand, so schwieg ich. Der König sagte noch einmal, mir näher tretend: „Das Richten wird nun angehen!" Ich glaubte Etwas

---

des Königs lag überhaupt nichts Verstecktes und Heimliches, Alles darin war ehrlich, offen und klar, so daß Einem dabei wohl war. Als der Russische Kaiser Alexander kurz vor seinem Ende nach dem Ritus der griechischen Kirche beichtete, sagte er zum Geistlichen: „Nehmen Sie mir die Beichte ab, wie einem schlichten Bürgersmann." So war der König Friedrich Wilhelm III. am Liebsten einfach, gerade und aufrichtig, und eben darum war Er ein vortrefflicher König, weil Er ein edler Mensch war. So kannte ich Ihn, so Jeder, der Ihm nahe stand. Darum sieht man es diesem Buche auf allen Seiten an, daß ich offen, ohne Rückhalt, treuherzig erzähle, was ich von Ihm weiß, und daß es mir gar nicht eingefallen, irgend Etwas zu verschönern, geschweige denn zu verstecken, weil es dergleichen hier nicht giebt. Warum sollte ich denn nun verschweigen, was ich von Seiner zweiten Vermählung weiß? Mögen das Manche tadeln; das kann ich ertragen, der Wahrheit und guten Absicht mir bewußt. Der Unterrichte weiß, daß Alles, was hier wie Schmeichelei aussieht, die stille einsame fromme wirkliche Trauer um den großen Todten nur vermehrt, und der Hoffnung auf das Himmlische Nahrung giebt.

versehen zu haben, was mir imputirt werden sollte, und erwiederte: „Ich kann versichern, daß ich bei der Wahl des Textes in meinen Predigten mich frei weiß von allen persönlichen Beziehungen; diese auf die Kanzel zu bringen, halte ich unter der Würde derselben und des Amtes, welches ich bekleide; ohne alle besondere Beziehung habe ich auch diesen Morgen über die Worte Christi: „Richtet nicht!“ gepredigt, und vor lieblosem Absprechen gewarnt, da dieß offenbar ein Fehler unserer Zeitgenossen ist. Aber an einen besonderen Fall hat meine Seele nicht gedacht; weiß auch einen solchen nicht; nur im Allgemeinen, über die Wahrheit selbst, habe ich geredet.“ „Weiß wohl,“ sagte der König; „aber das Richten wird doch angehen, und zwar über mich selbst.“ „Wie sollte das zugehen?“ bemerkte ich; „ein König muß es sich zwar gefallen lassen, daß das ganze Publikum ihn und sein Thun beurtheilt; er ist wie eine Stadt auf hohem Berge, die Jedermann sieht; aber Ew. Majestät haben besonders seit dem Jahre 1813 die öffentliche Meinung für sich, man ehrt und liebt Sie.“ „Hilft nichts,“ fiel der König ein: „das Richten über mich wird dennoch nun angehen; will ihnen nur sagen: will wieder heirathen!“ Als der König dieß gesagt hatte, fuhr ich zusammen. Dieß sehend, fragte Er: „Erschrecken wohl?“ „Nein, ich erschrecke nicht; aber ich erstaune; wenn ein König heirathen will, so weiß dieß vorher die ganze Welt.“ „Sie soll,“ erwiederte der König, „es dießmal aber vorher nicht wissen; erst nachher, wenn es geschehen, wird sie es erfahren. Die ganze Sache ist noch ein Geheimniß; es hängt damit so zusammen: *)

---

*) Dieß war einer von den seltenen Augenblicken, in welchen das

„Ich bin in meinem häuslichen Leben von schweren Verlusten getroffen. Nun verläßt mich auch die letzte Tochter, Luise; ich werde sie sehr vermissen. Nur damit kann ich mich trösten, daß sie den besten Menschen in der Welt, den Prinzen Friedrich der Niederlande, heirathet. Sie ist ein gutes Kind, freundlich und liebevoll, wie ihre selige Mutter, eine zweite Luise. Ich sympathisire mit ihr und sie hängt mit ganzer kindlicher Seele an mir. Sie besorgt alle meine Häuslichkeiten; versüßt mir meine einsamen Stunden; liest mir vor; sitzt an meinem Bette, wenn ich krank bin; macht mir Alles recht, versteht mich, — erinnert mich an eine selige Vergangenheit! Ach! behielt ich sie, ich würde nicht an's Wiederheirathen denken. Der Umgang mit einem sanften, verständigen, gemüthlichen weiblichen Wesen ist mir durch meine Frau und Tochter zum Bedürfniß, zur anderen Natur geworden. Ohne das kann ich nicht leben. In der That giebt es Stimmungen des Gemüthes, die nur Anklang finden bei einem verwandten weiblichen Herzen; es ist damit ganz etwas Anderes, wie mit einem Freunde, den ich, so viel Mühe ich mir auch darum gegeben, aber auch nicht habe. Es giebt ein Stillesein und Schweigen, ein Sprechen und Mittheilen, ein Helfen und Beistehen, ein Holen und Bringen, ein Kommen, Gehen und Anblicken, welches, umflossen von weiblicher Anmuth, angenehm ist, und auch bei der trübsten, widerwärtigsten Stimmung angenehm bleibt. Und dann

volle Herz des Königs sich ergoß. Dieser Erguß machte Ihn beredt, so daß Er sehr lange sprach. Die ganze Mittheilung schrieb ich nachher wörtlich auf, und auch hier freue und tröste ich mich wieder meines Tagebuches.

giebt es besonders in kranken, verdrießlichen Tagen Hülfeleistungen und Erleichterungen, die kein Laquai, kein Arzt, kein Freund, die nur eine sanfte weibliche Hand, oft auch selbst nicht mal die einer guten Tochter, sondern nur die einer lieben freundlichen Ehefrau, leisten und geben kann. Ich muß also wieder heirathen; um so mehr, da ich alt und hinfällig werde."

Bis hierher hatte der König, an einen Tisch gelehnt, stehend gesprochen; jetzt ging Er schweigend im Zimmer auf und ab, und fuhr dann fort:

„Eine Königinn darf es nicht sein; die habe ich gehabt. Eine Luise bekomme ich nicht wieder; wir Beide waren jung; die Zeiten sind hin, — auf immer hin! Eine Königinn muß einen Hofstaat haben; der ist kostbar und kostet dem Hause und Lande viel Geld. Eine Königinn genirt mich, und ich genire mich nicht gern; ist sie gar herrschsüchtig und mischt sich in Dinge, die sie nichts angehen, bilden sich geheime Parteien bei Hofe, so wird mir vollends mein bischen Leben verbittert. Eine junge Fürstinn, die noch bessere Aussichten hat, nimmt mich aus wahrer Liebe nicht, und eine alte, eine Hagebutte, die einst eine Rose war, will ich nicht. Das Erstemal wählte ich aus Neigung, und ich gewann das größte Loos; ich hoffe, auch das Zweitemal wird es mir wohl gehen: ein junges liebenswürdiges Mädchen, welches durch die Verbindung mit mir glücklich wird, ist meine Braut. Von der menschlichen Freiheit, welche in diesen Stücken Jedermann hat, habe auch ich Gebrauch gemacht; ich bin meinem Herzen und seinem inneren Zuge gefolgt."

Nach einer Pause fragte der König: „Wissen Sie, was eine Morganatische Ehe ist?" Ich antwortete: „Der Name kommt von dem Gothischen Morgian her und heißt: vermindern, verkürzen, beschneiden. Eine morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticum) hat zwar die Pflichten und Rechte einer rechtmäßigen, auf kirchliche Weise geschlossenen Ehe; aber sie ist zur linken Hand geschlossen von einem hohen Herrn, einem Grafen, Fürsten, Könige, mit einem nicht ebenbürtigen Frauenzimmer, welchem er etwas Bestimmtes zur Morgengabe aussetzt; aber die Kinder einer solchen Ehe tragen und erben nur Namen und Vermögen der Mutter."

„Ganz recht," sagte der König; „nur ist von Kindern hier nicht die Rede, auch weiß ich Nichts von Vermindern und Verkürzen. Ich meine eine rechtmäßige, christliche Ehe, und meine zweite Gemahlinn soll aus Gründen, die ich schon gesagt, zwar keine Königinn, aber vor Gott und Menschen in wechselseitiger Ehrbarkeit und Treue meine rechtmäßige Ehefrau sein. Eine solche morganatische Ehe will ich schließen mit der Gräfinn Auguste von Harrach. Ich habe sie kennen gelernt in Teplitz und sie mehrere Jahre beobachtet. Ich habe sie liebgewonnen; sie hat die Eigenschaften der Anmuth, der Weiblichkeit, des gesunden Verstandes, der Anspruchlosigkeit und Unbefangenheit, wodurch ich beglückt werden kann. Ihre Eltern leben noch; sie sind aus einem angesehenen altösterreichischen Geschlecht, der Name Harrach kommt schon im dreißigjährigen Kriege vor."

Der König ging im Zimmer auf und ab, und sagte: „Ja, ja, so geht's in der Welt!" Dann fuhr Er fort: „Je

näher der Zeitpunkt der Vermählung heranrückt, desto ernster sehe ich die wohlüberlegte Sache an; sie ist mir nicht leid, ich habe die Ueberzeugung, sie sei gut und werde mir gut sein. Aber die Gräfinn Auguste von Harrach bringt mir unstreitig Opfer, schwere Opfer. Sie ist jung und blickt fröhlich in's Leben; ich bin alt und habe viel Bitteres erfahren. Es ist eine schwierige Aufgabe für ein junges Mädchen, das Loos des Lebens mit einem Manne, der ihr Vater sein könnte, zu theilen, und bei dieser großen Verschiedenheit des Alters und der Ansichten dennoch zufrieden und heiter zu bleiben. Eine solche junge Frau hat es dann recht übel; doch geht es noch bei stiller Zurückgezogenheit im glücklichen Privatstande, dessen Verborgenheit man liebgewinnen und wo man sich sogar glücklich darin fühlen kann. Aber das ist hier nicht der Fall. Die junge Gräfinn, die jetzt mit ihren Eltern still und zurückgezogen lebt, kommt durch ihre Vermählung mit mir so recht in's Leben und sein Geräusch hinein. Von allen Seiten ist sie von neugierigen Augen beachtet, von beredten Zungen kritisirt; sie ist meine Gemahlinn, und doch keine Königinn; ein solcher Contrast fällt auf und führt Inconvenienzen mit sich. Es wird viel Weisheit, Herzensgüte und Tact dazu erfordert, unter solchen Verhältnissen sich würdig zu benehmen. Gewiß, die junge Gräfinn Auguste von Harrach hat einen bösen, mißlichen Stand. Alles das, was kommen wird, habe ich überlegt und wohl erwogen. Darum habe ich ihr es klar vorgestellt und schriftlich auseinandergesetzt. Noch vor 10 Tagen habe ich ihr umständlich geschrieben und sie gebeten, wohl zu überlegen, was sie thäte: sie möge vor Gott und ihrem Gewissen sich redlich prüfen: wenn es ihr im Geringsten leid sei, so wolle ich, so schwer es mir auch würde, sie ihres Versprechens

entbinden; ich würde sie dann sogleich ansehnlich ausstatten, und reich und wieder frei, könne sie ganz nach ihrem Herzen aus innerer Neigung einen Anderen heirathen. Die edle Gräfinn hat mir aber geantwortet: „sie sei durch meinen Brief nur noch mehr in ihrem Beschlusse befestigt; sie liebe mich von Herzen, sie achte mich aufrichtig, und ihr ganzes Bestreben werde nur dahin gehen, mich so glücklich zu machen, als sie könne.“

„Die Sache ist also fertig. Nun denn in Gottes und Jesu Namen! Ich thue nichts mehr und nichts Anderes, als was jeder Privatmann thut und thun soll, ich wähle frei aus Neigung die Lebensgefährtinn, weil nur so eine glückliche Ehe zu erwarten ist. Aber dennoch fühle ich wohl, dieß weicht von den gewöhnlichen Verhältnissen, wie es bei Königen herkommliche Sitte ist, ganz ab, und darum wird, was ich hasse, das Richten angehen. Um es abzukürzen, soll man erst die Sache erfahren, wenn sie geschehen ist; Sie bewahren sie also als ein Geheimniß, und kommen künftigen Donnerstag, den 9ten dieses, nach Charlottenburg, um mich und die Gräfinn von Harrach in der Schloßkapelle im Stillen zu trauen. Sie können eine den Umständen angemessene kurze Rede halten, und ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß Sie darin Alles vermeiden, was die schüchterne Braut embarassiren könnte. Uebrigens will ich, was sich von selbst versteht, nach der Agende getraut sein. Vor Gott sind alle Menschen gleich; die Ehe ist ein heiliger Bund, es mag ihn schließen ein König, oder ein gemeiner Mann; die heilige Handlung im Namen der Kirche muß also die nämliche sein. Wenn aber am Schlusse des Formulars von „Nachkommen“ gesprochen wird, so können Sie das weglassen;

denn davon kann nicht mehr die Rede sein. Leben Sie wohl bis zum Wiedersehen in Charlottenburg, um 10 Uhr."

In einer eigenen gespannten Stimmung fuhr ich am 9ten November 1824 nach Charlottenburg. Keiner ahnte, was an dem Tage Wichtiges für das ganze Land geschehen sollte. Alles war still und ging ruhig seinem Geschäfte nach und nirgends sah man Menschen, die miteinander sprachen. Der große Platz vor dem Schlosse war wie gewöhnlich, wenn kein Hofesfest ist, einsam und leer, selbst ein Bedienter wurde nicht bemerkt; und doch war es der Hochzeittag des Königs! Charlottenburg lag da an einem schönen Morgen still, freundlich und ruhig, und ein tiefes Geheimniß deckte die Königliche Feier, die selbst Keiner der Bewohner und Beamten des Schlosses kannte. Am Flügel linker Hand empfing mich an der Thür der unterrichtete Geheime Kämmerier Timm mit aufgehobener Hand und leiser Stimme. Es währte nicht lange, so trat der erste Kammerherr Fürst von Wittgenstein und der Oberhofmeister von Schilden, und bald nachher ein ältlicher, in Scharlach gekleideter Herr, eine in eine schwarze Enveloppe gehüllte Dame, schon bei Jahren, und ein junges schönes, mit einem herunterhängenden Schleier angethanes Mädchen in das Zimmer. Es war die Königliche Braut, die Gräfinn Auguste von Harrach, mit ihren betagten Eltern. Alles war still, man sprach nicht und sah vor sich hin. Es lag darin etwas Peinliches; welches aber nicht lange währte; denn der auf den Zehen hereintretende Obrist von Witzleben sagte mit gedämpfter Stimme: „Meine Herrschaften, nun ist es Zeit; der König erwartet Sie." Der Geheime Kämmerier Timm sagte mir leise in's Ohr: „Wir

gehen einen anderen Weg!“ Er schloß die erste Thür auf und hinter sich wieder zu; so die zweite; und so ging's von Zimmer zu Zimmer, das lange Schloß hindurch, bis wir in die Stube vor der Kapelle gekommen waren. Diese war ganz leer, und während der Zeit, daß der Geheime Kämmerier die Altarlichter anzündete, legte ich meine Amtskleidung an. Kaum hatte ich mich an den Altar gestellt, als der König, Seine Braut, die Gräfinn Auguste von Harrach, an der Hand, in die Kapelle trat. Hinter Ihm her ging der Kronprinz, der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Graf und die Gräfinn von Harrach, der Fürst und Oberkammerherr zu Sayn und Wittgenstein, der Oberhofmeister Freiherr von Schilden, der Oberst von Witzleben, und der Cabinets-Rath Albrecht. Das Hohe Brautpaar trat zur Trauung an den Altar. Der König hatte wie gewöhnlich Sein edles offenes Angesicht, nur war noch mehr wie sonst Ernst und die Klarheit der Menschengüte auf demselben; die Braut, als die erkorene Verlobte des mächtigen Herrn, stand da an der Seite desselben schüchtern, in dem lieblichen Ausdruck der blühenden Jugend und dem rührenden der Unschuld. Als ich am Schlusse der kurzen Trauungsrede zu Ihr sagte: „Ihr sei das große, bedeutungsvolle Loos gefallen, dem Könige das Leben zu erheitern und zu verschönern, Seine Lasten zu erleichtern, Seine Sorgen zu zerstreuen und dadurch wohlthuend auf Seine Stimmung zu wirken, und je stiller, ohne Aufsehen zu machen, je geräuschloser, je wahrhaft weiblicher Sie dieß thue, um so liebenswürdiger werde Sie sein; wichtig und ernst sei Ihre Bestimmung; das ganze Land werde Theil daran nehmen; der König werde vom Volke geliebt, was Ihm geworden, betrachte es als Selbsterfahrenes; Sie trete also in eine auch in dieser Hinsicht heilige Verbindung;“

— als dieß gesagt wurde, zitterte die Erwählte, und helle Thränen waren Zeugen der heiligen Rührung und Gelübde. Redlich und aufrichtig wurden auf vorgelegte Fragen dieselben beantwortet, die Trauringe gewechselt, die Hände zum treuen Bunde zusammengefügt, und dieß erste Paar im Lande wie jede andere christliche Ehe nach der Agende eingesegnet.

Nach der heiligen kirchlichen Handlung ging der König zum Kronprinzen, Seinem erstgeborenen Sohn, und sagte zu ihm folgende Worte: „Wissen die Unsterblichen die Werke der Sterblichen hier auf Erden: so wird Deine verewigte Mutter sich dieser Stunde freuen. Du wirst sie in ihrer Verpflichtung im Herzen behalten. Du wirst länger leben als ich, und nach meinem Tode meiner christlichen rechtmäßigen Gemahlinn ein treuer Freund und Gönner sein.“ *) Der edle Kronprinz wollte Seinem ehrwürdigen Königlichen Vater die Hand küssen; aber dieß gab derselbe nicht zu, — Er

---

*) Die Fürstinn von Liegnitz wohnt im Winter in dem sogenannten Prinzessinn-Palais, (dicht neben dem, was der Hochselige König bewohnte) und im Sommer in dem prächtigen Landhause, was sie als geschenktes Eigenthum besitzt, in Sans souci. Beide Paläste sind fürstlich eingerichtet und man sieht fast in jedem Zimmer das wohlgetroffene Bild des Hochseligen geliebten Königs, aus den verschiedenen Jahren und Perioden Seines Lebens. Die Fürstinn hat Ihren eigenen Hofstaat und ist und lebt, die verwittwete Gemahlinn des unvergeßlichen Königs, als solche. Sie ist oft bei Hofe und wird geehrt als ein Mitglied der Königlichen Familie. Des jetzt regierenden Königs Majestät zeichnen bei jeder Gelegenheit Sie aus; gehen Ihr, der Angemeldeten, bei großen Hofesfesten entgegen und

drückte den geliebten Hohen Sohn vielmehr an Sein väterliches Herz, recht innig, und hielt ihn lange umschlossen. Es entstand eine tiefe Rührung; ich werde diese Scene, an diesem Orte, unter solchen Umständen, nie vergessen. Dem Könige folgten in Sein Zimmer Alle, und nachdem stehend ein Frühstück genossen, fuhr der Graf und die Gräfinn von Harrach mit ihrer Tochter, der nunmehrigen Gemahlinn des Königs, still und unbemerkt in einer gewöhnlichen Miethkutsche wieder nach ihrem Gasthofe, dem Hotel der Stadt Rom zu Berlin unter den Linden.

Auf dem einsamen Wege durch den langen Wald über den Grünwald dachte ich, in eine Ecke des Wagens gedrückt, sinnend über die Begebenheit des Tages nach, und sie war mir wie ein Traum. Und doch war sie eine wirkliche Thatsache; es war eine wahrhafte Trauung, und zwar die eines Königs, geschehen: aber im Stillen, sie sollte noch ein Geheimniß bleiben. Es war damit eine eigene Sache, und nach meinem Gefühl eine unheimliche und unbequeme. Nicht als wenn mir es schwer geworden, sie gegen diejenigen, gegen welche ich zur unverstellten redlichen Offenherzigkeit verbunden war, zu beobachten und jede Frage der Neugierde kurz abzuweisen; Verschwiegenheit unter dem Siegel des Amtes ist mir stets heilig gewesen, und viele Geheimnisse der Art nehme ich in

---

führen Sie, und Jeder weiß, wie dieß aus dem Herzen kommt. Das Publicum verehrt und liebt die Hohe liebenswürdige Frau, Ihrer Selbst und des unvergeßlichen Königs wegen. Die Pflicht der Pietät ist nie treuer und vollständiger als gegen Sie ausgeübt; und gewiß, so wird es bleiben!

dem verschlossenen Archiv meiner Brust mit in das nahe Grab. Aber dieß Geheimniß war eigener Art; bald, nach einigen Tagen schon, sollte es allgemein öffentlich bekannt, und freilich sehr verschiedene Urtheile darüber laut werden. Auch wußte ich gewiß, daß Keiner der Unterrichteten irgend nur ein zweideutiges Wort würde darüber fallen lassen, — das Geheimniß war gut aufgehoben und aufbewahrt. Aber doch wurde es bekannt, wenigstens theilweise; und zwar, wie gewöhnlich, durch einen Bedienten, durch einen Königlichen.

Der Geheime Cabinets-Rath Albrecht *) erhielt einen Tag nach geschehener Trauung von der ihm befreundeten verwittweten Geheimräthinn Schulz ein Handbillet, worin sie wünschte, ihn über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen; sie bedürfe seines Rathes; und noch desselben Tages klagte sie ihm: „ihr Dienstmädchen Lisette sei complet verrückt geworden und müsse in die Charité; sie wisse nicht, wie sie das anzufangen und an wen sie sich zu wenden habe.“ Auf die Frage des Geheimen Cabinets-Raths: „wie die arme Person dazu gekommen sei?“ erzählte die Geheimräthinn Folgendes: „Lisette sei verlobt mit einem Königlichen Laquai; die wirkliche Verheirathung ziehe sich aber hin und es währe ihr damit, da sie schon über 26 Jahr alt sei, zu lange. Da es an den nöthigen Subsistenzmitteln fehle und sie solche nicht herbeischaffen könne, habe sie Solches sich in den Kopf gesetzt und wäre seit einiger Zeit schon tiefsinnig. Dieß wäre nun losgebrochen; denn sie behaupte, ihr Bräutigam, ein Schwindler,

---

*) Nach dessen eigener mündlicher Erzählung.

habe ihr erzählt: „der König sei wieder vermählt mit einer jungen, hübschen Person.“ Dieß sei vorigen Donnerstag in Gegenwart einiger hohen Personen durch einen fremden Prediger in der Schloßkapelle zu Charlottenburg geschehen; gewißlich sei das wahr, denn er habe es mit eigenen Augen durch das Schlüsselloch gesehen. Nun möge sie (Lisette) eilen und machen, daß sie in den Dienst käme bei der Königinn, als Kammerfrau, oder als Bettfrau, und die Geheimräthinn Schulz, ihre Herrschaft, um ein empfehlendes Zeugniß bitten; dasselbe würde ihr, da sie 8 Jahre treu und ehrlich gedient, gewiß nicht versagt werden; dann könnten sie sich endlich heirathen; sie möge aber eilen, daß sie von der Geheimräthinn bald dieses Zeugniß erhielte, denn es sei damit keine Zeit zu verlieren.“ „Nun quält mich darum,“ fuhr sie fort, „die unglückliche Person Tag und Nacht; sie jammert mich, da sie im Uebrigen ganz ordentlich und vernünftig ist. Aber es ist, wie bei Verrückten gewöhnlich der Fall, eine fixe Idee, die sie quält. Sie will gern den Menschen haben; nun hat sie sich den tollen Gedanken in den Kopf gesetzt, der König sei wieder vermählt, und hofft bei Seiner Gemahlinn in Dienst und Brod genommen zu werden. Tausendmal habe ich ihr gesagt: „Lisette, setze Sie sich doch Nichts in den Kopf; es sind ja Narretheidungen, Einbildungen, Hasenschemme;“ *) das weiß ich wohl besser. Aber es hilft nicht, sie kommt immer wieder darauf zurück; sie bleibt dabei, der König sei wieder vermählt; sie will mit aller Gewalt Königliche Bettfrau werden, um nur ihren Kerl heirathen zu können. Noch gestern Abend

*) Die verwittwete Frau Geheimräthinn war eine geborene Holländerinn.

hat sie Stunden lang weinend vor meinem Bett gelegen. Ich halte es nicht länger mit der verrückten Person aus; bester Herr Geheimrath, machen Sie, daß Lisette in die Charité kommt." Der unterrichtete edle Mann lächelte, und rieth, daß man noch einige Tage warten möchte.

Nach Ablauf derselben erschien gedruckt folgende öffentliche Königliche Bekanntmachung, die als Urkunde in die Gesetzsammlung aufgenommen wurde, und also lautet:

„Als Uns nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes Unsere theuerste und vielgeliebteste Gemahlinn, die Königinn Luise Majestät, am 19ten Juli 1810 durch den Tod frühzeitig entrissen wurde, haben Wir, da die Vorsehung Unsere Königliche Ehe mit einer blühenden Nachkommenschaft gesegnet hat, und die Thronfolge, nach menschlichen Hoffnungen, gesichert ist, Bedenken getragen, zu einer zweiten Königlichen Ehe zu schreiten."

„Nachdem jedoch sich nunmehr Unsere jüngste Prinzessinn Tochter bald vermählen wird, und die Trennung von Unseren sämmtlichen Prinzessinnen Töchtern Uns, bei zunehmenden Jahren, eines gesellschaftlichen und häuslichen Umganges entbehren läßt, so haben Wir, auf nahen verwandtschaftlichen freundlichen Rath, und vorzüglich auch, nachdem Wir von dem herzlichsten Einverständniß des Kronprinzen Königliche Hoheit und Liebden, wie Unserer sämmtlich gegenwärtig hier anwesenden geliebten Kinder und Schwiegerkinder, versichert waren, den Entschluß gefaßt, zu einer anderen Ehe zu schreiten, und die Gräfinn Auguste von Harrach, um ihrer empfehlenden und schätzenswerthen Ei-

genschaften willen, mit Zustimmung ihrer gräflichen Eltern, zu Unserer künftigen Gemahlinn zu erwählen. Wir haben die Gräfinn von Harrach an dem heutigen Tage zu einer Fürstinn von Liegnitz und Gräfinn von Hohenzollern ernannt und wollen, daß diese Ehe, nach der Verfassung Unseres Königlichen Hauses, als eine morganatische Ehe für jetzt und für die Zukunft betrachtet werden soll, weßhalb Wir hierdurch bestimmen, daß, im Falle dieselbe mit Kindern gesegnet würde, solche und deren Kinder und Nachkommen den Namen und Titel: Fürsten und Fürstinnen von Liegnitz, Grafen und Gräfinnen von Hohenzollern, führen, und sich des Unserer Gemahlinn, der Fürstinn von Liegnitz, verliehenen Wappens bedienen sollen. Diese Fürsten und Fürstinnen von Liegnitz, Grafen und Gräfinnen von Hohenzollern, und deren Nachkommen, sind und bleiben hiernach von aller Theilnahme an Land und Leuten und von jedem Erbschafts- oder anderen Anspruch, welcher den Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses zustehet, ausgeschlossen, und sollen durch diejenige Anordnung für gänzlich abgefunden geachtet werden, die Wir ebenfalls heute durch eine besondere, von Unserem vielgeliebten Sohne, des Kronprinzen Königliche Hoheit und Liebden, auf Unser Ersuchen mitunterzeichnete Urkunde vollzogen, und in welcher Wir die Nadelgelder und das Witthum Unserer Gemahlinn, der Fürstinn von Liegnitz, festgesetzt haben."

„Diese von Uns getroffenen Anordnungen und Bestimmungen haben Wir Unserer Gemahlinn, der Fürstinn von Liegnitz, und Ihren gräflichen Eltern bekannt gemacht, und Ihrer Annahme derselben, die Sie in einer besonders von

Ihnen ausgestellten Urkunde gegen Uns erklärt haben, Uns versichert."

„Nachdem Unsere Ehe mit der Fürstinn von Liegnitz am heutigen Tage durch Einsegnung des evangelischen Bischofs Eylert in der Schloßkapelle zu Charlottenburg in Gegenwart Unseres vielgeliebten Sohnes, des Kronprinzen Königliche Hoheit und Liebden, sowie Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, der gräflichen Eltern und einiger Unserer höheren Diener vollzogen worden ist: so erklären Wir hierdurch die Fürstinn von Liegnitz und Gräfinn von Hohenzollern für Unsere eheliche Gemahlinn."

„Ueber alles Vorstehende haben Wir diese Urkunde ausfertigen lassen und dieselbe, unter Anhängung Unseres Königlichen großen Insiegels, Höchsteigenhändig unterschrieben. So geschehen und gegeben zu Berlin, am Neunten Tage des Monats November nach Christi Unseres Herrn Geburt, Eintausend, achthundert, vier und zwanzig, und Unserer Königlichen Regierung im Sieben und zwanzigsten Jahre.

Friedrich Wilhelm."

Man kann diese authentische Urkunde nicht mit Aufmerksamkeit durchlesen, ohne den König Friedrich Wilhelm **III.** ganz so wie Er war kennen zu lernen. Der Christ im Menschen; der zärtliche weise Familienvater; der liebevolle treue Verwandte; der gewissenhafte Landesherr; der gute sorgende Ehemann; der accurate Geschäftsmann; der offene, gerade und unbefangene Mensch tritt darin factisch hervor.

Der Christ im Menschen. Er hätte es machen können, wie Tausende, besonders hohe Herren, es unter ähnlichen Umständen gemacht haben, machen, und machen werden, wenn Ihm, dem damals noch gesunden und kräftigen Manne, der vertraute Umgang mit einem weiblichen Wesen Bedürfniß war; *) Er konnte das im Stillen bewerkstelligen in Seiner Wohnung; Tausende würden nach Seiner Wahl sich Seinem Willen geneigt dazu gefunden haben; Er hätte dann alle diese Weitläuftigkeiten und Schreibereien nicht nöthig gehabt; auch würden Alle, die das erfahren, es, nach dem Geschmack und Geist unserer Zeit, entschuldigt, wenigstens gelinde beurtheilt haben, — und über was setzt sich ein König und hoher Herr, der die Macht und die Mittel in den Händen hat, nicht Alles weg! Der König konnte, nachdem Er ein großes Werk zu Stande gebracht und so viel Gutes gethan, und noch immer täglich that, schon über Manches sich wegsetzen.

Aber Er war, und das sagt mehr und Alles, ein Christ. Er wußte: das Christenthum erlaube nur die Befriedigung des Geschlechtstriebes in einer rechtmäßigen Ehe, es hält dieselbe heilig und stellt sie darum hoch. Er kannte aus Erfahrung die höheren Freuden einer reinen, echten ehelichen Liebe, und die seligen, neu und frisch bleibenden Genüsse eines gemüthlichen vertrauten Umganges. Ihm war alle, wie Er es nannte, Maitressen-Wirthschaft zuwider; Er

---

*) Der gemeine Mann in der Grafschaft Mark sagt davon sehr naiv: „Der hohe Herr kann sich liederlich behelfen."

fühlte die Verbindlichkeit, Anderen ein gutes Beispiel zu geben, in welchem man offen, gerade und würdig ist, und alles Versteckte und Heimliche war gegen Sein Naturell. Sein Ihm wohlbekannter Lieblingsspruch war: „Alles, was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.“ *)

Und eben weil der König ein Christ war, war Er auch ein zärtlicher, weiser Familien-Vater. So lange die Kinder klein sind, liebt man sie und tändelt mit ihnen; wenn sie aber groß und selbst schon verheirathet sind, werden sie oft, besonders die erwachsenen Söhne, lästig und man geht ihnen aus dem Wege. Es wird viel Weisheit und Tact dazu erfordert, den rechten Ton anzustimmen und mit majorennen, selbstständig gewordenen Kindern würdig umzugehen. Die meisten Väter treffen hier das Rechte nicht; sie behandeln die erwachsenen großen Kinder noch als kleine und unmündige; sie dulden keinen Widerspruch und verlangen unbedingten Gehorsam; besonders ist dieß der Fall, wenn sie als alte Männer zur zweiten Ehe schreiten, und es entstehen dann wenigstens geheime Differenzen in der Familie.

König Friedrich Wilhelm III. handelte in einer schwierigen, abnormen Lage anders, und die Erhaltung der Familien-Eintracht, in welcher Er die süßesten Freuden genossen, ist und bleibt Ihm vor allem Anderen das Wichtigste. Seine

---

*) Philipper, Cap. 4, V. 8.

zahlreichen Kinder sind, wie Er zum Zweitenmale wieder heirathen will, alle erwachsen, größtentheils schon vermählt; aber ihre Zustimmung mit dem wichtigen Schritte, den Er thut, liegt Ihm am Herzen. Er will, wie jeder redliche Familien-Vater, das Beste Seines Hauses, und Er weiß, daß es nur durch liebevolles Einverständniß gesichert werden kann. So wie Er dabei ein zärtlicher Familien-Vater ist, so auch ein liebevoller treuer Verwandter. Oft wird bei der zweiten Frau die erste, wenn auch nicht vergessen, doch nicht genannt. Man fürchtet, durch Erinnerungen der Art unangenehme Corden zu berühren und unwillkommene Vergleichungen herbeizuführen; man ignorirt darum die Verwandten der Vollendeten, besonders wenn viele Jahre dazwischen liegen und Alles mit der Zeit ganz anders geworden ist. Nicht so bei unserem Friedrich Wilhelm **III.** Er kann und will Seine Luise nicht vergessen, mit Ihr und Ihrem Andenken beginnt die Urkunde über Seine zweite Vermählung; der hochgeachtete Bruder, der geliebte Schwager, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, muß als Zeuge bei der Trauung gegenwärtig sein, und unmittelbar nach derselben, auf dem Punkte der tiefsten Rührung, nennt Er den theuren Namen der Hochseligen und drückt den Erstgeborenen Sohn voll zärtlicher Liebe an Sein väterliches Herz.

Und doch sehen wir in der Vermählungs-Urkunde den gewissenhaften Landesherrn. Neben dem edlen Menschen steht der König, auf Jenen ist Dieser gepfropft, und Beide sind in Einheit zusammengewachsen. Nie sah man sie getrennt, und darum waren bei Seinem Anblick Ehrfurcht und Liebe verschmolzen. Ueber den Familien-Vater vergißt Er auch

bei der Wahl einer zweiten Gattinn, die Er aus Liebe und Neigung wählte, den Landesvater nicht und bleibt sich Seiner Pflicht als solcher stets klar bewußt. Er will eine Gemahlinn, und diese soll nach Seinen christlichen Grundsätzen und Gesinnungen eine rechtmäßige und eheliche, aber nach Seinen politischen, um dem Lande keine neuen Ausgaben zu verursachen, keine Königinn sein. Nach den Gesetzen und denen Seines Hauses schließt Er eine morganatische Ehe und giebt derselben damit alle bindenden Pflichten; aber nicht die Königlichen Rechte. Sie ist und bleibt, falls Kinder aus derselben hervorgehen sollten, von aller Succession an Land und Leuten, von jedem Erbschafts- oder anderen Anspruch ausgeschlossen, und ist mit dem, was Er als Morgengabe ausgesetzt hat, für immer abgefunden. Als ein besonnener und weiser König blickt Er in die Zukunft, wie es sein wird und kommen kann, wenn Er nicht mehr ist. Er will Seinen Hausherd rein und die Eintracht in Seiner Familie, unter zahlreichen Kindern, die Er mit der Königinn Luise erzeugt hat, ungeschmälert und unangetastet erhalten wissen, und beugt allen Collisionen, Ansprüchen und Zwistigkeiten, vor, die mit den Kindern aus zweiter Ehe entstehen könnten. Gesetzliche, in vollständiger legaler Form abgefaßte Bestimmungen, als Landesherr vollkommen beruhigt, vergißt Er nicht.

Aber dabei vergißt Er nicht, daß Er nun auch Ehemann ist, und trifft zugleich Anordnungen, wodurch Er Seine neue Gemahlinn, die Er mit Neigung und Liebe gewählt, und die Ihn zärtlich wieder liebt, vollkommen beruhigt. Er fühlt die Verpflichtung, ihre Zukunft sicher zu stellen, um dadurch die Gegenwart zu erheitern. Aus guten, triftigen

Gründen kann Er Seine Gemahlinn nicht zur Königinn machen; aber Er erhebt Sie zur Würde einer Fürstinn von Liegnitz und giebt Ihr den theueren Ursprungsnamen des Königlichen Hauses, den einer Gräfinn von Hohenzollern. Sollte Sie Mutter werden, so sollen die Kinder und deren Nachkommen den Rang, Namen und Titel, der Fürsten und Fürstinnen von Liegnitz und Grafen und Gräfinnen von Hohenzollern führen und sich des der Durchlauchtigen Gemahlinn verliehenen Wappens bedienen. Außer dieser für das ganze Land bestimmten, durch die Gesetzsammlung publicirten Urkunde ist die in derselben festgesetzte Anordnung noch in einer anderen, der Fürstinn von Liegnitz besonders zu ihrer Beruhigung und Sicherstellung gegebenen, freundlich in Ehepacten ausgesprochen. Diese Urkunde betrifft allein Ihre Hohe Person und nicht das Preußische Land; mit vielem Zartsinn ist sie, als eine vertrauliche eheliche Angelegenheit, darum nicht öffentlich bekannt gemacht, gewiß aber mit Liebe abgefaßt. Das Publicum erfährt nur ihr Dasein und daß in ihr die jährlichen sogenannten Nadelgelder bestimmt und über das Witthum die nöthigen Vorkehrungen festgesetzt sind. Zur vollkommenen Beruhigung ist diese Urkunde auch den gräflichen Eltern mitgetheilt und vom Kronprinzen mit unterzeichnet. Friedrich Wilhelm **III.**, der gute Ehemann, that dabei einen Blick in die Zukunft, wenn Er nicht mehr sein und Sein vielgeliebter Sohn König sein würde; Er will auch da, wo es nicht nöthig ist, eine vollkommene Beruhigung gewähren, und so oft Er den theueren Namen in dieser Urkunde nennt, sagt Er stets im Anfange, in der Mitte und am Schlusse: „Die Fürstinn von Liegnitz und Gräfinn von Hohenzollern, Unsere eheliche Gemahlinn."

Er verband also miteinander Weisheit und Liebe. Auch hier sehen wir bei aller Gemüthlichkeit den exacten, accuraten Geschäftsmann, der Alles gleich zur rechten Zeit that. Beide Urkunden, diejenige für das Publicum und die andere für die Fürstinn, sind am 9ten November 1824, also an demselben Tage der Vermählung, sogleich ausgefertigt. Gewiß war dieser Tag ein bewegter und unruhiger, wobei es Vieles zu bedenken und anzuordnen gab. Unter solchen Umständen sagen Tausende: „Es hat damit noch Zeit, bis diese Unruhen vorüber sind;" aber das, was man aufschiebt, geschieht gewöhnlich nicht, und so bleiben viele guten Vorsätze unausgeführt. Der Tod säumt nicht, er kommt gewöhnlich früher, als man denkt, und wenn seine ergreifende kalte Hand da ist, kann nicht mehr geschehen, was man noch ausführen sollte und wollte. Daher entspringen so viele Mißverständnisse, so viele Familien-Zwistigkeiten und Rechtshändel. Auch von der Schwäche des Aufschiebens, von der thörichten Hoffnung auf eine gelegenere Zeit, von Hinhalten und Verschleppen, war König Friedrich Wilhelm III., der sich stets im vollen und klaren Selbstbewußtsein befand, frei. Nie ließ Er ungethan, was Er thun mußte, *) und eben jetzt thun konnte; und darum that und richtete Er so viel aus, weil Er die herrliche Kunst verstand und übte, daseiende Augenblicke zu

*) Non est sapientis, crede mihi, dicere vivam, sero nimis crastina dies, vive hodie. — Vergebens seufzen wir spät; kein Tag wird wiedergeboren und keine Thräne bringt Stunden zurück. Ich muß wirken, weil es Tag ist, es kommt die Nacht, wo man nicht mehr wirken kann.

benutzen. Nie ließ Er wichtige, reife Dinge liegen; auch dann, wenn sie unangenehm waren, machte Er sie ab und erinnerte daran. In der Regel erfolgte auf Eingaben, wenn die Entscheidung keine Rückfragen verlangte, schon den 4ten bis 5ten Tag die Antwort, und das Cabinet war allen Behörden im Lande Vorbild und Muster der Accuratesse. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend war der König wacker und thätig, und zwar in stetiger Ruhe; und daher Seine sich gleich bleibende heitere Zufriedenheit. Dieß muß man wissen, um, wie in Seiner gewöhnlichen Tagesordnung, selbst am Tage Seiner Vermählung zwei sie betreffenden Urkunden von Ihm vollzogen zu sehen.

Er erscheint in ihnen endlich als ein offener, unbefangener, gerader und aufrichtiger Mann. Friedrich Wilhelm III. hat mit Gräfinn Auguste von Harrach eine morganatische Ehe geschlossen; nach derselben ist Sie Seine rechtmäßige eheliche Gemahlinn, aber keine Königinn; Er hat mit Ihr und Ihren etwaigen Nachkommen Ehepacten geschlossen und den Ehevertrag in allen Stipulationen legal gemacht, so daß diese Sache fertig war. Sie ging also Ihn, als Menschen allein, privatim, und nicht öffentlich als König, an. Diesen, als solchen, berührte sie nicht; ebenso wenig das Königliche Haus und seine monarchische Dynastie; noch weniger das Reich und seine Unterthanen. Die ganze Angelegenheit lebt und webt in der abgeschlossenen Sphäre nur von zwei Eins gewordenen Personen; was diese nach den Gesetzen Erlaubtes gethan, geht einen Dritten Nichts an, und Keiner hat das Recht, dieß zu hindern. Es wäre genug gewesen, wenn der Familien-Vater Seinen Kindern den Entschluß zur zweiten

Heirath angezeigt hätte; nur Gott und Seinem Gewissen war Er über Seine Handlung Rechenschaft schuldig; Keiner konnte sie unzulässig finden, und die große Welt hatte nicht das Recht, eine Bekanntmachung darüber zu erwarten. Auch war man Anfangs der Meinung, daß Friedrich Wilhelm III. Seine morganatische Ehe als eine Privatsache, keinesweges als eine Königliche angesehen und als solche beurtheilt wissen wolle; auch hat es nicht an Leuten gefehlt, die ein solches absolutes Verfahren der abgeschlossenen Königlichen Würde, welche ihre Handlungen nicht durch Bekanntmachungen der öffentlichen Critik preisgiebt, ganz angemessen gefunden hätten, wie denn auch viele hohe Herren in solchem Falle würden gehandelt haben.

Der König Friedrich Wilhelm III. handelt nicht so, und als unbefangener, offener, gerader, aufrichtiger Mann konnte Er auch in einer Angelegenheit, die Ihn und Seine Neigung allein anging, nicht versteckt und heimlich handeln. Alles an Ihm war offen und ehrlich; wie konnte und durfte es hier anders sein? Nur reiner und guter Absichten sich bewußt, schaut Er frei umher, und weil Er Nichts zu verbergen hat, ist und bleibt Er auch heiter und unbefangen. Er schämt sich nicht, ein Mensch zu sein, und weil Er ein edler Mensch ist, tritt Er auch mit dem, was in Seinem Herzen sich regt, an das Licht. Es ist Ihm unmöglich, eine wichtige Veränderung des Lebens zu verschweigen; Alle müssen sie wissen. Wir sehen in der Urkunde, die Er sogleich am Tage der Vermählung vollzieht, das volle aufrichtige Herz. Im Ergusse desselben ist Er ein zärtlicher Familien-Vater, ein liebevoller Vater des Vaterlandes, und will, daß ein jeder Un-

terthan, seiner glückwünschenden frohen Theilnahme gewiß, erfahre und wisse, was sich mit Ihm zugetragen hat. Die durch die gedruckte Gesetzsammlung allgemein bekannte und in alle Tagesblätter aufgenommene Vermählungsurkunde spricht darum in ihrer Biederkeit Alle, auch die Tadler, an. Es wehet darin eine frische, reine, segnende Luft, und athmet darin derselbe Geist, wie in Seinem späterhin geschriebenen Testamente. In Allem, was Er that, war Wahrheit, und Er konnte nie anders scheinen als Er war. Er war eine gerade aufgerichtete Natur, und Redlichkeit war Sein Puls- und Herzschlag. In jedem, auch dem niedrigsten Menschen ehrte Er die Menschheit und es war Ihm unmöglich, wehe zu thun. Dasjenige, was liebenswürdige Jungfrauen und Frauen, ohne daß sie es wissen, zauberisch umfließt, eine gewisse schamhafte Scheu, umgab Ihn als Mann, bei aller Männlichkeit; und so kam Er Allen mit Zartsinn entgegen. Alles an und um und in Ihm war Natur und Einfalt und Biederkeit; Er athmete in dem Element der populären Humanität, so daß Er Sein Volk verstand, und das Volk verstand liebend Ihn. Es war Ihm und Seinen Gefühlen ganz gemäß, ihm offen und ehrlich zu sagen, daß Er sich wieder verheirathet, und warum Er zwar keine Königinn, aber doch eine Ehefrau genommen habe.

Als die Sache zuerst bekannt wurde, machte sie eine, jetzt unglaubliche, Sensation und es wurde buchstäblich wahr, was der König gesagt hatte: das Richten fing nun an. Das Publicum, besonders das Berliner, konnte sich gar nicht hineinfinden; das Gerücht: „Unser König hat sich wieder verheirathet!“ ging von Haus zu Haus; die Menschen standen

auf den Straßen still und sprachen davon. Man konnte das Geschehene nicht reimen mit Allem, was man sonst von dem Hohen Herrn wußte, und die Urtheile waren sehr verschieden. Alle diejenigen, welche in dem Könige den treuen Gemahl sahen, der die Königinn Luise nicht vergessen konnte, idealisirten Ihn als Märtyrer treuer ehelicher Liebe. „Das ist,“ rief besonders das weibliche Geschlecht aus, „noch ein Mann, der das Andenken seiner verewigten Frau ehrt und bewahrt!“ „Das muß man sagen, unser König steht als ein Muster aller Wittwer da!“ und man wünschte, Er möchte so geblieben sein und nicht wieder geheirathet haben. Andere tadelten es, daß der mächtige König von Preußen, ein würdiger Nachfolger großer Ahnherren, ein Dynast eines alten Hauses, der Erbe eines berühmten Herrschergeschlechts, sich Seinem hohen Range und Stande gemäß nicht ebenbürtig vermählt habe: „so Etwas sei in der Brandenburgischen Geschichte noch nicht vorgekommen und sei im Geiste der neueren Zeit. Wenn die Erwählte gleich keine Königinn sei, so sei sie doch die rechtmäßige eheliche Gemahlinn des Königs und Er schade dadurch der Würde und dem Ansehen des Königlichen Thrones.“ Aus vielen, besonders schönen Mädchen sprach Eifersucht: „Wenn der stattliche Herr,“ hieß es, „eine nicht Ebenbürtige nehmen wollte, so konnte Er ja im Lande bleiben!“ und sie setzten schalkhaft hinzu: „Den hätte ich auch genommen!“ Am Schonendsten und Billigsten, was sonst doch nicht der Fall ist, urtheilte im Ganzen genommen das weibliche Geschlecht; am Richtigsten aber der ehrliche Bürger und Bauer. „Daran,“ sagte sein gesunder Menschenverstand und sein richtiges Gefühl, „daran hat der alte Herr wohl gethan. Alle Seine Töchter sind verheirathet

und ausgeflogen, — hat Er doch nun in Seinem Alter Wartung und Pflege! Gott lasse es Ihm wohlgehen!“

Und es ging dem Könige in Seiner zweiten Ehe wohl. Sein Gefühl und Tact hatte Ihn nicht getäuscht; Er hatte das Rechte getroffen und in Seiner Gemahlinn wirklich das gefunden, was Er erwartete und suchte. Freilich liebt man im 24sten Jahre anders, als im 60sten. *) Dort ist der Frühling mit seinen Blüthen und Nachtigallen, hier der zum langen Winterschlaf eingetretene Herbst. Dieser hat zwar auch noch heitere Tage; aber sie werden immer kürzer und es wehen keine Zephyre mehr, sondern rauhe Stürme. Der König hatte nicht die häufige Selbsttäuschung alter Männer, die, weil sie sich noch stark, gesund und heiter fühlen, auch noch jung sein wollen, und als junge Männer auftreten. Solche forcirte Jugend, besonders in der Galanterie gegen das schöne Geschlecht, ist und macht lächerlich. Das Gepräge des Alters blickt mit seinen Zügen und den grauen Haaren überall durch und läßt sich nicht verstecken; die von der langen Zeit selbst erschöpfte Natur läßt sich nicht verläugnen, und wer es gleichwohl in thörichter Eitelkeit versucht, entgeht dem Vorwurf nicht, daß er ein alter Narr sei. Darum ist es in der Regel nicht gut, wenn ein alter Mann eine junge

*) Im Lateinischen wird sinnreich durch ein Wortspiel die Beschaffenheit der 1sten, 2ten und 3ten Ehe so bezeichnet: Das Erstemal heirathet man propter opus, — (der Sache wegen), das Zweitemal propter opes, — (des Vermögens wegen; hier nicht passend), das Drittemal propter opera — der Hülfe und Pflege wegen.

Frau nimmt; in der Sache selbst liegt eine Unnatur, die sich gewöhnlich in großer, auffallender Verschiedenheit bestraft.

Der König war überall ein ernster, wahrer Mann, und wenngleich bei Seiner zweiten Heirath noch rüstig und kräftig, so wollte Er doch auch körperlich kein Anderer sein, als Er war. Seltene Fälle ausgenommen, erschien Er nicht mehr zu Pferde, und weite Gänge liebte Er gar nicht mehr. Durchgängig liegt in dem vereinten Anblick eines Alten mit seiner jungen Frau Etwas, was zum Spott reizt und ein, wenn auch nur verstecktes, Lächeln erzeugt; aber Solches war keinesweges hier der Fall. Der König erschien unverändert auch hier in Seiner menschlichen Würde, durch dieselbe in Seiner fürstlichen Gravität; Er war aufmerksam, aber mehr väterlich liebevoll gegen Seine Gemahlinn, wie bei'm Hofesfest, so immer in kleineren Kreisen, und gewiß Keinem fiel es nachher ein, lächerliche Contraste zu ziehen, weil nie Gelegenheit dazu gegeben wurde. Immer und immer war und blieb auch bei gewöhnlichen Dingen der König in Seiner natürlichen heiteren Haltung, und von Ihm selbst und Seiner Umgebung hat man auch in der ersten Zeit nie einen unwürdigen, zweideutigen Scherz gehört.

Natürlich war von allen Seiten, am Meisten von den weiblichen, die Aufmerksamkeit rege und gespannt, wie die Königliche Gemahlinn, die Fürstinn Liegnitz, sich benehmen würde. Aller Augen, nicht immer liebevolle und treue, waren auf Sie gerichtet, und schwierig war Ihre Aufgabe, in der epineusen Hofes-Etiquette sich, die keine Königinn und doch die rechtmäßige eheliche Gemahlinn des Königs war,

ohne Verstoß zu benehmen, und in Leichtigkeit gewandt sich zu bewegen. „Wie wird Sie Ihre delicate Rolle spielen?“ hörte man flüsternd von allen Seiten. Ach! der Boden bei Hofe ist glatt und schlüpfrig; es gehören feste, vorsichtige Füße dazu, ihn zu betreten, daß man nicht strauchelt. Mag der Herr des Hauses gutmüthig, wohlwollend und bieder sein, so hat doch das Leben am Hofe seine eigenen Sitten und Ceremonien, die gehalten und beobachtet sein wollen, und leicht kann man darin Etwas versehen. Bei aller Liebe und Fürsorge kann der Gemahl nicht schützen, wenn der Schauplatz geöffnet ist und Diplomaten, Minister und Geheimräthe, mit ihren Damen zur Cour erscheinen, und alle diese die verschiedene und doch passende Anrede der zur Fürstinn Erhobenen neugierig erwarten. Klugheit wird allerdings dazu erfordert; aber sie allein thut's noch nicht. Bloß mit der Klugheit kommt man nicht durch, wenn noch Andere klüger, und dabei hinterlistig sind, und verfängliche schlaue Fragen thun. Die Klugheit, welche Alles punctiren und abmessen will, verrechnet sich alle Augenblicke und fährt fest. Wohl war es für ein weibliches Gemüth beneidenswerth, groß, schön und schmeichelhaft, vom mächtigen Könige von Preußen und einem verehrten Herrn, wie Friedrich Wilhelm III., vor allen anderen weiblichen Wesen gewählt, zur Gemahlinn auserkoren, auf diese hohe Stufe gehoben und so ausgezeichnet zu sein; aber in solchen glänzenden Verhältnissen nicht geboren und erzogen, war es auch schwer, dieser vornehmen Stellung ein Genüge zu thun und sie würdig auszufüllen. Hier, wo es hieß: Nun kommt es darauf an, zu zeigen, ob du dem gewachsen und dessen würdig bist! (**Hic Rhodus, hic salta**) kann Niemand helfen. Um sich mit Würde zu behaupten, hast du Niemand, als dich selber.

Und die Fürstinn von Liegnitz, geborene Gräfinn Auguste von Harrach, stand allein da. Ihr Gemahl, der König, war nicht der Mann, mit dem sich über Dinge der Art vorher sprechen ließ. Hofes-Sitte und deren etiquettes Herkommen hielt Er zwar für Nebendinge; Er bemerkte aber gleich jeden Verstoß und skoptisirte darüber. Wie überall, so setzte Er gerade hier zuviel voraus; Er bekümmerte sich nicht um Dinge, die sich nach Seiner Meinung von selbst verstanden, und Er führte Seine Gemahlinn, ohne hier Schwierigkeiten zu ahnen, hinein. Ein weibliches Gemüth denkt aber darin anders, als ein männliches. Von Natur noch unverdorben, schüchtern und furchtsam, überlegt es alle Außendinge und die zu beobachtende Sitte sorgfältig, denn Hofes-Etiquette läßt sich in ihren mannigfachen Schattirungen nicht ausstudiren. Gewiß war die Stellung einer Frau, die zwar die eheliche Gemahlinn des Königs, aber doch keine Königinn war, bei einem glänzenden Hofe schwer.

Aber der edlen Fürstinn von Liegnitz half Gott, und zwar allein durch Ihren weiblichen Tact. Man kann ohne Schmeichelei auf Sie anwenden, was der Apostel Petrus von würdigen Frauen sagt: „Sie sind ihrem Manne unterthan; sie reden nicht viel, und gewinnen ohne Wort durch ihren Wandel. Derselbe ist keusch in der Furcht. Ihr Schmuck ist nicht so sehr auswendig mit Haarflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch des Herzens unverrückt, mit sanftem und stillem Geiste; — das ist köstlich vor Gott. Denn also haben sich auch vor Zeiten die heiligen Weiber geschmückt, die ihre Hoffnung auf Gott setzten, und ihren Ehemann ihren Herrn nannten."

Der König und Seine Gemahlinn dutzten sich zwar gegenseitig, wie es Eheleute auch im fürstlichen Stande, die inniges liebendes Vertrauen zur Einheit verknüpft, thun; aber Sie ehrte Ihn als Ihren Herrn. An Ihm innig mit Zuneigung hangend, hatte und kannte Sie keine andere Pflicht, als Ihm zu gefallen. Alles, was Ihm wohlgefiel, suchte Sie herbei; Alles, was Ihm mißfallen konnte, wußte Sie, soweit es in Ihrer Sphäre lag, zu entfernen. Sie war eine Gehülfinn, die um Ihn war. Ihr heller Verstand, Ihr liebevolles Gemüth, verstand Ihn schon von ferne, und Alles, was Sie that und unterließ, that und unterließ Sie mit weiblicher Anmuth. Im nahen Umgange mit Ihm verstand Sie die Kunst, zur rechten Zeit zu reden und zur rechten Zeit zu schweigen, und wußte es, was nicht alle Frauen wissen, daß gut Schweigen noch mehr ist, als gut Reden. Der König war schweigsamer, sinniger Natur, und Nichts war Ihm so sehr zuwider, als leeres Geschwätz. Doch hatte Er auch Perioden, wo Er gern und viel sprach, und Er auch wohl, besonders in einem mehr passiven als activen Zustande, eine lange Unterhaltung auch über Kleinigkeiten gern hatte. Seine Gemahlinn, verständig und besonnen, ernst und heiter, frei von allem Eigensinn und aller üblen Laune, stets liebevoll und ruhig, wußte in Allem so es zu treffen, wie es Ihm recht war. Dieß war nicht leicht; denn wenn Er gleich auch in häuslichen Dingen immer ein gerechter, billiger und mäßiger Mann war, so hatte Er doch auch verdrießliche Stimmungen, in welchen, reizbar und ärgerlich, besonders da, wo Er sich gehen lassen konnte, der Umgang mit Ihm schwer wurde. Der Fürstinn aber gelang es in Ihrer Anmuth, den König aufzuheitern, und gewiß war Seine mit den Jahren zugenommene Milde und Ruhe das Werk

Ihres wohlthuenden Einflusses. Aus dieser Wechselseitigkeit entsprang immer mehr Einheit, so daß Sie Beide Ein Herz und Eine Seele wurden. Deßhalb sah man Sie Beide stets zusammen; Sie fuhren in Einem Wagen, ohne alle sonstige Begleitung, und das dastehende Publicum hatte seine stille Freude an dieser ehelichen Zutraulichkeit. Laut hörte man die Stimme im Volke: „Der gute, alte Herr!" „Die liebenswürdige Fürstinn v. Liegnitz!" Selbst wenn Sie, bei Hofesfesten und der Anwesenheit vieler regierenden, fürstlichen Personen, getrennt voneinander bei Tische saßen, suchten sich Ihre Blicke auf und verstanden sich im gegenseitigen Vertrauen. Mehr und ganz konnten Sie sich demselben hingeben, wenn Sie alle Jahre zusammen nach Teplitz reiseten und mehrere Wochen in diesem angenehmen Badeorte sich aufhielten. Hier hatten Sie sich kennen gelernt, hier sich gefunden, hier war die Verlobung geschehen. Die Eltern der Fürstinn kamen dann auch hin, und Sie, eine gute, liebevolle Tochter, freuete sich dann doppelt Ihres Glückes, die geschätzte Gemahlinn des besten Mannes zu sein. Unerschöpflich war hier die Fürstinn, wo Sie sich frei und ungehindert bewegte, dem Könige überraschende ländliche Freuden, wie Er sie gern hatte, zu bereiten; der Aufenthalt verlängerte sich, und oft wurde der 3te August, der Geburtstag des Königs, in der benachbarten Sächsischen Schweiz, namentlich in Schandau, still, aber herzlich vergnügt, in einer kleinen Gesellschaft gefeiert. So Etwas bringt nahe, fesselt, und gewährt wohlthuende, unauslöschliche Erinnerungen. Solche sind und bleiben heilig reinen Herzen, die es aufrichtig gut miteinander meinen. Vorzüglich wurde die liebevolle eheliche Anhänglichkeit des Königs sichtbar, wenn die Fürstinn unpäßlich und krank war. So viel es Seine Zeit gestattete, brachte Er sie

unter Versicherungen der herzlichsten Theilnahme am Krankenbette zu, und was Dr. Hufeland davon als Augenzeuge erzählte, bezeichnet eine eheliche Zuneigung, die sich wohl empfinden, aber, als unaussprechlich, sich nicht in Worte fassen läßt.

Am Meisten gewann und fesselte den König, daß Seine beste Freundinn, die Fürstinn v. Liegnitz, Nichts als Seine Gemahlinn sein wollte und stets in dem Elemente derselben blieb. Die hier gezogenen Schranken hielt Sie als eine verständige und tactfeste Frau unverrückt im Auge; nie und nie überschritt Sie dieselben, und strebte so wenig nach Einfluß, daß Sie, denselben auf jede Art vermeidend, ihn stets ablehnte und in Regierungsangelegenheiten sich gar nicht mischte. Die Versuchung, das Gegentheil davon zu thun, lag nahe, und der Versucher mag auch oft herangetreten sein. Wer kennt einen mächtigen, viel vermögenden, von allen Seiten in Anspruch genommenen, hohen gnädigen Herrn genauer, wer lebt mit ihm vertrauter, wer vermag mehr über ihn, als seine Ehefrau! Wie manches ehrgeizige und herrschsüchtige weibliche Wesen hat seinen Einfluß geltend gemacht, wenn auch nur, um der Welt zu beweisen, daß es was vermag! Die Sucht, zu regieren, liegt in jedem Menschen, und der Reiz dazu ist, namentlich für das schöne Geschlecht, um so anlockender und größer, je mehr es im Verborgenen heimlich geschieht. Welche junge Frau besonders macht sich nicht gern wichtig mit dem Ansehen und der Gewalt ihres Eheherrn, wenn auch derselbe kein König ist! Wie anlockend ist es, Bittsteller zu haben, wie prächtig, Gnade erweisen zu können! Welche Dame stände nicht gern hinter den Coulissen, leitend

Gnadenerweisungen, und wem wäre der duftende Weihrauch nicht willkommen? Man frage die ältere und neuere Geschichte, und dringe in ihr geheimes Triebwerk, und man wird finden, daß das Weib, besonders wenn es schön und klug ist, zu den meisten Güte- und Gnadenerweisungen den ersten Impuls gegeben hat. Ach! es giebt viele Bestechungen in der Welt, und noch andere, oft gefährlichere, als die mit Gold. Dieses kann man genug haben, und oft nicht wollen; aber der Ehrgeiz und die Eitelkeit werden in ihren Falten und Schleichwegen nie satt. —

Im Volke war es bekannt, wie gern der König gab; was lag näher, was war natürlicher, als der Glaube, die geliebte Gemahlinn werde die beste Fürsprecherinn sein. Unter den Tausenden, die im Lande die Gnade des Landesherrn in Anspruch nehmen, sind darum nur ein Drittel, die wirklich der Hülfe bedürfen; zwei Drittel, die in Selbstverläugnung nicht arbeiten und selbstverdientes Brod essen mögen, finden es bequemer, auf dem trägen Wege des Klagens faul zu betteln und in falschen Zeugnissen, womit man leider gewissenlos sehr freigebig ist, es wenigstens Allerhöchsten Orts zu versuchen. Es werde, so dachten sie, ihnen damit gelingen, wenn sie sich dem Könige durch die gutmüthige Fürstinn naheten. Aber diese war ebenso fest, als Sie weich war, und abgeschlossen in sich selbst, mischte Sie sich nie in Regierungsgeschäfte. Alle und jede Bittschrift schickte Sie mit Aeußerungen der Theilnahme wieder zurück, und wies unmittelbar an den Landesherrn oder Seine Behörden hin. Ein angesehener Geistlicher, der das nicht wußte, schrieb an die Hohe Frau, und empfahl eine arme Officier-Tochter, deren Eltern

in der Zeit von acht Tagen fast gleichzeitig gestorben waren, zur Verleihung einer Präbende im Stifte zum heiligen Grabe. Er erhielt die beigelegte Vorstellung an den König zur unmittelbaren Abgabe zurück, begleitet mit einem ansehnlichen Geldgeschenk, unter Versicherungen des innigsten Wohlwollens. So stand die Fürstinn in Ihren Verhältnissen frei da; nie ließ Sie sich in Dinge ein, die Collisionen, Nachfragen und Verlegenheiten nach sich ziehen konnten; nie wurde Sie dem Könige durch Fürbitten lästig, — und eben das gefiel Ihm, der einmal alle Vermittelungen und Zwischenträgereien nicht leiden konnte. Nie mischte Sie sich in fremdartige Dinge; Sie wollte nicht mehr sein, als Sie war, und dieß allein und ganz und ungetheilt zu sein, war Ihr redliches Bemühen.

So in Ihren Gesinnungen und Grundsätzen fest, gefiel Sie, wie in der Ehe, so auch bei Hofe. Mit Würde, als die rechtmäßige eheliche Gemahlinn des Königs, trat sie auf; aber Ihr Ansehen erschien in einer bescheidenen Einfassung, und war von der gefallenden Farbe der wirklichen Demuth umschattet. In der Regel kam Sie in den Cursaal mit dem Könige zugleich, und die Ehre und Aufmerksamkeit, die Er Ihr erwies, war der Maßstab allgemeiner Haltung. Die Wahrheit: „Was die Frau ist, ist sie durch ihren Mann, und in der Meinung Anderer steht sie auf der Stufe der Anerkennung und Achtung, auf die er sie hinstellt,“ fand hier volle Bestätigung. In Haltung, Stellung, Miene und Geberde, in Worten und Handlungen, drückte der König ernst und würdevoll, liebreich und kunstlos aus, was Er wahr und ungeschminkt für Seine Gemahlinn empfand; dieß gab Ihr zur inneren Haltung die äußere, und in beiden blickte heraus ein ruhiges, heiteres Bewußtsein. In demselben lag

keinesweges Blödigkeit, Schüchternheit und Verlegenheit; vielmehr eine gewisse ruhige Zuversicht, die sich vollkommen orientirte und auch hier ganz zu Hause war. Aber in dieser Zuversicht lag eine Arglosigkeit, Unschuld und Gutmüthigkeit, die um so mehr gewann und einnahm, da sie mit jener Schüchternheit verschmolzen war, die, anziehend, edlen weiblichen Naturen auf eine eigene Weise eigenthümlich ist. Daher war schon das Herz gewonnen, ehe der Mund gesprochen. Die Fürstinn sprach, mit bescheidener Würde herantretend, mit Jedem der Anwesenden, und entwickelte in der nach dem Range wechselnden, in dem Inhalte angemessenen Unterhaltung die Gewandtheit und den Tact, die man haben muß, um in dieser hohen Sphäre sich leicht und schnell bewegen zu können. Gewiß, nicht Alles, was hier glänzt, ist echtes Gold; Vieles imponirt auch durch den vornehmen Glanz, womit es blendet; aber die Fürstinn imponirte nicht, weder durch gesuchten Putz, noch durch Ihre Haltung. Alles an Ihr war, wie bei dem einfachen Könige, ungesucht und kunstlos. Man sprach mit der Gemahlinn des mächtigen Herrn in tiefer Ehrfurcht; aber doch auch mit Vertrauen, und gern, weil überall richtiger Verstand und heitere Gutmüthigkeit in Anmuth durchblickten. Vielleicht hat es bei Hofe unter den Hochgestellten keine Person gegeben, die unter einengenden, beschränkten Verhältnissen sich unbefangener und freier fühlte und offener und gerader handelte, als die Fürstinn v. Liegnitz. Nichts drückte Sie, weil Sie selbst nicht drückte; Sie konnte mit Ihrem Loose zufrieden sein, und Sie war es; nirgends schritt Sie über Ihre Grenze, stets blieb Sie innerhalb derselben; in kein Gerede ließ Sie sich verwickeln; an keinem Geschwätz nahm Sie Theil; jeder Hofpartei (wenn es deren unter Friedrich Wilhelm III. gegeben

hat) wich Sie sorgfältig aus; mit Keinem verdarb Sie es; Sie ging überall, innerlich frei, also auch äußerlich frei durch, überall gern gesehen, von Allen geliebt; Sie wollte und mochte nichts Anderes sein, als was Sie war und blieb, die liebende und geliebte Gemahlinn des Königs.

Daß Sie das war, und in einem immer höheren Grade wurde, konnte der Welt nicht verborgen bleiben; man sagt von dieser, daß sie das Böse zu glauben geneigt sei, — aber sie glaubt und erzählt weiter auch das Gute, besonders dann, wenn es ungesucht ist, und es wird dann schnell Volksstimme. Das Merkwürdigste und Interessanteste, und zwar aus den höheren Regionen der menschlichen Gesellschaft, erfuhr ich in dieser Zeit zu Carlsbad aus dem Munde des Großfürsten Constantin und seiner Gemahlinn, der Fürstinn von Lowitz. Ihrer Gesundheit wegen hielten Beide vier Wochen damals sich an diesem berühmten Brunnen-Orte auf; der Großfürst trank den kühlen Sauerling in der Dorotheen-Aue, die Fürstinn in der Stadt den Neubrunnen und den Sprudel, und sie gingen demnächst zur Weintraubencur nach dem Rhein. Diese hohen Personen lebten, soviel es solche können, in Carlsbad still, eingezogen, und unbemerkt; sie hatten ein kleines Gefolge und gingen nur mit wenigen vornehmen Russen um, waren aber dabei im Publicum populär. Der Großfürst Constantin, bekanntlich ein Sohn des Kaisers Paul, war auch physisch ähnlich seinem Vater, und, bei aller Gutmüthigkeit, besonders in jüngeren Jahren jähzornig, heftig, und in seinem ganzen Wesen impetuös. Vielleicht hat es nie zwei Brüder gegeben, die, unter dem Herzen Einer Mutter, der edlen Fürstinn Marie von Würtemberg, gelegen, sich im Aeußeren und Inneren unähnlicher waren, als der Kaiser

Alexander I. und der Großfürst Constantin. Dieser hatte sich von seiner Gemahlinn scheiden lassen, und hatte eine morganatische Ehe mit der dann zur Fürstinn erhobenen von Lowitz geschlossen. Als ich derselben auf der alten Wiese zu Carlsbad zum Erstenmal begegnete, und noch nicht wußte, wer sie war, erstaunte ich über die edle Gestalt, das geistvolle, regelmäßige und schöne Angesicht, die Anmuth und Würde, die ich in ihr in stiller Harmonie vereinigt fand. Davon frappirt, ging ich über die neue Wiese, um dieser seltenen Gestalt noch einmal zu begegnen, und erfuhr nun von einem mir begegnenden Bekannten ihren Namen und Stand. In Wahrheit, man konnte keine weibliche Physiognomie sehen, in welcher sanfte Güte, inniges humanes Wohlwollen, würdevolle herzgewinnende Freundlichkeit, und fromme Andacht fühlbarer in sprechenden Schattirungen heller und wehmüthiger ausgedrückt waren. Man übertreibt nicht, sondern sagt die Wahrheit, wenn man sagt, daß man eine Madonna, das Urbild weiblicher Schönheit, hier zu erblicken glaubte; in Aussig in Böhmen sieht man in der Kirche ein Altargemälde der heiligen Maria, das ausdruckvollste, was ich je sah, welche eine erinnernde Aehnlichkeit mit der Fürstinn von Lowitz hat. Alle, welche sich auf weibliche Würde verstanden, stimmten überein in diesem Urtheil über sie. Und hier täuschte der äußere Schein nicht; ihm lag Wahrheit und ihre Segnung zum Grunde. Ueberall, wo dieser Engel in weiblicher Gestalt erschien, ließ er besonders bei allen Armen und Unglücklichen Spuren seiner beglückenden Gegenwart zurück. Es war und ist darüber nur Eine Stimme. Besonders wohlthätig wirkte die Gemahlinn auf den Großfürsten Constantin. Durch ihren steten stillen sanften Einfluß wurde er ein ganz anderer Mensch; er liebte sie über Alles, und sie vermochte Alles

über ihn. Viele haben gesehen, wie der Großfürst Constantin und seine Gemahlinn mit ihrem Gefolge am sogenannten Posthofe in einer Laube saßen, als der Kaiserliche Diener, welcher Kaffee präsentirte, über eine Baumwurzel strauchelnd, gerade den Großfürsten ganz und gar mit diesem Getränk überschüttete. Die alte jähzornige Natur kehrte in ihn zurück; als aber eben seine Faust sich ballte und sein Mund sich sprühend öffnen wollte, sprang schnell die Fürstinn auf, faßte seine Hand, küßte seine Stirn, sagte gemüthlich und sanft: „Lieber Constantin!“, und der auffahrende Mann war besänftigt und setzte sich ruhig nieder. Einem hohen Herrn sagte er: „Wie ich vor mehreren Jahren bei Euch in Berlin war, stand mein innerer Barometer noch auf Sturm; jetzt aber steht er auf temperirt, und das verdanke ich meinem Lebens-Engel, meiner Gemahlinn, der lieben Fürstinn.“

Beide begegneten mir ohne Begleitung auf einer Morgen-Promenade in der anmuthigen Dorotheen-Aue. Die Fürstinn grüßte freundlich und ging vorüber, der Großfürst aber blieb stehen und redete mich an. In einem gebieterischen Tone sagte er: „ich solle mich bedecken,“ und nachdem über gleichgültige Dinge gesprochen, fügte er hinzu: „Bei dem nahen Verhältnisse, worin der Petersburger und Berliner Hof miteinander stehen, hätten Sie uns hier wohl besuchen können; da Sie das aber nicht gethan haben, muß ich Ihnen doch sagen, daß meine Gemahlinn, die Fürstinn, Ihre persönliche Bekanntschaft wünscht; sie will Sie sprechen. Wenn es Ihnen recht ist, kann das jetzt geschehen: dort geht sie.“ In einem beschleunigten Schritte führte er mich hin, und stellte der Fürstinn, die in der schönen Allee, welche zum Posthofe führt, langsam ging, mich vor. Bald

sagte sie: „Sie kennen die Fürstinn von Liegnitz; ich habe viel Gutes von ihr gehört. Bitte, machen Sie mir von ihr eine Schilderung; ich bin verlänglich, etwas Gewisses über sie zu hören.“ „Sie ist,“ fiel der lebhafte Großfürst ein, „eine kluge Person.“ „O ja,“ antwortete ich, „auch wohl klug; aber unsere Fürstinn Liegnitz ist mehr als das, sie ist auch gut. Bloße Klugheit reicht nicht hin, sich zu halten und zu behaupten, am Wenigsten bei Hofe, wo der Eine noch klüger sein will, wie der Andere. Ein Lauern auf Schwächen und Inconsequenzen wird ein Ueberbieten und Ueberlisten, wo man stets auf seiner Huth sein muß. Eine solche Klugheit mögen Diplomaten üben; aber in der Ehe, wo man ruhig und sicher sein will, ist sie nicht die rechte Klugheit. Die heilige Schrift sagt: „Gottesfurcht ist die rechte Klugheit; den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen; wer unschuldig lebt, lebt sicher.“ Diese echte, ungeschminkte Klugheit hat die Fürstinn; Sie lebt nur Ihrer Pflicht; sucht und will nichts Anderes, als Ihrem hohen Gemahl gefallen; und eben darum gefällt Sie Ihm und allen Anderen.“ Die Gemahlinn des Großfürsten lächelte beifällig, und nachdem sie noch gefragt: „ob die Fürstinn von Liegnitz schön, gut gewachsen und unterhaltend sei?“ und ich Sie charakterisirt, wie Sie wirklich ist, sagte er mit Feuer: „Wahrhaftig, so wie Du! es ist mir, als ob ich Deine eigene Schilderung gehört hätte.“ Bescheiden lehnte sie diesen Lobspruch ab, und höchst liebenswürdig schlug sie die seelenvollen Augen nieder, seufzend und leise sprechend: „Ach! das fühle ich wohl, so gut bin ich noch lange nicht.“ „Aber,“ sagte der Großfürst, „ich bin nicht so gut, wie Ihr Herr, der König von Preußen!“ „Das ist,“ erwiederte ich, „der edle Wetteifer der Christen, daß nach dem ihnen gegebenen Urbilde Einer dem Anderen ähnlich zu

werden trachtet; übrigens hat ein Jeder sein Pensum.“ „Ja,“ sagte der Großfürst, „aber dem Einen wird es schwerer, als dem Anderen, nach der Verschiedenheit des Naturells. Den König von Preußen habe ich kennen gelernt in dem unterliegenden Kampfe mit den Franzosen. Das war eine schlimme Geschichte in Memel. Er ist ein geborener Christ.“ „Er ist,“ erwiederte ich, „es geworden, und erntet jetzt in Ruhe die Früchte Seiner oft unter inneren und äußeren Stürmen bestellten Saaten; vorzüglich trägt dazu in Seinem Alter bei das Glück einer zufriedenen Ehe.“

In diesem Glücke fand die Fürstinn von Liegnitz, bei den Grundsätzen und Gesinnungen, die Sie beseelten, Ihr eigenes. Umgeben von der Gunst und den Bequemlichkeiten, wie den mannigfachen Genüssen, die ein so hoch gestelltes Leben täglich gewährt, war es besonders bei der Liebe und Biederkeit, bei der Geradheit und Offenheit des Königs, aber eben nicht schwer, unter solchen heiteren Umständen heiter und vergnügt zu sein. Die gute Stimmung wird dann oft erborgt von äußeren Annehmlichkeiten, und ihr rosenfarbiges Licht fällt dann hin auf das Leben, dessen Wege eben und mit Blumen bestreut sind. Auch solche Gemüther erscheinen bei wolkenlosem heiterem Himmel reicher und interessanter, als sie wirklich sind, und man ahnet ihre innere Armuth und Leerheit nicht. Bei der Fürstinn von Liegnitz lag es tiefer, Ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit entsprang nicht aus der Pracht, die Sie umgab, diese hätte Sie, um doch glückselig zu bleiben, allenfalls auch nicht haben können, sondern aus Ihrer Weiblichkeit, Ihrem inneren Gehalte und Ihrer stillen Harmonie. Daß das gute Weib mehr tragen und leiden,

im Schmerz besser aushaltend dulden kann, als mancher dem äußeren Anscheine nach stärkere Mann, ist oft bemerkt, und gewiß ist es, daß das männliche Geschlecht von dem weiblichen in der nöthigen und wichtigen Tugend der Geduld, Wartung und Pflege, übertroffen wird. Mitgefühl, Tröstung, Theilnahme, Aufheiterung, Wachen und Helfen, ist das Element, in dessen Reinheit sich liebenswürdige Frauen leicht und glücklich bewegen, und ich kenne mehrere Matronen, unter Anderen Eine, die für alle Unglücklichen eine viel lebendigere praktische Sympathie hegt, als für Glückliche. *)

Eine solche echt weibliche zarte Natur ist die Fürstinn von Liegnitz, und Sie hatte Gelegenheit, dieselbe zu entwickeln, als der König den 14ten November 1826, am Morgen, das Unglück hatte, auf einer Treppe, die zum Königlichen Vortragszimmer führt, wohin Er mit Acten unter dem Arm gehen wollte, auszugleiten und im Hinfallen ein Bein zu brechen. Ein solcher Unfall kommt bei den vielen Gefahren, die das menschliche Leben umlagern, wohl vor. Bei'm herannahenden Alter wird man zuerst unsicher auf den Füßen und es kann üble Folgen haben, wenn man in schon vorgerückten Jahren ein Bein bricht. Begegnet dieß einem Privatmanne, so spricht theilnehmend davon nur seine Familie und Anverwandtschaft, höchstens das Dorf oder die Stadt, worin er wohnt, und die Sache ist, besonders wenn Alles gut geht,

---

*) Warum soll ich sie nicht nennen? Es war meine gute selige Mutter, und ist jetzt noch die in Berlin lebende betagte Frau Directorinn Snethlage; und wie Viele giebt es in allen Ständen, die ihnen ähnlich sind!

bald vergessen. Trifft aber ein solches Unglück einen Landesherrn, der ein ganzes Volk repräsentirt, und nun vollends einen vielgeliebten König, wie Friedrich Wilhelm III., so durchläuft schnell die Hiobspost die ganze Welt und die ganze Monarchie nimmt daran Theil. Wie man den König ehrte und wie lieb man Ihn hatte, trat laut und sichtbar in der öffentlichen Stimmung hervor; dieselbe gab sich überall in Palästen und Hütten zu erkennen, und kaum konnte man nah und fern die täglichen Bülletins der Aerzte über das Befinden des Hohen Patienten und den Gang, welchen die Heilung nahm, erwarten. Der König selbst, welchen das Unglück wie ein Blitz und Donnerschlag aus heiteren Wolken urplötzlich getroffen, war doch nicht von demselben, als einem unerhörten Unfall, betroffen. „Begegnet Vielen!" hörte man Ihn sagen, „ich bin nicht besser, als Andere auch. Wer weiß, wozu es gut ist! Denen, die Gott lieben, muß Alles, auch Ungemach, zum Besten dienen." Bei dieser religiösen Ansicht und Gesinnung duldete Er alle Schmerzen mit frommer Ruhe und Ergebung. Noch war der Erfolg ungewiß, und man sprach laut von Lahmwerden, Hinken und Krücken, im besten Falle.

Keiner war inzwischen mehr bemühet, zu hegen und zu pflegen, als Seine Gemahlinn, die Fürstinn von Liegnitz. In den ersten Tagen sah man Sie erschrocken; Thränen in Ihren Augen, die Sie sorgfältig vor Ihm verbarg, sich stark machend. Sie war wie eine gute, liebevolle Tochter um und bei Ihm; Sie war mehr als diese; Sie konnte mehr sein; Sie war Seine zärtliche Ehefrau. Als Solche, nicht aus Pflichtgefühl allein, sondern mehr noch aus innerer Neigung, ordnete Sie selbst an und besorgte Alles. Tag und Nacht

wachte Sie an Seinem Schmerzenslager und überließ keinem Anderen die nöthige Handreichung und Dienstleistung. Auf das Sorgfältigste wachte Sie darüber, daß den Anordnungen der Aerzte und Chirurgen, wovon immer Einer anwesend war, eine pünktliche Befolgung geleistet wurde. Sie entfernte Alles, was dem Leidenden störend und unangenehm sein konnte; Sie sorgte für die nöthige Stille und Ruhe in und um dem Krankenzimmer, so daß Alles nach dem Hofe in dem Flügel des Schlosses, wo der König lag, ohne Geräusch geschah. Dieß war aber nicht nöthig; denn Jeder ging auf den Zehen leise, und in der ganzen Dienerschaft war nur ein Gefühl der Liebe und Ehrfurcht für den lieben Hohen Herrn. Sie, die treue Gemahlinn, verkürzte durch heitere Theilnahme die langen schlaflosen Stunden, und war die sorgsamste Krankenwärterinn, die je ein leidender Ehemann an seiner zärtlichen Ehefrau gehabt hat. Ihre sanfte Hand wußte Alles recht und gut zu machen, auch dann, wenn das lange Still-Liegen auf einer Stelle beschwerlich werden wollte und jedes Verrücken des gebrochenen eingeschienten Fußes sorgfältig verhütet werden mußte. Am Abend gewährte es eine wohlthuende Unterhaltung, wenn das lange Verzeichniß derer vorgelesen wurde, die aus allen Ständen den Tag über nach dem Befinden des Königs sich persönlich erkundigt hatten. In einem Zimmer des unteren Stockwerks nach der Straße hin waren Foliobogen unter Aufsicht eines abwechselnden, Nachricht und Antwort gebenden, genau unterrichteten Dieners ausgelegt, in welche Bogen jeder sich Erkundigende eigenhändig seinen Namen schrieb. Oft geschah dieß mit einem Spruch und Segenswunsche auf eine herzliche Weise. Den sinnigen König unterhielt vorzüglich die Inschrift der schlichten und ehrlichen Bürger Berlins. Viele

derselben lernte Er jetzt erst dem Namen nach kennen, und so leidend diese Zeit war, so reich war sie an nicht aufhörenden Erweisen der Liebe und Theilnahme.

Es kam der 18te Januar, der Krönungs- und Ordenstag des Jahres 1827, — ein patriotisches Fest, sonst fröhlich, nun traurig gefeiert, denn Der fehlte, dessen Anwesenheit demselben Glanz, Hoheit und Würde gab. Noch lag der König zu Bette, und man wußte nicht, wie es werden würde. Der Ehrfurcht und Liebe für Ihn wurde die Zeit der Heilung zu lange, und war auch die Heilung erfolgt, so fragte es sich noch immer, wie sie von statten gehen, ob der in schon eingetretenem Alter unglücklich geschehene zwiefache Bruch beider Knochen, einige Zoll hoch über dem Knöchel, nicht Spuren zurücklassen, vielmehr es damit gelingen und eine vollkommene Genesung erfolgen werde? Mit solchen Fragen und Zweifeln war das Volk, waren besonders auch die erfüllt, welche zur Feier des Krönungs- und Ordensfestes eingeladen waren; hatten sie doch von Ihm Beweise Seiner Huld bereits empfangen, und es sollten Andere sie eben jetzt erhalten! Solcher Stimmung verwandt sprach der Redner des Tages folgende Worte:

„Die christliche Kirche hat von ihrem ersten Entstehen an
die Fürbitte für die Könige und für alle Obrigkeit
nach der Lehre der Schrift *) als eine heilige Pflicht erkannt

*) 1 Timoth. 2, V. 1. 2.

und als eine beglückende geübt. In allen Jahrhunderten ihrer Zeitrechnung, in allen ihren noch so verschiedenen Parteien, auf allen Puncten der Erde, wo sie besteht und still und segnungsvoll waltet, ist sie sich darin gleich und treu geblieben. So oft ihre Bekenner zur gemeinsamen öffentlichen Andacht sich versammeln, soll auch das Gefühl gemeinsamer Bedürfnisse in ihnen rege werden und das Herz des Gläubigen, zu Gott betend, für den König sich erheben, dem er Macht und Herrschaft verliehen, in dessen Hand er des Landes Wohlfahrt niedergelegt hat."

„Diese Fürbitte, welche die Kirche jeder Gemeinde vorschreibt, ist keine Begünstigung des Despotismus, keine niedrige Schmeichelei, keine ungebührliche Erhebung der Machthaber, keine unwürdige Beschäftigung freier Menschen, kein todtes Ceremoniell, kein leerer nutzloser Gebrauch, — nein, sie ist eine heilige, theuere, das ganze Verhältniß, worin Unterthanen gegen ihren Landesherrn stehen, durchdringende, diesem Verhältniß Wahrheit und Tiefe, Festigkeit und Treue gebende köstliche Pflicht, die, wenn sie mit gläubigem, wahrhaft frommem Sinne erfüllt wird, dem, der betet, und dem, für welchen gebetet wird, himmlische Segnungen bringt."

„Das glauben wir als Christen; denn also lehrt es das erhabene Beispiel und das untrügliche Wort des Welt-Erlösers. Er hat uns erlöset, und will erlösen von dem todten Götzendienste der trüglichen, sich selbst und ihre eigenen Gebilde anbetenden Vernunft, und uns hinführen zu dem wahrhaftigen lebendigen Gott, der da ist, der da war, und der da sein wird. Durch ihn, den heiligen

„Mittler zwischen Gott und den Menschen," ist uns der freie Zutritt zum Gnadenthrone des Allwaltenden geöffnet, und „Niemand kommt zum Vater, denn durch ihn. In ihm, dem Geliebten, sind wir Gott angenehm." *) „Alle Bitten, Gebete und Fürbitten aber, die wir in seinem Namen Gott vortragen, wird er erhören," **) und wenngleich bei der Unendlichkeit und Größe des hier eintretenden übersinnlichen Verhältnisses der kurzsichtige Verstand die Gebets-Erhörung nicht begreift, so wird doch ihrer das fromme Herz inne, und das Leben und die Erfahrung aller wahrhaften Christen bestätigt sie."

„Und wo hat wohl je ein Regent gelebt, der, wenn er diesen Glauben auch nicht hatte, es über sich hätte gewinnen können und mögen, seinen Dienern und Unterthanen solche Fürbitte zu untersagen? Haben nicht alle Herrscher, ohne Ausnahme, selbst bei der größten Macht und Herrschaft, die sie besaßen, bei der glücklichsten Regierung, die sie führten, bei der glänzendsten Herrlichkeit, die sie umstrahlte, doch ihre Abhängigkeit von einer höheren himmlischen Macht empfunden? Und bei den Wechseln des Schicksals, die sie erfuhren, bei den Uebeln und Leiden des Lebens, die auch sie nicht verschonten, bei den Unfällen, denen auch sie gleich anderen Sterblichen ausgesetzt waren, hat ihr Herz über alle Einwürfe und Zweifel einer klügelnden Vernunft seine tiefer liegenden Rechte gern geltend gemacht, und sich erhoben,

*) Ev. Joh. 14, V. 6. **) Ev. Joh. 16, V. 23.

gestärkt, erquickt gefunden bei dem ernsten und milden Gedanken: Deine Unterthanen, Deine Diener beten für Dich."

„Und was mag nun bei solcher erhabenen Vorstellung in der Seele eines wahrhaft frommen, erleuchteten christlichen Königs sich regen und erheben? Ach! das traurige und bedenkliche Loos, die verschiedenartigsten Ansichten, die schneidendsten Widersprüche, die gefährlichsten Irrthümer hören, die Wahrheit entstellt und verdunkelt sehen zu müssen, trifft ja Keinen mehr und schmerzvoller, als eben den, der, über Alle erhaben, zuletzt entscheiden und bestimmen soll. Wie erweckend und erleuchtend ist da der ernste Gedanke: Tausende beten für dich um Licht, und erflehen dir die Weisheit, welche von Oben kommt. — Keiner ist, durch zahllose bittere Erfahrungen des Undankes, der Pflichtvergessenheit und der Untreue verletzt und verstimmt, in größerer Gefahr, mißtrauisch zu werden und den Glauben an die Menschen zu verlieren, als der Landesherr, der ihnen am Meisten wohlgethan. Wie versöhnend und erheiternd ist da der willkommene Gedanke: Es beten die Liebe und Dankbarkeit, das Vertrauen und die Treue für dich. — Keinen drückt die Schwere, die Vielseitigkeit und Verantwortlichkeit des Berufes mehr, als den Regenten. Wie ermuthigend ist da der Gedanke: Tausende beten für dich um Kraft und Stärke und Ausdauer, glücklich fortzusetzen und ruhmvoll zu vollenden dein ernstes großes Tagewerk! — Schon für jeden einzelnen Menschen in des Lebens untergeordneten Verhältnissen hat die Vorstellung: Es betet, wenn auch nur Ein Herz für dich, etwas unaussprechlich Wohlthuendes, Bindendes und Verpflichtendes; was muß es sein und wirken auf des

Lebens höchster Höhe, zu wissen, ein ganzes Volk trägt auf den Schwingen der Andacht deinen Namen und seine Wünsche für deine Wohlfahrt empor hinauf zu Gott, und er nimmt gnädig an solches Gebet!"

„Und dieser Segen ist wechselseitig, er ist ebenso groß für den treuen Unterthan, den redlichen christlichen Diener, der also glaubt und handelt. Schon die Erlaubniß überhaupt, beten zu dürfen, ist des denkenden Menschen größter Vorzug, und die Fähigkeit und Stimmung, beten zu können, der sicherste Beweis eines wohlverwahrten Inneren. Ein Herz, das diese Erhebung nicht kennt, verarmt in sich selber, verliert die Ahnung des Göttlichen, und mit derselben jede höhere Würde, jeden bleibenden Frieden. Aber auch jede reine, die Probe haltende Liebe. Denn man kann und wird nur für den aufrichtig beten, den man rein und aufrichtig liebt. Darum ist der wahren Liebe die Fürbitte ein dringendes Bedürfniß, und in unzähligen Fällen, wo sie gern Alles thun möchte, und doch Nichts zu thun und Nichts zu helfen vermag, ihre einzige Beruhigung. Hängt sich darum an die Liebe für den König das Gewicht versteckter Selbstsucht, eitler Ehrbegierde, niedriger Nebenabsichten, so ist diese Liebe in ihrem tiefsten Grunde nur Eigennutz, und vom Irdischen herabgedrückt und gehalten, wird sie sich zu Gott weder erheben können, noch mögen. Denn wo der Schatz des Menschen ist, da ist auch sein Herz, *) und im Herzen liegt des Lebens Mittelpunct, seine Stimmung, Richtung und Kraft. Darum erhalten alle Wünsche

*) Matth. 6, 21.

für den Landesherrn dann erst einen reinen Grund, Wahrheit und Tiefe, wenn man vor Gott sie aussprechen kann und darf. O! in einem solchen ernsten heiligen Augenblick verschwinden alle persönlichen Rücksichten; hier verstummt jede Schmeichelei; hier wird Alles lautere Wahrheit, edle Einfalt, fruchtbare Kürze, Gefühl und Rührung. Wenn auch, wie eben jetzt, umgeben von der Pracht der Erde, in einem solchen Moment erscheint sie klein und nichtig; wenn auch, wie eben jetzt, geschmückt mit den sichtbaren Zeichen der Ehren und Würden, bei solchem heiligen Geschäfte erlöschen ihre Farben und ernst und groß und gebietend tritt hier nur allein die gemeinschaftliche heilige Sache selbst in ihrem inneren Kern hervor."

„Ja, der Unterthan und Diener, der mit gläubig frommem Herzen vor den Thron Gottes für den König betend trat, kann furchtlos vor den Seinigen erscheinen. Der, welcher in ernster Sammlung seine und des Landes Wohlfahrt vor dem Herrn der Welt erwog, wird für das gemeinschaftliche Beste zuversichtlich, weise und freimüthig beten. Der Krieger und der Staatsdiener, der im reinen Gewissen reine Hände und Blicke betend zu Gott für seinen König erhebt, und an ihn durch ewige himmlische Bande sich fest geknüpft fühlt, wird auch treu in seinem Dienste leben und wirken, und gebeut es die Pflicht, freudig als Held sterben. Beides steht, in sich verwandt, in der genauesten Verbindung, weßhalb auch die heilige Schrift das Gebot: „Fürchtet Gott und ehret den König!" *) als Ursach und Wirkung miteinander verknüpft."

*) 1 Petri 2, 17.

„Wunderbare, herrliche Frucht einer solchen frommen Fürbitte! Sie ist Ausfluß des lebendigen Glaubens, und stärkt den Glauben; sie ist Gabe der reinsten Liebe, und befestigt die Liebe; sie ist Entwickelung der edelsten Kräfte, und erhöhet die Kräfte; sie ist der heilige Herd und die zum Himmel auflodernde Flamme der treuesten Vaterlandsliebe. O! das haben wir gesehen und erfahren in der ernsten, schweren und großen Zeit der Wiedergeburt unseres Landes und Volkes. Da trieben Noth und Schmach und Knechtschaft uns zum Herrn hin; da eilten alle Gemeinden in Städten und Dörfern, seine Hülfe anzuflehen; da begann jede Schlacht mit Gebet für den König und Seine heilige Sache; da verherrlichten jeden Sieg des Dankes fromme Opfer; da enthüllte sich vor unseren Augen das Schönste und Beste, was man auf Erden sehen kann: die Heerführer und ihre Krieger, die Unterthanen und ihre Oberen in unüberwindlicher kräftiger Einheit, und diese Einheit fest verknüpft in dem Mittelpuncte der Ehrfurcht, der Liebe und Anhänglichkeit für den König. Schöne, herrliche Zeit tiefer Bewegung und heiliger Erhebung! von ihr empfing unser Krönungs- und Ordensfest eine verstärkte Bedeutung; bei seiner Feier schließt sich an den alten Ruhm der neue, und sein verjüngter Glanz strahlt uns entgegen, so oft es an diesem Tage mit seiner Königskrone und seinen Sternen wiederkehrt."

„Ach! daß es heute so schmerzvoll gestört, so beklagenswerth getrübt werden muß! Ihn, den Herrn, der uns, Seine Diener, gerufen und hier vor Seinen Thron versammelt hat; Ihn, den Geber des Festes mit seinen Gaben und neuen Auszeichnungen, vermissen wir mit Wehmuth und

Thränen. Sind gleich unsere erschrockenen Herzen beruhigt über die Folgen des herben Unfalles, der so ungeahnet und plötzlich im Schoße des Friedens, in der ruhigen Sicherheit eines stillen Familienglückes, auf dem gefahrlosen Wege heiterer Berufspflicht, den König getroffen: so ist doch unsere Trauer nicht gestillt, wir fühlen den Schmerz, der Ihn auf Seinem Lager fesselt, als wäre er über uns selbst gekommen. Die ganze Königsstadt und das ganze Land theilen in tiefer Verehrung und treuer Liebe mit uns diesen Schmerz. Bei aller Theilnahme doch unfähig, ihn zu mildern, zu verkürzen, zu heben, fühlen wir das Bedürfniß, die Pflicht und den Trost, frommer Fürbitte, und an einen christlichen König durch christliche Bande geknüpft, ist Gott in Christo unsere Hoffnung und Zuversicht. Ja! mir ist's, als sähe ich bei dieser heiligen Feier in unserem hochverehrten Kronprinzen und Seinen erhabenen Brüdern, als sähe ich in Ihnen, verehrte Herren und Männer, des ganzen Vaterlandes Repräsentanten, als hörte ich in Ihnen unser gesammtes treues Volk für den König jetzt also beten:"

„Ja, wie Kinder für ihren leidenden Vater, so flehen wir in Ehrfurcht und Vertrauen für Ihn mit vereinten Herzen zu dir, Vater im Himmel! zu dir, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt; zu dir, der du durch jeden Unfall des Lebens, weise benutzt, vor größerem uns schützen willst. Begleite die sorgfältigen Bemühungen gewissenhafter Aerzte mit dem glücklichsten Erfolge, daß bald spurlos das Ungemach verschwinde. Segne die einsamen Stunden stiller Abgeschiedenheit für das an frohen und schmerzhaften Ereignissen so reiche Leben unseres

theuersten Königs. Laß Ihn Deiner Hülfe froh werden; erfülle Ihn mit Deiner Kraft, erquicke Sein Herz mit Deinem Frieden. Durch Ihn hast Du das Vaterland überschwänglich gesegnet; kröne Ihn mit langem und glücklichem Leben und zeige Ihm Dein Heil! Laß unter Seiner weisen, gerechten und milden Regierung zum Ruhme Seines Hauses, zur Verherrlichung Deines Namens, uns, Seine dankbaren Unterthanen und treuen Diener, ein ruhiges und stilles Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Daß Du in Christo unser Vater bist, und unsere frommen Gebete hörest, ist das Siegel unserer Würde; daß Du, Allsegnender, sie gnädig erhörst, unser Trost, unsere Hoffnung und Freude. Amen."

Diese Feier war in der frommen stillen Wehmuth, womit sie begangen wurde, gesegnet; den Feiernden war zu Muthe wie Kindern bei einem Familienfeste, an welchem der Vater, welcher krank zu Bette liegt, fehlt; Alle dachten nur an Ihn und sprachen von Ihm. Diese Stimmung wurde am Meisten genährt und erhalten durch den die Stelle des Königs vertretenden Kronprinzen; zu Ihm, dem edlen Herrn, dem würdigen Königlichen Sohne, drängte sich Alles hin; von Ihm konnte man am Besten erfahren, was man wissen wollte. Wie innig und tief die Liebe zum Geliebten ist, wird man erst dann ganz inne, wenn derselbe leidet.

Diese Leiden wurden aber, wie man mit Freuden erfuhr, mit jedem Tage geringer, die Hoffnung stets stärker.

Alles ging gut und nach Wunsch. Die sorgsame Pflege der nun wieder heiter gewordenen Fürstinn; die wache Vorsicht geschickter Aerzte; die lebendige liebevolle Theilnahme des Publicums; die gute Natur des Königs und Seine unverdorbenen Säfte, begünstigten rasch die Heilung, so daß Er nun bald das Bette verlassen konnte. In den ersten Wochen war zwar der Fuß noch schwach und der ganze Körper angegriffen; aber dieß verlor sich allmählich, und eine Genesung trat ein, welche eine vollkommene Herstellung hoffen ließ. Noch war dieselbe nicht ganz erfolgt, als der dankbare König sich in einer Cabinetsordre vom 9ten März also öffentlich darüber aussprach:

„Bei Gelegenheit des Mich vor einiger Zeit betroffenen Unfalls habe ich aus allen Provinzen der Monarchie so viele rührende Beweise von Theilnahme erhalten, daß es Mir ein wohlthuendes Gefühl gewährt, Meinen Dank dafür auszusprechen. Wenn Etwas die ernste Fügung des Himmels mildern konnte, so waren es die Zeichen der Liebe Meines treuen Volkes, dessen Anhänglichkeit an Meine Person und Mein Haus sich durch alle Zeitverhältnisse, im Glück wie im Unglück, bewährt hat.“

Aber vorzüglich gegen Gott, den mächtigen Schützer und Helfer in aller Noth, fühlte der gottesfürchtige König tiefen Dank, als das Leben Ihn wieder anlächelte und Ihm in der Erquickung der Genesung auf's Neue theuer geworden war. Diesen Dank hat Er gewiß oft im Stillen gebracht; aber Er fühlte auch das Bedürfniß, es vor Anderen zu thun. Er war ein Christ, und als solcher, nicht bloß als König, gesalbt; Beide müssen sich äußern. Er wählte dazu den

grünen Donnerstag der heiligen Woche und wollte in der Seinem Wohnzimmer nahe liegenden Schloßcapelle mit Seiner Gemahlinn und Seiner nächsten Umgebung das heilige Abendmahl halten. Er und Sie empfingen es mit Rührung. Nach der fruchtbaren Bibelstelle: „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen," war davon gesprochen: „Wie auch schmerzhafte Erfahrungen dann, wenn man Gott liebt, zum Segen werden." Eine fromme, unvergeßliche, für die sichtbare und unsichtbare Welt verlebte ruhige heilige Stunde! Nach beendigter Feier wurde ich gerufen, und Beide, noch bewegt, empfingen mich gütig, aber schweigend; in dem seelenvollen Auge der Fürstinn glänzten helle Thränen. Endlich unterbrach ich das Stillschweigen und sagte zu Ihr: „das Abendmahl des Herrn sei auch darum wichtig, weil es Aufforderung wäre, sich selbst zu prüfen, und mit sich selbst einmal wieder Rechnung zu halten. Man könne, um von aller Eigenliebe frei zu werden, darin nicht streng genug gegen sich selbst sein. Wäre man wahr und aufrichtig, so würde man seine Fehler, Schwächen und Unvollkommenheiten, auch fühlen und gewiß dann dem Herrn das Gelübde bringen, besser zu werden. Dieß schließe aber nicht aus, daß man auch des Guten, das man gethan und der Erfüllung seiner Pflichten sich bewußt werde; denn wahre Demuth sei die richtige Würdigung seiner selbst. Dieß gute Bewußtsein mildere den heilsamen Schmerz der Reue und erfülle die Seele mit Dank, Vertrauen und Muth. Wenn dieß richtig sei, dann werde Sie, die Fürstinn, gewiß das heilige Abendmahl jetzt mit Segen genossen haben, da Sie im verflossenen trüben Winter treu und gewissenhaft Ihre Pflichten in Wartung und Pflege des Königs so liebevoll erfüllt haben." Die Fürstinn sah mich an und schlug die

Augen nieder. Der König aber sagte: „Das kannst und darfst Du annehmen, liebe Auguste! Es ist lautere Wahrheit; Dir verdanke ich nächst Gott meine baldige Wiederherstellung. Hätte ich Dich und Deine Liebe nicht gehabt, dann wäre ich heute so weit nicht.“ Die Fürstinn ging zum Könige; Er drückte Sie innig an sich und sprach mit tiefer Empfindung: „Du gutes, liebes Weib!“

Diese einfache, von den Umständen selbst gegebene häusliche Scene läßt einen tiefen Blick thun in das Wesen und in die Natur der Ehe des Königs, der mehr in allen Dingen war, als Er schien, und nie Etwas sagen und thun konnte, was Er nicht wirklich so meinte. So wie wir es hier sehen, war es wirklich; die Fürstinn von Liegnitz war Ihm „ein gutes, liebes Weib.“ Das war Sie Ihm vom Anfange an, und wurde Sie Ihm immer mehr im Fortschritt der Zeit. Nicht gewöhnlich ist dieß bei dem großen Unterschiede der Jahre, wo die Frau viel jünger ist, als der Ehemann, der Fall. Durchgängig straft die Natur solche Unnatur, in welcher sich wieder trennt, was schon das Lebensalter bei gänzlicher Verschiedenheit der Triebe und Neigungen getrennt hat, und solche ungleichen Ehen sind in der Regel unglückliche. Wo die Stimme sinnlicher Hinneigung einseitig stumm geworden ist, muß die der Achtung und Pflicht, der Fürsorge und Theilnahme, vorzüglich von Seiten der Ehefrau eintreten, und diese ist es in einem solchen Falle allerdings, von der das Glück eines friedfertigen Zusammenseins ganz besonders abhängt. Ist sie ruhig, still und sanft, so ist gerade der Beruf, zu hegen, zu helfen, zu unterstützen, ihre Natur, und sie folgt dem Zuge derselben, wenn sie ihre dann leichte Pflicht erfüllt. Wohl ist es ein

schöner Anblick, in welchem eine junge blühende, angenehme Frau an der Seite eines in Jahren schon vorgerückten Mannes ihn durch aufmerksam liebevolle Fürsorge das noch übrige würdevolle Leben versüßt. *) Umweht von diesem guten Geiste der Ruhe und Eintracht ist Einem dann zu Muthe, wie an einem schönen Herbsttage, den warme Frühlingsluft durchsäuselt. So war die Ehe des Königs; und wenn man Ihn in der ersten an der Hand Seiner unvergeßlichen Luise zärtlich und froh gesehen hatte, so sah man Ihn in der zweiten, bei Seiner theuern Auguste, ruhig, würdevoll und liebreich. Dieses liebreiche Wesen nahm seit der Zeit, in der bei dem Unglück des Beinbruches Seine Gemahlinn Ihn mit treuer Fürsorge gepflegt hatte, zu; Er hoffte in Ihr eine zärtliche, liebevolle Gehülfinn für Sein Alter zu finden; mehr, als Er dachte, hatte Er gefunden. Daß diese herbe Schickung kommen würde, hatte Er freilich nicht gedacht; aber nun es einmal geschehen war, sah Er hinterher mit vergnügter innerer Genugthung, daß Er sich in Seinen Erwartungen nicht getäuscht hatte. Wie Alles, was das Leben in sich selber hat, auch wächst, und alles Geistige und Gemüthliche zunimmt, wenn es sich verwandt gegenseitig anschließt und in Wechselwirkung tritt: so nahm die Liebe und Zuneigung beider hohen Personen nun auch zu; Sie schlossen sich inniger aneinander an; Sie waren sich gegenseitig lieber

*) Solche glücklichen Ehen, in welchen liebevolle Neigung, zur süßen Pflicht geworden, ungleiche Jahre ausgleicht, sieht man oft in den gebildeten Ständen. In solcher Beziehung war auch die zweite Ehe des ehrwürdigen alten Propstes Spalding eine musterhafte.

und werther geworden durch das gemeinschaftlich getragene Unglück; Sie wußten nun am Besten, was Sie gegenseitig aneinander hatten. Das Unglück, geschickt von Gott, gut benutzt, schließt wunderbar nur Segen in sich. Freilich ist es eine Prüfung; es kommt darauf an, wie sie benutzt wird, und ob man in der Probe besteht.

Friedrich Wilhelm III. bewährte sich in derselben. Stark, kräftig und gesund wie vorher; glücklich in der Ehe; geliebt von einer hübschen jungen Frau; glücklich in Seinen Kindern; glücklich als Regent; geliebt und verehrt von Seiner sich erholenden, wohlhabend werdenden, zufriedenen Nation; geehrt und geliebt von der ganzen Welt, und im Gefühl der Dauer eines langen Friedens, — hätte Er nun wohl, nach allen Leiden, Unglücksfällen und Anstrengungen, das Leben, wie man es nennt, genießen und sich aller traurigen Gedanken entschlagen können. Aber was die Welt traurige Gedanken nennt, waren Ihm ernste, in ernster Heiterkeit bestand aber Sein Charakter, und darin fand Er Seinen Lebensgenuß. Wiederhergestellt, machte Er, was Tausende als etwas Widriges aufschieben, und wenn sie im Angesichte des nahen Todes das nicht mehr können, im heiteren Selbstbewußtsein Sein Testament. Schon früher *) ist dasselbe ganz so, wie es ist, mitgetheilt, aber hier muß es wiederholt werden, da, wo der selig Vollendete sagt:

„Unter die frohen und wohlthuenden Ereignisse, die ich erlebt habe, rechne ich

*) Erster Theil, S. 409 — 412.

die besondere unerwartete Schickung Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensgefährtinn zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer zärtlicher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet halte;“ und vorher hat der Hochselige dieselbe mit Namen genannt: „Meine theure Auguste.“

Dieß eigenhändige, in einem Testamente vor Gott, im Gefühl des Todes lange vor demselben niedergelegte Bekenntniß des frommen wahrhaftigen Königs enthält Alles, was über Seine zweite Ehe gesagt werden kann, und ist der beste Text, die gültigste Rechtfertigung alles dessen, was über dieselbe hier gesagt ist. Nach diesem Testament hatte Er die Rechnung mit Seinem Leben gleichsam abgeschlossen, und obgleich Er nach demselben noch über 12 Jahre lebte, so sah Er doch jeden neuen Tag als eine Zugabe an. Niemand in der Welt wußte etwas von diesem Seinen letzten Willen, selbst Seiner theueren Auguste, vor der Er sonst keine Geheimnisse hatte, verbarg Er ihn; er ruhete still und verborgen in Seinem Pulte. Aber nachdem Er ihn geschrieben, damit alle Seine Angelegenheiten geordnet, und Seinem Leben gleichsam das letzte Siegel aufgedrückt hatte, kam eine Ruhe der Seele über Ihn, die Ihm von Oben her gegeben war. Man sah an Ihm eine Würde, und in derselben eine Heiterkeit, die nur der hat und genießt, der ohne Reue in die Vergangenheit, genugthuend in die Gegenwart, und hoffnungsvoll in die Zukunft blickt. Der Schwerpunkt (centrum gravitatis) von Allem lag in Ihm und Er stand ruhig und fest in einer bewegten Welt. Von allem Merk-

würdigen, was in derselben geschah, nahm Er Kenntniß; aber die Erscheinungen der Zeit gingen als leichte Schatten an Ihm vorüber. Wenn Etwas unerhört Neues auftauchte und Alles erstaunte, pflegte Er zu sagen: „Ist schon dagewesen, nur in anderer Färbung; wird auch wieder alt werden: nach Verlauf von vier Wochen spricht kein Mensch mehr davon.“ In Ziehung historischer Parallelen hatte Er Seine Stärke. Deßhalb blieb Er in allen Dingen nicht auf der Oberfläche, sondern schauete durch bis auf den Grund. Vieles, was Anderen wichtig schien, fertigte Er kurz ab, und Manche verstanden Seine Conclusionen nicht, weil Er, schweigsamer Natur, die Prämissen nicht aussprach. Wenn man Ihn darnach fragte, wurde oft Seine heitere glatte Stirn kraus und Er erwiederte: „Ei! das versteht sich ja von selbst.“ In Seinem Leben, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, war Alles geregelt; jede Stunde hatte ihr angewiesenes Geschäft und die vorgeschriebene Reihenfolge lief ruhig wie ein Uhrwerk ab. In dieser Einförmigkeit fand Er nicht Monotonie, sondern Reiz; das Neue war Ihm unbequem, das gewohnte Alte behaglich; dieß erstreckte sich bis auf den Wechsel der Kleider und der sich anhäufenden Kunstsachen. In Seinem täglichen Wohnzimmer duldete Er keine Veränderung; Alles mußte auf Seiner Stelle bleiben, damit Er es auch im Finstern finden konnte. Immer wußte man, wo Er war, und man kannte im Publicum die Jahreszeiten und den Tag, wann Er kam und ging. Eine solche äußere Ordnung entspringt aus der inneren Ruhe, und in ihr nur gedeihet das Leben, besonders das eheliche und häusliche. Auch darum liebte Er Seine Gemahlinn so sehr und war in arbeitsfreien Stunden gern bei Ihr, weil Sie auch in diesen Stücken mit Ihm sympathisirte. Das stille

Paretz und die isolirte Pfaueninsel waren Ihr liebster Aufenthalt, und oft sah man Sie zutraulich zusammen sitzen, besonders am Abend in einer einfachen Equipage, ohne alles Gefolge. So verfloß in genußreicher Gleichförmigkeit ein Jahr nach dem anderen, und bei aller Pracht und Herrlichlichkeit, die aber nur als solche bald satt macht und abstumpft, behielt doch das häusliche Leben des Königs den Reiz der Neuheit, und die Fürstinn verstand es in Ihrer anmuthigen Weiblichkeit, dasselbe neu und frisch zu erhalten. Sichtbar ruhete der Segen Gottes auf dem Könige, Seinem Hause, und Allem, was Er that. Zu Ansehen in Europa gekommen, in der öffentlichen Meinung hoch gestiegen, zuerst befragt in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten, beachtet in Seinem Rath, gelang es Ihm, den Krieg in Seinen Uebeln aus Erfahrung kennend, den Frieden der Welt zu erhalten, und wie Er sich dadurch ihre Anerkennung erwarb, so förderte Er mit Seinem Vermögen den gedeihlichen Zustand aller Gewerbe, Künste und Wissenschaften, so daß besonders die Masse des Volkes, und in derselben die Mehrzahl der Bürger und Bauern, mit Leib und Seele an Ihm, Ihrem Restaurator und Wohlthäter, in Vertrauen und Liebe hing. Selten ist ein König von ganz Europa so innig verehrt, so herzlich von seinen Unterthanen geliebt, als König Friedrich Wilhelm III.; solche Verehrung war Sein Glanz, solche Liebe Sein Glück. In den Schranken der Gesetze, vor deren heiligem Richterstuhle Alle, der Reichste und der Aermste, gleich sind, bewegte sich Alles, in allem Uebrigen war Jeder im Lande frei, strebte ohne Hinderniß, wie er wollte, nach seinen Kräften und Mitteln vorwärts, und es gab im ganzen Staate keinen Sklaven mehr. Wie aus einem langen Traume war auch der mittlere und untere Stand erwacht

und zum Bewußtsein der Menschen-Würde gekommen, war die sonst knechtische und unwürdige Abhängigkeit verschwunden. Bei diesem allgemeinen, das Ganze durchdringenden Streben wurde in allen Classen ein geistiges Uebergewicht geltend, und im Gefühl ihrer regen Kraft hob sich die ganze Nation. Der lange Frieden gab allen materiellen und geistigen Elementen Zeit, Ruhe und Raum, zur Entwickelung, und die ersten Diener des Königs, welche, wenn sie wollten, bei und unter Ihm alt wurden, konnten stetig und fortschreitend das Werk ihres Wirkungskreises immer mehr zur Reife bringen. Dieses geordneten Zustandes und seiner fortschreitenden thätigen Ruhe freuete sich vorzüglich der König; und da Er, kleine und kurze rheumatische Unbequemlichkeiten abgerechnet, kräftig und rüstig war, so überließ man sich gern der schmeichelhaften Hoffnung, Er könne bei Seiner geregelten und einfachen Lebensweise sehr alt werden und recht gut Sein 50jähriges Regierungsjubiläum erreichen. *)

*) Sein 25jähriges wurde den 17ten November 1822 im ganzen Lande festlich, vorzüglich in Berlin, auch in Potsdam, wo die Bürgerschaft eine gut organisirte Schule in der Teltower Vorstadt gegründet und dotirt hat, zum Andenken dieses merkwürdigen Tages gefeiert. Auf Anordnung der vorgesetzten Behörde wurden im großen Concertsaale bei Eröffnung der Mittagstafel, nachdem die, aus allen Ständen zahlreich Versammelten ihren Platz eingenommen hatten, folgende Worte gesprochen:

„Aufgefordert, zu sprechen ein kurzes christliches Wort zur Weihe des herrlichen Festes, welches auch uns hier an fröhlicher Tafel versammelt, bedarf es nicht erst einer Anregung der Gefühle, die es verlangt, da es seinen schönen Anklang nicht bloß am gefüllten Becher, sondern innig und tief in jedem Herzen findet. Ja, wie in glücklichen Familien des Vaters und der Mutter silberne Hochzeit-Feier, und des bewährten Freun-

Doch der Mensch denkt, Gott lenkt. Anders hatte Der es beschlossen, der will, und es geschieht, der gebeut, und es

---

des 25jährige redliche Dienstzeit in kleinen abgeschlossenen Kreisen festlich unter innigen Segenswünschen begangen wird, also in diesem heiteren Geiste der Liebe und Eintracht, in dieser freien Huldigung der Ehrfurcht und Anhänglichkeit, feiert heute in den weiten Kreisen von Millionen unser ganzes Volk, in Palästen und Hütten, in volkreichen Städten und stillen Dörfern, das Jubelfest der 25jährigen Regierung Sr. Majestät, unseres hochverehrten Königs und Herrn."

„Blicken wir von der heiteren Höhe dieses köstlichen Tages bis zum 16ten November 1797 ernst und denkend zurück; lassen wir das reiche, vielsagende Bild dieser 25jährigen Regierung mit den Begebenheiten, die sie umschließt, welthistorisch an uns vorübergehen: so bietet uns der enge Zeitraum von noch nicht drei Decennien in den Zuständen der Europäischen Völker und unseres Volkes einen größeren Reichthum wunderbarer Wechsel, Erscheinungen, Ereignisse und Erfahrungen, dar, als sonst manches Jahrhundert. Wir Alle, hochverehrte Männer! haben sie durchlebt, diese außerordentliche, rasche Zeit; bei den meisten von uns ist sie gefallen in die besten Jahre unserer Kraft und Thätigkeit; wir wissen, wie furchtbar sie gestürmt, wie schrecklich sie niedergerissen, aber auch wie herrlich und groß sie wieder aufgebauet und eine neue Ordnung der Dinge gegründet hat."

„Und wer hat in dieser thatenreichen Epoche, wo die alte Zeit und eine neue in blutigen Kämpfen miteinander rangen; wo in schnellen Wechseln das Eine das Andere drängte und abrollte, sich entwickelte und gestaltete, was im Rathschlusse des Ewigen beschlossen war, — wer hat in dieser gewaltigen Zeit, wo Alles, was ein Volk Großes und Herrliches hat, verloren gehen konnte, und Alles schöner und herrlicher in verjüngter Kraft wieder errungen ist, sich größere und gerechtere Ansprüche an unsere Ehrfurcht und Dankbarkeit, an unsere Treue und Anhänglichkeit erworben, als Er, dem heute unsere Herzen auf's Neue huldigen! — Weise, gerecht und mild in Seiner Regierung; groß und voll Würde im schweren Unglück; ernst

steht da. Das 70ste Jahr im Lebenslaufe des Herrschers war in der Nähe, also eine hohe Stufe erstiegen, als Er

---

und demüthig auf dem Gipfel des Ruhmes; offen, bieder, klar und aufrichtig in Seinem Charakter; fromm und christlich in Seiner Gesinnung; edel, einfach und rein in Seinen Sitten; ein hellglänzendes Muster als Gatte und Vater: — wer mag es überschauen und berechnen, wieviel Böses Sein erhabenes Beispiel verhindert, wieviel Gutes Er in Seiner 25jährigen Regierung gestiftet hat!" —

„Das Vollkommene zu bewirken, wie das Ideal in reiner Anschauung mit blühenden Farben es malt, ist in einer unvollkommenen Welt nicht möglich; und wer, der sie und sich kennt, und mit sich selbst so lange er lebt nicht fertig wird, wird außer sich begehren, was er in sich nicht findet? Auch der weiseste und mächtigste Landesherr ist von Begebenheiten, Hindernissen, Zufällen und Einflüssen, abhängig, welche nach seinen Wünschen zu gestalten oft außer den Grenzen der Möglichkeit liegt."

„Darum entweihe keine Uebertreibung, und noch weniger irgend eine Schmeichelei, die unter der Würde des Mannes ist, dieses heilige Königsfest." —

„Aber sind wir gerecht, billig und dankbar, blicken wir unbefangen um uns her, und sehen an zuvörderst Seine Armee. — Frei von Miethlingen, bestehend aus den kräftigsten Söhnen des Vaterlandes, nie hat ein reineres wirksameres Ehrgefühl sie beseelt: nie eine so menschliche und doch ernste Disciplin sie zusammengehalten, als jetzt; sie ist das schöne Abbild Seiner hohen, edlen Stattlichkeit. Blicken wir auf Seine Staatsdiener und Beamten, in allen Stufenfolgen der vorgesetzten Behörden: nie waren die Ansprüche an ihre wissenschaftliche und moralische Bildung, an ihre Berufstreue, höher gestellt, und nie die Verhältnisse zwischen Vorgesetzten und Untergebenen wirksamer, milder und glücklicher, als jetzt. — Forschen wir nach dem, was zur Belebung der Gewerbe, Künste und Wissenschaften geschieht: nie hat ein Monarch

nun auch alterte, und sichtbar verfiel. Die Schultern wurden hoch, die Beine mager, die Kleider weit, die Tritte schwankend, der Rücken wurde hohl, das Gesicht verändert, der Husten quälend, der Auswurf stark, der Appetit schwach, der Schlaf kurz und unterbrochen. Aber Sein Geist blieb

---

ihnen eine größere Aufmerksamkeit und Königlichere Freigebigkeit geschenkt, als der unsrige. Fragen wir den Bürger, befreit von so manchen Fesseln und Beschränkungen, die ihn sonst drückten: so hat der Geschickte und Fleißige sich nie freier und glücklicher in seinem Berufe gefühlt und bewegt, als jetzt. — Richten wir unsere Blicke auf den Landmann: neue Rechte und Vorzüge sind ihm geworden, und Alles, was für ihn geschehen, verheißt und verbürgt ihm eine glückliche Zukunft. Hören wir die Stimmen des ganzen Volkes in allen seinen Klassen und Ständen, in bürgerlicher, sittlicher und religiöser Hinsicht: es ist ein edles, biederes, hochherziges, freies und glückliches Volk, ein Volk, das in Deutscher Sitte Gott fürchtet und den König ehrt!"

„Welchem Machthaber möchten wir lieber dienen, als Ihm, unserem angestammten Königlichen Herrn? Wo ist das Fürsten-Haus, das seit 400 Jahren eine solche glänzende Reihe großer und edler Regenten hat, als das Seinige? — In welchem Lande würde uns wohler sein, als in dem, das Sein sanfter Scepter und Sein väterliches Herz mit Liebe und Huld umfaßt? Darum wollen wir heute uns freuen und fröhlich sein; denn diesen schönen festlichen Tag hat uns Gott gemacht." —

„Er, der Allmächtige, der so sichtbar mit seiner Gnade über unseren Landesherrn, Sein Haus, Seine Kinder und Sein Volk, waltet, lasse Ihn in wachsender persönlicher Glückseligkeit, und in der Glückseligkeit aller Seiner Unterthanen, diesen Tag noch einmal erleben, daß der silbernen Regierungsfeier die goldene folge. An fröhlicher Tafel beseele, erheitere uns Alle Ein

heiter, so daß Er vielen Festen, besonders Familienfesten, die Er in Potsdam gab, beiwohnte. Namentlich geschah dieß, als Sein Schwiegersohn Paul Friedrich von Mecklenburg-Schwerin als Großherzog zur Regierung kam. Als ich demselben Glück und Segen wünschte, sagte er: „Das Beste von Allem, was sich in meinem Leben findet, habe ich den 25sten Mai 1822 aus Ihren Händen in meiner Frau Alexandrine empfangen; Sie ist nun Großherzoginn, aber wir können nicht glücklicher werden, als wir es waren und sind.“ Dem Könige, als Vater, machte diese Aeußerung große Freude; denn wie Er Seine Kinder geliebt hatte, so liebte Er sie bis an Sein Ende. Nach dem Tode des alten betagten biederen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin war Friedrich Wilhelm III. Senior aller Europäischen Regenten; als ich Ihn daran erinnerte, sagte Er: „Weiß wohl. Werde und muß nun auch bald sterben; vorher will ich aber noch einmal zum heiligen Abendmahl gehen.“ Dieß geschah am grünen Donnerstage 1840 in der Königlichen Hauscapelle, und — es war das Letztemal. Nicht ohne Wehmuth kann ich an diese ernste und traurige heilige Stunde denken. Nach den Worten des sterbenden Erlösers:

„Vater in Deine Hände befehle ich meinen Geist,“ redete ich über die merkwürdige Erfahrung: „daß noch nie ein

---

patriotischer Sinn, Ein Gefühl für unsere gemeinschaftliche Ehre und Wohlfahrt, und unser Tischgebet bezeichne das fromme Wort:

„Gott segne den König!“

„Und von der Memel bis zum Rheine halle es wieder aus allen treuen Herzen:

„Gott erhalte, — Gott segne den König!“ —

Sterbender seine Religiösität bereuet habe.“ Der König hörte mit Sammlung andächtig zu, als wenn Er sich zum Tode eingeweihet hätte. Alle umher Sitzenden, unter ihnen auch Seine Gemahlinn, weinten still, und Sie sah mit Blicken frommer Wehmuth nur den König an. Beim üblichen Niederknien der Communicanten während der Einsetzungsworte des Herrn beim heiligen Abendmahl konnte der kranke König nicht niederknien; Er saß aber demüthig und betend in einer gebückten Stellung. Wie wenn Seine Kräfte sich erholt hätten und Sein Geist über den Körper siegte, trat Er wie ein Verklärter hervor, und als Er das geweihete Brod und den gesegneten Kelch empfing, war in Seinem edlen Angesichte ein unaussprechlicher Friede, ein Unterpfand Seiner Erlösung und Seligkeit. Die Feier ging zu Ende; Alles stand auf; der König schlich langsam durch, — wir sahen traurig Ihm nach! Als ich, gerufen, in Sein Wohnzimmer trat, saß Er erschöpft in einem Lehnsessel und winkte mich näher heran. Mit leiser, gebrochener Stimme sagte Er: „Ich danke Gott, daß ich das heilige Abendmahl noch mal habe genießen können. Durch die gläubige Vereinigung mit dem Erlöser finde ich mich sehr erquickt.“ Zur Fürstinn von Liegnitz, die zugegen war, sagte Er: „Ehe ich's vergesse: geh mal hin und hole ein schönes porzellanenes bemaltes Oster-Ei.“ Das sagte Er, um Sie zu entfernen, damit Sie sich nicht betrübe, da Er dann fortfuhr: „Sie haben eine lange Reihe von Jahren mir das heilige Abendmahl gereicht, immer mir zum Segen. Auch haben Sie freimüthig ernste Wahrheiten verkündigt, und ich habe es wohl gefühlt, daß sie zunächst mich angingen. So ist es recht; ich danke Ihnen. (Er gab mir, zum Letztenmal, die Hand, und hielt sie lange.) Im künftigen Jahre werden Sie es mir nicht mehr reichen.

Ich sterbe, sterbe gewiß bald.“ Indem Er dieß sagte, trat die Fürstinn wieder herein, und Er entließ mich, sich zusammennehmend, mit den Worten: „Leben Sie wohl; bald sehen wir uns in Potsdam.“

Auch kam Er an einem sonnigen April-Tage dahin; aber noch mehr verfallen und sichtbar dem Tode näher. Er war so schwach, daß Er gegen Seine sonstige Gewohnheit zum Theil saß, zum Theil sich an einen Stuhl lehnte. Es wurde von dem mit Sehnsucht erwarteten Frühling, seiner erquickenden Wärme und von besseren Tagen gesprochen. Bald entließ Er die kleine Gesellschaft und ging langsam schleichend in die angrenzende Stube. Man versammelte sich still in dem Speisesaal. Betrübt und traurig war ich im Audienzzimmer stehen geblieben; ganz allein noch in demselben, heftete ich betrübte Blicke auf die Thür, durch welche Er gegangen war. Dieselbe öffnete sich langsam. Es war der König. Er sah mich, wie Er zu thun pflegte, gutmüthig und freundlich an, warf Seine geküßte Hand mir zu, und sagte mit leiser Stimme: „Leben Sie wohl!“ Die Thür ging wieder zu. Der Hohe Herr war verschwunden. Dieß ist das Letztemal, daß ich Ihn gesehen habe. Er steht als ein Geist vor mir; ich kann und will diesen Anblick nicht loswerden.

Der König kehrte nach Berlin zurück, um dort zu sterben. Er fühlte, daß es mit Ihm zu Ende ging; Er täuschte sich nicht, und ließ sich nicht täuschen mit der Hoffnung auf ein längeres Leben. Er war fertig mit Seinem Tagewerk; für Ihn war die Zeit des Abtretens vom Schauplatze gekommen, und Er, der im Leben für Andere abgelebt

war, *) starb mit willigem Geiste, wodurch Er sich den Tod leicht machte. Doch ehe Er sich zum letzten Schlafe niederlegte, vollendete Er noch ein großes Werk, durch das Er Seiner Regierung das Königliche Siegel aufdrückte, so daß man in Wahrheit davon sagen kann: Das Ende krönte das Werk. Durch Gottes wunderbar waltende Fügung waren es im Juni 1840 gerade Einhundert Jahre, daß Friedrich der Große 1740 seine glorreiche und beglückende Regierung angetreten. König Friedrich Wilhelm III., stets den rechten Moment treffend, hatte darum ganz diese nun erfüllte Zeit gewählt, Seinem großen unsterblichen Ahnherrn nach dem Wunsche der Preußischen Nation ein Denkmal zu errichten. Er und Sein Volk war nach schwerer, demüthigender Prüfung wieder des großen Mannes würdig geworden, so daß der äußere Glanz des veranstalteten Nationalfestes zugleich das treue Abbild innerer Würdigkeit war. Der sterbende König ordnete noch selbst die ganze prachtvolle Einrichtung dieses Festes an, und sein Geläute, sein Kanonendonner, seine Stille, sein Gesang, seine Festreden, die still lauschenden Volksmassen, waren die Abenddämmerung Seiner letzten Stunden. Nun, nachdem dieß geschehen, war auch das Letzte, was noch auf Erden von Ihm nach Seinen und den Bedürfnissen und Wünschen Seines treuen Volkes gethan werden mußte, vollendet, und als ein Vollendeter richtete Er Seinen Blick nach dem Himmel, dem Er zueilte. Dem nun auf der Grenze der Zeit und Ewigkeit stehenden Könige war Sein naher Heimgang gewiß, und Er war, gehalten von Seinem Glauben, ruhig und getrost. Er, ein christlicher

*) Aliis lucendo consumtus.

Held, der so oft dem Tode unerschrocken in's Auge gesehen, fürchtete den Tod nicht, und mit vollem klaren Bewußtsein ordnete bis auf Nebenumstände Er selbst an, wie es mit Seiner Beerdigung gehalten werden sollte; unter Anderem hatte Er das alte herrliche Lied: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!" bei Seiner Beerdigung zu singen, mit eigener Hand aufgezeichnet.

Einige Tage vor Seinem Tode erhielt ich durch den General-Adjutanten und vortragenden Rath, General-Major von Lindheim, den Befehl, schleunigst zum todtkranken Könige zu kommen und demselben das heilige Abendmahl zu reichen. Bei meiner Anwesenheit im Schlosse, wo ich Alles traurig fand, hörte ich mit Betrübniß, daß der hohe Patient sich so befinde, daß jede Aufregung vermieden werden müsse. Doch wurde mir der weitere Befehl, mich in der Nähe zu halten. Ich ging also ab und zu, sprach bald mit Diesem, bald mit Jenem, und erkundigte mich sorgfältig. Des anderen Tages wurde ich in das Zimmer geführt, in welchem sich nebst den anderen Königlichen Töchtern auch die Kaiserinn von Rußland befand. Auf allen Gesichtern sah man tiefen Schmerz. Wiewohl die Kranken-Stube entfernt lag, sprach man doch leise, wie man zu thun pflegt, wenn das Herz voll von Kummer und Bangigkeit ist. Alles war erfüllt mit Angst vor den Dingen, die da kommen sollten; und doch hatte Keiner den Muth, sie zu nennen. Ich sollte trösten, und konnte es doch nicht, und vermochte nur von dem großen Haufen Menschen zu reden, die draußen auf der Straße vor dem Schlosse des todtkranken Königs theilnehmend still und traurig standen. So verging der Tag, den ich größtentheils im Vorzimmer des noch kränker gewordenen Königs zubrachte. Alles war still, Alle schwiegen und gingen kaum

hörbar auf den Zehen. Jeder fühlte es mit trauernder Ehrfurcht, daß er sich in der Nähe des sterbenden Landesvaters befand. Von Zeit zu Zeit hörte man in der umgebenden Stille abgebrochene Worte, ein Stöhnen und Röcheln. In der Nacht um 1 Uhr nach meinem Quartier gehend, fand ich überall in den matt erleuchteten Gängen und auf den Treppen Königliche Bedienten, die weinten; die Meisten standen mit schluchzenden Gesichtern an die Wände gelehnt. Draußen vor dem Schlosse stand in tiefer stiller Mitternacht ringsum schweigend ein dichter Haufen von Menschen aus der mittleren und unteren Klasse. Als sie mich von der Rampe, bei den leuchtenden Schloßlaternen, kommen sahen, umzingelten sie mich, theilnehmend und leise nach dem Befinden des Königs fragend, und ich mußte die gegebene traurige Antwort oft wiederholen. Diese schmerzvolle Theilnahme des gemeinen Mannes rührte mich tief. Wohl dem Fürsten, der also verehrt und geliebt wird! O! die ungeschminkte Treue, die in Noth und Tod ausharrende, aus dem Herzen kommende freie Liebe des Volkes ist die beste, sicherste Wache, ist besser als alle Bajonette und Kanonen. Diese Liebe, die stärker ist, als der Tod, und unter einem härenen Wamse oft wärmer schlägt, als unter Stern und Ordensband, ist von Gott und führt zu Gott. Ich blickte auf zu den ewigen Sternen, sah tief im Osten einen weißen Schimmer, und dachte an den sterbenden König. Den dritten Tag war ich bei guter Zeit wieder im Schlosse und ließ zur gelegenen Stunde bei der Fürstinn von Liegnitz mich melden. Wie im Fluge kam Sie, mit einem traurigen, gebrochenen Wesen, unmittelbar vom Krankenbette. Sie sagte folgende Worte: „Der König ist kränker geworden. Was auch die Aerzte verordnen mögen, Nichts will mehr helfen. Jetzt liegt Er

ohnmächtig im Schlummer; ich fürchte, es ist der Todes-schlummer. Sich selbst nicht mehr bewußt, hat Er in drei Tagen vom heiligen Abendmahl nicht mehr gesprochen, und nur in einem hellen Augenblicke könnten Sie es Ihm reichen, wenn Er es verlangte. Er darf nicht gestört werden. Er ist ruhig und still, gefaßt und getrost. Er hat, was die Hauptsache ist und bleibt, immer gottesfürchtig und christlich gelebt. Aber ich muß eilen, wieder an Seinem Bette zu sein. Beten Sie für Ihn!" Und die edle Frau eilte zurück. Von den Aerzten hörte ich, daß der König schwerlich wieder zum Bewußtsein kommen und bald sterben werde. Mir war es lehrreich, das Innere eines Königshauses auch unter solchen Umständen in der Nähe kennen gelernt zu haben, — auf dem Rückwege nach Potsdam dachte ich an das große Eine, was Noth ist!

Die Fürstinn von Liegnitz hat bis zum Tode des Königs, der bald nachher, am ersten Tage des heiligen Pfingstfestes, den 7ten Juni 1840, Nachmittags 3 Uhr, erfolgte, mit wachsender Liebe und Treue als Königliche Gemahlinn sich bewährt. Es ist nicht möglich, aufmerksamer, fürsorgender, thätiger und ausharrender, in Krankheit und Tod zu sein, als Sie es war. Das Alles war und leistete Sie, nicht um Ihrer hohen Stellung ein Genüge zu thun, sondern aus Neigung und innerem Herzenstriebe, weßhalb Sie auch in solcher Wartung und Pflege nicht ermüdete. Was Sie war und that, war und that Sie von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Dieselben wurden durch den Geist, der Sie beseelte, über natürliches Vermögen erhöhet, und wirkten mit einer stetigen und liebevollen Kraft, die Nichts von Ausruhen wissen will, vielmehr Ruhe in der Be-

wegung der Pflicht findet. In dieser athmete, lebte, webte und war Sie durch Ihre Weiblichkeit, Tugend und Anmuth, in ihr hat Sie die letzten Jahre des Königs erheitert und Sein Ende versüßt. Er selbst nennt Sie in Seinem Testamente: „ein Muster treuer, zärtlicher Anhänglichkeit.“ Er hat in Ihrer Beurtheilung und Wahl sich nicht geirrt, und so sehr Seine zweite Verheirathung anfangs getadelt wurde, so allgemein, laut und öffentlich, fand sie nachher Billigung. Der König Friedrich Wilhelm III. hat bis an Sein Ende ungetheilte Verehrung und Liebe genossen, und darum verehrt jeder Preuße auch die hohe edle Frau, die Seine eheliche Gemahlinn war, und, geknüpft an Seinen unsterblichen Namen, wird, wie der Segen der Mitwelt, auch der Segen der Nachwelt auf Ihr ruhen.

Fünfter Abschnitt.

Die Neigung des Königs für das Schauspiel.

Wo Licht ist, da ist auch Schatten. — Man hat mit dem bekannten ernsten und besonders frommen Charakter des Königs Seine Neigung für das Schauspiel unvereinbar gefunden; und doch war Beides in Ihm. Wenn Er von Zeit zu Zeit, bei außerordentlichen Gelegenheiten, hingegangen wäre und geistreiche, vorzügliche Spiele gesehen hätte, so würde man darin nichts Befremdendes gefunden haben; denn auch ernste und gebildete Männer und Frauen gehen zuweilen gern hin und finden ein wahres Vergnügen daran, interessante, verwickelte Lebensscenen, in Meisterstücken gut gegeben, an sich in behaglicher Ruhe vorübergehen zu sehen. Aber der König ging fast täglich hin, und Er behielt das bei in Seinem Alter, ja bis an Sein Ende. Er sah auch mittelmäßige Dinge, Possen, auf dem sogenannten Kasperle-Theater, und liebte überhaupt mehr komische, als tragische Darstellungen. Wenn Er in Carlsbad oder Teplitz war, versäumte Er selten das Schauspiel, und so mittelmäßig, fade und leer, es oft war, Er hielt aus bis zuletzt. Auf die Verbesserung und Verschönerung des Theaters in Berlin legte Er, seit Er in Paris (wo Er, so oft Er konnte, hinging) gewesen war, einen großen Werth. Die Oper, ihre

Decorationen, ihre Tänzer und Tänzerinnen, kosteten Ihm viel Geld und Er gab vorzüglichen Schauspielern und guten Sängerinnen große Gehalte. Er berief Französische und Italienische Schauspieler, es wurde mit Seiner Genehmigung ein zweites Theater gebaut, das sogenannte Königsstädter, und so oft Er in Potsdam war, wohnte Er in der Regel in Seiner Loge dem Schauspiel bei; ließ im Sommer, so oft Feste im Neuen Palais waren, auf dem kleinen Schloß-Theater Vorstellungen geben und die Spieler und Spielerinnen durch den Geheimen Kämmerier Timm gut bewirthen. Ja Er selbst erschien unter ihnen, zeichnete die vorzüglichsten aus, und man erzählt sogar, daß Er nicht selten den Proben beigewohnt habe.

Diese Neigung gefiel der jungen und alten leichtsinnigen Welt und sie rühmte sie; den Ernsten, Gesetzten aber mißfiel sie, sie tadelten sie, fanden sie räthselhaft und unvereinbar mit Seinem sonstigen Leben und dem ernsten, besonders dem kirchlichen Sinne, den Er dabei ebenso offen an den Tag legte. „Ein König, dem so viel durch den Kopf ginge, der so Vieles zu bedenken und zu verrichten habe," meinte man, „hätte wohl was Anderes zu thun, als täglich in die Komödie zu gehen und Narrenpossen zu sehen; der alte Herr gehe aus langer Weile hin und wolle auch unterhalten sein!" Die Guten schwiegen, in Anerkenntniß so vieler übrigen löblichen Eigenschaften und Regenten-Tugenden, still, schüttelten aber die Köpfe, und seufzten, mit dem Worte: „Räthselhaft!" Die modernen Mystiker und Pietisten klagten und verdammten laut; sie meinten, „der Abbrand des Schauspielhauses (1817) sei eine gerechte Strafe des zürnenden Himmels; es sei eine Sünde und Schande, daß es zwischen zwei Kirchen

stehe; könne man sich noch wundern, daß diese leer, jenes angefüllt sei; nun würde es gewiß nicht wieder hergestellt werden!" Der König erhielt Insinuationen der Art; aber Er ließ an der Stelle des alten prächtigen und schönen ein neues aufbauen; Er wohnte der Einweihung bei, die der damalige Intendant Graf Brühl auch durch einen geistreichen Prolog seines Freundes Göthe verherrlichte, und die theatralischen Vorstellungen, welche einen neuen Schwung bekamen, wurden fleißig vom Publicum besucht, um so mehr, da der König fast nie fehlte. Ihn davon abzubringen, erschienen religiöse Schriften, in welchen der häufige Besuch des Schauspiels, als der Seele schädlich, und daß noch Niemand durch dasselbe gebessert sei, vorgestellt wurde; es war umständlich die Rede von der verführerischen, sündhaften Macht böser Beispiele, besonders wenn sie von den Höheren gegeben würden, die Anderen mit einem guten Beispiel vorleuchten sollten; es fehlte nur noch, daß der König mit Namen genannt wurde, — daß Er damit gemeint sei, fühlte Jeder. Diese gut geschriebenen Schriften machten Sensation, der König las sie; aber es blieb wie es war, vor wie nach behielt Er Seine Gewohnheit bei, das Schauspiel am Abend, besonders im Winter, zu besuchen. Endlich, wiewohl Aller Augen zuerst nach der kleinen Königlichen Loge gerichtet waren, gewöhnte man sich daran, Ihn in einer Ecke bequem angelehnt darin sitzen zu sehen; man sprach davon, als von einer Schwäche, jedoch schonend, um so mehr, da man unter Seiner weisen, gerechten und gütigen Regierung sich glücklich und sicher fühlte. Man dachte: „Er ist auch ein Mensch und hat als solcher Seine Unvollkommenheiten; haben doch Seine löblichen Eigenschaften das Uebergewicht — und — ubi plurima nitent."

Aber dieser weite und bequeme Deckmantel der Schonung und Liebe war mir nicht recht bei einem Herrn, den Gott so hochgestellt hatte, der in allem Uebrigen musterhaft war, den ich sonst nur von vortrefflichen Seiten kannte, und in welchem ich so gern ein Ideal gesehen hätte. Ihn unter possenhaften, närrischen Dingen fast täglich im Theater zu wissen, schien mir unter Seiner Königlichen und moralischen Würde, und es war mir dieß vollends unbegreiflich, wenn ich Ihn Sonntags in der Kirche ernst, fromm und demüthig, vor Gott gesehen hatte. Ich verdoppelte also meine Aufmerksamkeit auf Ihn, um mir diese psychologische Anomalie zu erklären; und da ich damit nicht auf's Reine kommen konnte, nahm ich mir vor, mit Ihm selbst darüber zu reden. Dieß kam früher, als ich gedacht hatte; und zwar so, daß ich nachher darüber erschrak. Die Absicht lag in meiner Seele, und daher mochte es kommen, daß ich damit ungeschickt, aber doch ehrlich, hervortrat.

Es war nämlich bei den Berathungen über die Liturgie auch die Rede von der Länge des Gottesdienstes. Der König hatte für die Dauer desselben eine Stunde bestimmt, so daß vor der Liturgie 2, nach derselben ebenfalls 2 Verse, am Ende aber 1 Vers gesungen wurde, die Predigt mithin eine kleine halbe Stunde nur währte; und doch ist sie in der Evangelischen Kirche die Hauptsache! „Diese beschränkte Zeit," bemerkte ich, „mag allenfalls für den Militair-Gottesdienst, *) bei welchem Alles nach der Uhr geschieht, lang

*) Im Jahre 1822 erschien eine kleine Schrift unter dem Titel: „Kirchenbuch; nebst einem Katechismus und einer Sammlung biblischer

genug sein, die Leute sind einmal daran wie an die Kirchen-paraden gewöhnt; aber diese Zeit ist offenbar in Civilgemeinden, in Städten und auf dem Lande, wo man an eine längere gewöhnt ist, zu kurz. Unsere Evangelische Kirche hat einen reichen Schatz herrlicher Lieder, und der gemeine Mann, besonders das weibliche Geschlecht, singt gern; mit den kirchlichen Abkündigungen ist eine und eine halbe, auch wohl zwei Stunden, für die Dauer des Gottesdienstes nicht zu viel Zeit; ich bitte und wünsche, daß diese den Civilgemeinden gelassen werde, auch um Ew. Majestät Person willen." „Wie so? um meinetwegen?" fragte der König. Es war

---

Sprüche und Gebete, zur häuslichen Andacht und Erbauung für die Königlich Preußische Armee. Potsdam bei Horvath." Das Büchlein ist in Duodez klein und dünn, weil der Soldat im Kriege in seinem Tornister es mitnehmen soll, theils um es bei dem Feldgottesdienst zur Hand zu haben, theils zu seiner Privat-Erbauung. Das ist löblich und gut und es läßt sich Nichts dagegen sagen. Aber die mir aufgetragene Anfertigung des Kirchenbuchs für einen wesentlichen, achtungswerthen Theil der Nation machte, weil es bei der Kürze doch reichhaltig sein sollte, mir viel Kopfbrechens und Mühe. Besonders wollte oft es mir nicht gelingen, von den nur 64 an der Zahl aufgenommenen, zum Theil herrlichen Kirchenliedern nur 5 Verse, wie vorgeschrieben war, so auszuwählen, daß der Zusammenhang erhalten würde. Dieß mußte in vielen Fällen mißlingen und das Zerreißen und Zerstückeln war mir widerlich. Niemand kann darum die Dürftigkeit dieses Gesangbuches mehr fühlen, als ich, und oft bin ich, besonders in Casualfällen, bei dem Mangel an passenden Liedern, weil ich gern der öffentlichen Erbauung in allen ihren Theilen Einheit geben möchte, in Verlegenheit gesetzt. Ueber 20 Jahre ist dieses Kirchenbuch in mehreren Auflagen von der Königlich Preußischen Armee gebraucht; von ganzem Herzen wünsche ich, daß in dessen Stelle bald ein neues, besseres, erscheinen möge.

einmal halb heraus, ich fand also kein Bedenken, mich ganz auszusprechen, und setzte hinzu: „Ja, auch um des Königs willen; der Unterthan wird sagen: „Der Herr kann drei Stunden, und wohl länger noch, in dem Schauspielhause zubringen, und uns gönnt Er die Zeit nicht einmal in der Kirche!““ Witzleben, der gegenwärtig war, fixirte, Albrecht sah vor sich nieder; der König aber lächelte und antwortete: „Ist mir lieb, daß Sie so offenherzig sind. Uebrigens ist das, nehmen Sie es nicht übel, einfältig geredet; zwei Dinge werden da mit einander verglichen, die gar nicht zusammen passen. Im Schauspielhause amüsirt man sich, in der Kirche betet man und sucht Erbauung; man kann sich Stunden lang amüsiren; aber nur eine kurze Zeit wahrhaft andächtig sein. Sie müssen aber nicht glauben, als wenn ich so auf das Schauspiel erpicht sei. Doch das ist eine nicht hierhin gehörige Materie; von ihr umständlich zu einer anderen, gelegenern Zeit.“

Nun war die Bahn gebrochen; die Freimüthigkeit, mit der ich gesprochen, hatte Ihm wohlgefallen; und Er redete von dieser Zeit an, besonders wenn im Neuen Palais theatralische Vorstellungen gegeben wurden, von ihnen sehr oft, immer unbefangen. Der wesentliche Inhalt, der wenigstens diese Neigung erklärt und dieselbe in ihrem wahren Lichte zeigt, ist aber folgender:

Der König war Mensch, das weiß Jeder; aber man denkt nicht daran, wenigstens der Fernstehende nicht, wenn man in Ihm nur den König sieht, also den Ersten des Landes und das Oberhaupt Aller. Man steigert die Ansprüche an Ihn und will Ihn ohne Fehler haben; Er soll auch der

Beste sein, und man vergißt, daß eine so sich auszeichnende Tugend schwerer zu finden ist auf der Sonnenhöhe des Thrones und seines Reichthums, als im Schatten des stillen unbemerkten Privatlebens. Der Nimbus der Herrlichkeit, welcher gekrönte Häupter umglänzt, hat in unseren Tagen seine Farben und ihre Pracht nicht mehr so, wie in alten Zeiten, in den Tagen, wo unsere Großväter und Väter lebten. Sonst beherrschte Autorität die Welt und man huldigte ihr; auch jetzt thut man das noch, aber man will, daß sie mit persönlicher Würdigkeit verbunden sein soll. Das ist zwar recht und gut und unstreitig ein Fortschritt; aber da sich Jeder hier ein Urtheil anmaßt, so ist es nie schwerer gewesen, als in unserer Zeit, ein guter Regent zu sein. Alle seine Handlungen werden vor das Forum der Publicität gezogen und mit scharfem Späherblick beurtheilt, — auch laut getadelt. Wenn sonst der Königliche Befehl genügte, um zu gehorchen, so will man jetzt in Allem das „Warum?“ wissen, und man beruhigt sich nicht eher, als bis man es vernommen und genügend gefunden hat. Und doch kann man nicht Allen es recht machen, aus dem einfachen Grunde, weil Jeder glaubt, Recht zu haben. Die Bitte und das Verlangen des Einen macht die entgegengesetzte Erfüllung, die der Andere begehrt, unmöglich. Wo Zwei miteinander in Collision kommen, da muß nothwendig Einer zurücktreten. Jener verdankt Alles seinen Verdiensten; Dieser klagt über Ungerechtigkeit. Jener mußte das Erbetene haben; Dieser klagt über Zurücksetzung, — Keiner ist übler daran, als wer Allen helfen soll. Ueber diese Unbilligkeit beklagte sich oft der König, dann hinzusetzend: „Ich bin ein Mensch!“ Um die Schwächen der menschlichen Natur zu verbergen, um dieselben aus den Augen der Beobachter zu bringen, ist es weise,

wenigstens klug berechnet, wenn die Hohen sich selten, nie aber anders, als mit Pracht und Pomp umgeben, dem Publicum öffentlich zeigen, — um hinter der Herrschaft und ihren Schrecken geheime und grobe Ausschweifungen, wie freilich die Menschen meinen, zu verstecken. Friedrich Wilhelm III. hatte Nichts zu verstecken; offen wie ein aufgeschlagenes Buch lag Sein Leben, das öffentliche, wie das häusliche, vor den Augen aller Welt da; es lag in Seiner Natur, nicht besser scheinen zu wollen, als Er war; Er gab sich ganz hin und hat nie aufgehört, ein ehrlicher Mann zu sein.

In Seinen jüngeren Jahren liebte Er das Schauspiel nicht; dasselbe war Ihm, wenn auch nicht zuwider, doch indifferent, Er that für dasselbe fast gar nichts, Er duldete es, als eine in einer großen Stadt der Einwohnerschaft und den Fremden nothwendige Belustigung; Er erschien selten, und nur dann, wenn ein neues, Sensation machendes Stück, vorzüglich von Schiller, und wenn Iffland spielte, gegeben wurde. Es ist bekannt, daß die Königinn, welche diese Vergnügungen gern hatte, Ihn dazu erst auffordern und Ihn um die Theilnahme bitten mußte. Er erschien dann an Ihrer Seite; öfter blieb Er zurück und Sie kam ohne Ihn. Aber seit Er in Paris gewesen war trat die Neigung für dieses Vergnügen in Ihm sichtbar hervor, und sie nahm mit den Jahren zu, statt daß sie sonst im Alter abnimmt.

Auffallend hatte Er in diesem Stücke sich geändert, hatte Sein Geschmack eine andere Richtung genommen; dieß ist um so befremdender, da Er in allen übrigen Dingen ernsthaft blieb, wie Seine Regierungsgeschichte sattsam in allen neuen Einrichtungen, die Er nach den Fortschritten der Zeit

und ihren Bedürfnissen traf und treffen ließ, factisch beweist, daß Er in großen Ideen lebte. Diese kommen nicht ungerufen, sondern wollen durchdacht und erwogen sein. Bei dem Abschaffen des Alten, bei dem viele Menschen und ganze Corporationen ihren Vortheil finden, treten dem Neuen, welches dem Ganzen Vortheile bringt, Hindernisse, offenbare und heimliche, feindselig entgegen. Diese wollen beschwichtigt und überwunden sein; damit war der König offenbar unmittelbar oder mittelbar beschäftigt; woher kam Ihm nun die Neigung und woher nahm Er die Zeit, so oft Stunden lang im Theater zu sein und für die Aufnahme desselben sich lebhaft zu interessiren?

Eben die ernste Anstrengung, in der Er vom frühen Morgen bis gegen Mittag lebte, wo Er Vorträge Seiner Cabinetsräthe und der Minister jeden Tag in bestimmten Stunden regelmäßig abhielt; auf auswärtige Angelegenheiten einen prüfenden Blick warf; die inneren im Lande selbst erwog; Berichte und Vorstellungen, wenigstens die wichtigen, selbst las; unzählige Bitten, die an Seine Person gerichtet waren, beachtete; Seine persönlichen Angelegenheiten ordnete; Gesandte und Fremde sprach; die Zeitungen, Journale und die wichtigsten Bücher wenn auch nur durchlief, und tausend Dinge Ihm, dem auf Alles Achtenden, durch den Kopf gingen, — — Alles dieß macht es wenigstens begreiflich, daß Er am Abend abgespannt und müde war. Vielmehr muß man den reichen Fond von Lebenskraft und frischer Heiterkeit bewundern, der Ihm, auch im Alter noch, in den letzten Stunden des Tages, welcher immer neue Arbeiten brachte, eigen war und blieb. Kein Wunder, daß Er nach vollbrachtem vielseitigen, alle Kräfte in Anspruch nehmenden Tage-

werke ermüdet war, und für die letzten Stunden eine Unterhaltung suchte, die Ihm zusagte. Diejenige, die Er im Theater fand, sagte aber Ihm darum am Meisten zu, weil sie Seiner activ-passiven Natur am Besten entsprach. Einer solchen ist es am Angenehmsten, im behaglichen Zustande des Ausruhens Lebensscenen, besonders wenn sie belustigend gut dargestellt werden, an sich vorüber gehen zu lassen, und der Schürzung, wie der Auflösung des Knotens, im lebendigen Gange zuzusehen.

Dazu kommt, daß der König nach der Arbeit sich nicht erholen konnte, wie andere Menschen, denen auch Zerstreuung Bedürfniß ist. Wir müssen Ihn in Seiner Individualität hier in's Auge fassen. Er liebte, wiewohl Er gut aß und trank, die Freuden der Tafel nicht, und war und blieb auch dann mäßig, wenn Er Königliche Hoffeste gab. Das Seltene und Ungewöhnliche in Speisen und Getränken ließ Er vorübergehen, und wählte nur das Gewöhnliche und Gesunde. Einfach in Seinem ganzen Wesen, war auch durchgängig einfach Sein Tisch. Gelage fanden bei Seinem Hofe gar nicht statt, und nie sah man, auch bei außerordentlichen Gelegenheiten, wo verschiedene Weine in Fülle da waren, einen Berauschten. Auch in der Mäßigkeit war der Herr allen Seinen Dienern Muster und Vorbild. Er liebte nicht die Freuden des Spiels, und Karten, die zur Mode und ihrer Gewohnheit gehören, sah man nur dann in Seiner Hand, wenn Er schicklichkeitshalber mußte, nie aber nahm Er zu ihnen aus langer Weile und freier Wahl Seine Zuflucht; weßhalb man auch in Seiner Wohnung nur wenige, fast gar keine Spieltische sah. Früher mochte Er, besonders wenn Er auf der Pfaueninsel war, eine Partie Kegel mit

schieben. Als Er noch jünger war, hatte Er auch Seine Freude an schönen Pferden, und die muthigsten und feurigsten waren dem guten und kühnen Reiter gerade diejenigen, die Er verlangte und die man Ihm vorführen mußte. Solche Lust verschwand aber mit den Jahren, und hörte im Alter ganz auf. Die Jagd hat Er nie geübt; Er nannte sie ein grausames, erbärmliches Vergnügen. Er sprach gern und oft von Seinem biederen Ahnherrn, dem Könige Friedrich Wilhelm I.; aber die Leidenschaft desselben für die Jagd, besonders Parforce-Jagd, war Ihm nicht lieb und Er meinte, daß der Jähzorn des sonst verehrten Herrn, ja die Grausamkeit, die er sich oft zu Schulden kommen ließ, durch diese unselige Neigung erhalten und vermehrt worden sei. — Gute geistreiche angenehme Bücher kannte und liebte Er und Er suchte in stillen Stunden, die Seine Regierungsgeschäfte Ihm überließen, ihre belehrende Unterhaltung; Er kannte die Deutschen und Französischen Klassiker und durch die Fürsorge und den täglichen Umgang mit Alexander von Humboldt blieb Er in Kenntniß der neuesten Literatur. Vorlesen ließ Er sich, Seinen Kindern und der nächsten Umgebung, bei Hofe zwar oft, besonders in den langen Winterabenden; aber wenige Vorleser machten es Ihm zu Danke; die Meisten declamirten Ihm zu viel und betonten Ihm Alles zu stark. *)

*) Und der König hat darin Recht; woher es auch kommt, daß so wenige Vorleser, von Bürger's Frau an bis auf gegenwärtige Zeit, darin ihr Glück machen. Den meisten Zuhörern ist das Gesuchte, Gespannte und Affectirte, zuwider, in welches die Meisten gerathen; man hört es gleich heraus, daß der Vorleser eines Stückes und der Schriftsteller zwei Verschiedene sind, statt daß Dieser in Jenem

Des Königs natürliches und richtiges Gefühl fand, wenn Er aufmerksam zuhörte, den geistigen Genuß nicht, den nur allein

---

sich identificiren muß, so daß alles Fremde und Befremdende verschwindet. Man versteht was man vorlieset nur dann ganz und richtig, wenn man sich dasselbe dabei denkt, was der gedacht und gewollt hat, der es geschrieben, und dieß Verstehen allein giebt, besonders beim Wechsel des Dramatischen, der Stimme die jedesmal durch das Gehör in den Geist und in das Herz bringende richtige zusagende Betonung. Ein solcher seltener Meister in der schweren Kunst des guten Vorlesens ist Tieck, den wir durch das wahrhaft Königliche Wohlwollen des jetzigen Königs, Friedrich Wilhelm IV., den Unsrigen nennen. Tieck las zu Potsdam in einem großen Saale auf Ersuchen Romeo und Julie. Alles war gepfropft voll von gebildeten Menschen aus allen Ständen, und jedes Auge und Ohr war ungetheilt auf ihn gerichtet; es herrschte eine feierliche Stille, man hörte nur ihn. Shakspeare's Meisterstück war Jedem bekannt; und doch erschien es neu, als wenn man es noch nie gelesen und gehört hätte. Der Sinn des Einzelnen und Ganzen trat hell hervor und das Interesse wuchs mit jedem Augenblick. Die Handlung agirte; man sah und hörte die auftretenden Personen, und erkannte sie, ohne daß bei jeder neuen Scene ihre Namen wiederholt genannt wurden. Alles wurde in den wechselnden Dialogen lebendig, das Komische, wie das Tragische, und ging als eine Begebenheit, die sich eben zutrug, in wechselnden Scenen vorüber. Es war nur Einer, der dieß schuf, aber es war, als ob das ganze handelnde Personal gegenwärtig gewesen wäre; man hörte und unterschied einen Jeden besonders charakteristisch für sich; der Vorleser trat zurück, das Meisterwerk hervor, und bemächtigte sich Aller. Dieser wunderbare Eindruck lag nicht in der Gestalt, nicht in der Berühmtheit des Vorlesers, sondern einzig in der Wahrheit einer in allen Stufen einfachen Stimme, in der stillen Durchbrungenheit und Fülle seines ganzen geistigen Wesens. Er wollte für seine Person Nichts, aber Alles für die Sache; und eben darum that sie ihre Wirkung und gewann alle Herzen. O! es

Wahrheit und Harmonie giebt. Auch traten dabei Unterbrechungen und Zwischenreden ein, die Ihn in Seiner Ruhe störten. Und Freundschaft? Ach! die stillen, wohlthuenden Unterhaltungen, die Tröstungen und Erquickungen, die sie gewährt, hat und kennt ein König nicht, auch Friedrich Wilhelm III. kannte sie nicht. Zwar die Männer, die Ihm treu dienten und mit Ihm und Seiner Sache es von Herzen redlich meinten, und solches mit der That bewiesen hatten, liebte und ehrte Er und bewies ihnen überall Sein wohlthuendes Vertrauen, so daß sie mit voller und ganzer Seele an Ihm hingen; aber echte Freundschaft setzt eine gewisse Gleichheit voraus und hebt alle äußeren Verschiedenheiten auf. Dieß ist in einem solchen Verhältniß nicht möglich. Die Kluft, welche zwischen einer Majestät und ihrem Diener befestigt liegt, ist zu groß, als daß sie in ihren vielfachen Mittelstufen übersprungen werden könnte. Wenn der regierende Herr auch noch so gut, bieder und einfach ist, so wird doch die Ehrfurcht vor einem gekrönten Haupte stets diejenige Entfernung herbeiführen, in welcher von wahrer gegenseitiger Freundschaft nicht die Rede sein kann. Was also andere Menschen erfreut und aufheitert, das hatte der König theils nicht, theils konnte Er es Seiner Individualität nach nicht haben; viele Quellen, aus denen frischer Muth geschöpft wird, waren Ihm, besonders nach dem Tode der Königinn, verschlossen. Dazu kam endlich noch, daß Er nicht gern sprach,

---

ist um die reine, einfache Wahrheit ein eigen Ding; Jeder erkennt und fühlet sie, wenn sie kunstlos und wahr in ihrer einfachen Herzlichkeit ausgesprochen wird. Sie selbst allein giebt den rechten Ton.

besonders in Stunden der Ermüdung am Abend nicht, wenn Er Vormittags viel gearbeitet und gesprochen hatte. Er war dann gern still und folgte Seiner Stimmung. Und doch wollte und bedurfte Er Aufheiterung; jeder Mensch hat sein Steckenpferd: Er wählte das Theater. Viele Menschen lieben so das Gesellschaftshaus, die Unterhaltung, die sie dort finden, das Kartenspiel, welches sie machen, die Pfeife, welche sie rauchen, daß es ihnen wie unter den Füßen brennt und sie hin müssen, wenn ihre Stunde gekommen ist. Der König hatte vom Theater die vortheilhafte Meinung, daß es vorzüglich zu den Anstalten sittlicher Veredlung im Volke gehöre; und auch darum lag die Verbesserung desselben Ihm am Herzen. Gesund und frei blickte Er bei allem Ernste, der Ihm eigen war, in's Leben, und die Definition, die Fichte vom Menschen gab: „er sei eine ernsthafte Bestie," gefiel Ihm, als Ironie, wohl. Die Bestialität müsse aber heraus, und die Humanität hinein. Dieß gelinge am Besten durch Heiterkeit; und je froher, desto besser sei der Mensch. Zur Freude sei Er auch geschaffen, und es sei eine Verläumdung, zu sagen, die Erde sei ein Jammerthal. So wolle es Gott, der sie geschaffen, nicht; und er wisse doch am Besten, was fromme und zusammenhalte. Am gestirnten Himmel, an der Herrlichkeit der Sonne und der unter ihrem Lichte gedeihenden fruchtbaren und reichen Erde, hatte Er Seine Freude. Die ganze Natur war Ihm angefüllt mit sinnreichen freundlichen Hieroglyphen. In ihnen sah und fand Er Bilder des Lebens, und es zog Ihn an, wenn Er es treu und wahr, bald ernsthaft, bald komisch, bald satyrisch, auf dem Theater dargestellt wiederfand. Einfache Stücke, kunstlose, dabei humoristische, waren Ihm die liebsten; satyrische (ridendo dicere verum) sah Er gern,

ja selbst Geißelhiebe, die regierende Herren und ihre Thorheiten trafen, waren Ihm recht. Wenn die Zuschauer lachten, freuete Er sich, vergnügte Menschen zu sehen; aber das Weinen derselben war Ihm zuwider, darum mochte Er auch keine Tragödien sehen; — „das Leben," sagte der schwer Geprüfte, „hat Tragödien genug," — und alle Uebertreibungen, besonders im Tragischen, waren Ihm ein Ekel. Berechnete Schlageffecte, die Er im Voraus schon kommen sah, sowie phantastische, gesuchte und künstlich componirte Scenen liebte Er nicht. Je mehr aus dem Leben für das Leben gespielt wurde, desto besser. Die bei heiteren, noch lebensfrohen Greisen oft gemachte Erfahrung, nach welcher sie zur Jugend so gern sich hingezogen fühlen, fand sich auch bei Ihm, und diese Neigung nahm mit den Jahren zu. Daraus wird es erklärbar, daß Er auch an Balleten Seine Freude fand; die junge Welt sah in den Sprüngen der schlanken Tänzer und Tänzerinnen freilich etwas Anderes, als Er. Ihn belustigte die Jugend und ihre muntere Lebenslust, die noch Nichts von Sorgen weiß. Er vergaß wenigstens dann die Seinigen, und kehrte leichteren Herzens zu ihnen zurück. Hatte Er mit Wohlgefallen solche bunte fröhliche Welt gesehen, dann sprach Er auch noch des anderen Tages bei Tische gern davon; besonders war dieß der Fall bei der lustigen Posse: „Sieben Mädchen in Uniform." Er redete davon mit einer Unbefangenheit, Kindlichkeit und Unschuld, daß man wünschen müßte, Alle, welche den Herrn tadelten und anklagten, hätten dieß gehört, um ihn richtiger und schonender zu beurtheilen.

Die Neigung des Königs zum Theater und die demselben gewordene Begünstigung hatte auch einen vortheilhaften Einfluß auf die Schauspieler und ihre öffentliche Geltung.

In früheren Zeiten hatte man von ihnen eben keine vortheilhafte Meinung. Die Kunst, als solche, wenngleich in der Theorie geschätzt, stand in der Praxis sehr niedrig, also auch diejenigen, die sich ihr, oft mit vorzüglichem Talente, widmeten. Man hielt solche Menschen für Solche, die für andere Berufsarten nicht mehr taugten, und die, zusammengelaufen, die Komödie nur als Nothbehelf, um das Leben zu fristen, ergriffen hätten. Herumziehende Schauspieler-Truppen nannte man Banden, und obgleich Alles hinlief, sie, wenn auch in Scheunen, zu sehen und zu hören, so hielt man es doch für entehrend, Gemeinschaft mit Komödianten zu haben und mit ihnen umzugehen. *) Einen christlich gebildeten Mann, den Grafen von Brühl, machte der König

*) Bis zum Jahre 1806—1807 war in Elberfeld noch nie ein Schauspiel gewesen. Elberfeld, in einer schönen fruchtbaren Gegend des Bergischen Landes gelegen, war schon im 18ten Jahrhundert eine volkreiche, blühende, wohlhabende Handelsstadt, und wurde es immer mehr. Die Kirche und das kirchliche Wesen stand und steht daselbst in allgemeiner Achtung und nirgends in ganz Deutschland sind und gelten, wie in dem gesegneten Wupperthale überhaupt, so besonders in Elberfeld, die Pastoren so viel. Die Kraft ihres Amtes liegt vorzüglich in ihrer Seelsorge; sie besuchen in ihren oft weitläuftigen Kirchspielen vorzüglich die Kranken, jedes Haus, und haben und üben eine innere Kirchen-Disciplin über ihre Gemeindeglieder, welche dieselben, in der göttlichen Autorität des Pfarramtes, respectiren. Der Pastor dort, in den Städten, wie in den Dörfern, ist die erste, gebietende, Alles vermögende, heilige Ehrfurcht einflößende Person, wie Heinrich Stilling (Jung), in seiner „Lebensgeschichte" 1. Th.: „Die Jugend," die Prediger so treffend und anschaulich schildert in dem Pastor Stollbein. Wie überall, wo die Kirche an der Sonntags- und der Pietismus an der Tages-Ordnung ist, mannigfache Par-

zum General-Intendanten der Schauspiele; dieser, in stetem Verkehr mit Göthe, leitete mit Einsicht und Geschmack die

---

teien und Secten auftauchen, so gab es auch in Elberfeld und in der Umgegend viele Anhänger von Kollenbusch und Terstegen. Es ist in dem allegirten Buche anziehend und lehrreich, zu sehen, wie Männer von verschiedener Farbe, Jeder sein System vertheidigend, mit dem gerade anwesenden Lavater an einem runden Tische zusammen sitzen, und Göthe, das Weltkind, ein inniger, wenngleich divergirender Freund von Jung, hin und her um den runden Tisch geht und mit scharfem satyrischen Blick die theologisch-kirchliche Gesellschaft fixirend ansieht. Dieser Geist hat sich bis jetzt, wenngleich unter wechselnden Nüancen, dort erhalten, und dieß darf man nur wissen, um es weniger befremdend zu finden, daß ganz Elberfeld in Bewegung kam, als vor 39 Jahren das Erstemal seit die Stadt steht, eine von Düsseldorf herkommende Schauspieler-Truppe sich ankündigte. Die Kirchlichgesinnten, — und deren war die größere Zahl, — waren dagegen, besonders die Prediger, welche öffentlich von den Kanzeln und privatim bei ihren Hausbesuchen gegen das Verderben der Zeit eiferten; dieß hatte die Wirkung, daß das Haus leer blieb: denn die kleine Anzahl der Modernen füllte es nicht. Das Publicum zu gewinnen, kündigte der Entrepreneur ein moralisches Stück zum Besten der Armen an. Dieß half; sehr Viele gingen, theils aus Neugierde, theils auch des guten Zweckes wegen, hin. Der Director schickte Tags darauf vermittelst eines artigen Briefes die eingekommene ansehnliche Summe an den Pastor N., der am Meisten gegen die unerhörte neue Sache war. Dieser Pastor gerieth aber dadurch in große Verlegenheit und wußte nicht, was er thun sollte. Auf der einen Seite war es gegen seine Neigung und Grundsätze, das Geld anzunehmen, auf der anderen hatte er nicht das Recht, um die große Summe die vielen Stadtarmen zu bringen. In dieser Noth wandte er sich an den reichen Kaufmann W., der Presbyter der Gemeinde war (dort Aeltester genannt), und fragte an, was er thun solle? Dieser antwortete: „Wir wollen das Sündengeld nicht in un-

Berufung und Anstellung vorzüglicher Virtuosen und Schauspieler, bestimmte die Auswahl der Stücke, die gegeben

---

seren Gotteskasten haben; hier ist die geschenkte Summe für die Armen, damit sie nicht darunter verlieren, und noch 200 Thaler mehr."

Jetzt ist es in Elberfeld nicht mehr so; die Ultra's, welche Alles auf die scharfe Spitze trieben, (worunter der ehrliche, fromme Stilling, der dort als Arzt lebte, Vieles gelitten, —) haben gegen ihren Willen am Meisten gewirkt zur Herbeiführung der gemäßigten Mitte. Glücklich, wenn man, wie hier, das entgegengesetzte Extrem vermeidet!

Da einmal von Elberfeld die Rede ist, so muß hier noch des schönen, großen Beispiels gedacht werden, welches Barmen in kirchlicher Hinsicht gegeben und als Muster hingestellt hat. Ober- und Nieder-Barmen, gelegen im lachenden Wupperthale zwischen angebauten Bergen an den glänzenden Bleichen, grünen Wiesen und blühenden Gärten, erstreckt sich in seinen zum Theil prächtigen, netten und einladenden Häusern in der Länge bis nahe an Elberfeld, so daß es mit diesem, wie Wupperfeld und Gemarke, Eine große Stadt zu sein scheint. Eine herrliche, durch die Natur und die Industrie guter stiller Menschen reich gesegnete Gegend, — ein Garten Gottes! Die Bevölkerung ist hier groß und nach den neuesten statistischen Nachrichten leben hier unter der gerechten und milden Regierung Preußens auf der Quadratmeile 8300 Menschen, — eine Bevölkerung und Thätigkeit, welche den bebautesten merkantilischen Gegenden Englands gleich kommt. Ober- und Nieder-Barmen, sonst klein, war in das nahe Elberfeld eingepfarrt; aber die reformirte und lutherische Kirche daselbst wurde zu klein, um die mit jedem Jahre sich mehrende, an Sonn- und Festtagen hinströmende Volksmenge aufzunehmen. Man fühlte das Verlangen und Bedürfniß kirchlicher unabhängiger Selbstständigkeit, und dasselbe wurde immer dringender. Aber ein der Gemeinde gehöriges, durch sie geschaffenes eigenes Kirchen-Etablissement war ein schweres Unterneh-

wurden, wie die angemessene Vertheilung der Rollen. Nach dem Grafen von Brühl, der in seiner contemplativen Natur

---

men; es hatte, wie alles Große, seine Schwierigkeiten und Hindernisse, welche alle wegzuschaffen und zu besiegen die Kräfte zu übersteigen schien. Es mußte erst die kostspielige Ablösung von dem kirchlichen Verbande mit Elberfeld erfolgen; dann erst folgte die Erbauung der Kirche; dann die Errichtung zweier Pastorathäuser; dann die angemessene Besoldung der anzustellenden Prediger. Zu diesem Allen wurden bedeutende Summen und ein kirchlicher Gemeinsinn mit seinen Opfern, Gaben, Mitwirkungen und Leistungen, erfordert, so daß das ganze, großartige Unternehmen unausführbar erschien. Aber die Unternehmer griffen das schwere Werk mit Gott an und vertraueten seinem Segen. Sein Segen war sichtbar mit ihnen; die ganze Einwohnerschaft, den Unterschied der reformirten und lutherischen Confession vergessend, ergriff innige, warme Theilnahme und Keiner schloß sich aus. Die Reichen unterzeichneten große, sehr große Summen, die Bemittelten nach ihrem Vermögen; der Eine gab Holz, der Andere Steine her; es kam über Alle der Geist der frommen christlichen Liebe und Hülfe; und die armen Handwerksgesellen arbeiteten an früher gemachten Feierabenden freudig umsonst an dem Bau der schönen Kirche und der stattlichen Pfarrhäuser. An der Spitze der das Ganze leitenden kirchlichen Commission stand Caspar Engels, ein Mann, schlecht und recht, wahr und einfach, verständig und christlich-fromm. Er, wohlhabend, gab des Beispiels wegen öffentlich große Summen; aber auch im Stillen, ohne sich zu nennen, wenn Nachhülfe nöthig war und das Werk stocken wollte. Der Ehren- und Biedermann ist längst zu seinen Vätern gegangen; aber sein Gedächtniß lebt in seinen würdigen Kindern und Enkeln, wie bei der Gemeinde, fort. Sie ist eine wahrhaft uniirte, die sich weder nach Luther und Calvin, sondern nach Christus, ihrem Stifter, nennt; sie hatte aber von Anfang an zwei Alles zusammenhaltende, erleuchtete würdige Pastoren an Snethlage und Leipholb. — Mit einem Worte, das große Werk kam zu Stande, und als es nun fertig war,

sein Amt zwar gewissenhaft, aber nie recht mit Lust und Neigung verwaltete, folgte der Wirkliche Geheime Rath und Kammerherr Graf von Redern, der alle Eigenschaften zu diesem mühevollen und schwierigen Geschäfte in sich vereinigte. Keine Sache in der Welt ist so wie diese der öffentlichen Kritik, der man es bei der Vielseitigkeit der Urtheile schwer zu Danke macht, ausgesetzt. Graf von Redern verband mit einem edlen, festen Charakter eine fühlbare Herzensgüte; in jenem machte er das Ueberlegte kurz und bestimmt, in dieser es immer wohlwollend ab; er bewegte auf diesem schwierigen Boden, wo es viele Charybden und Scyllen giebt, sich leicht und sicher, so daß er die Zufriedenheit der vorzüglichsten Mitglieder des Theaters und den Beifall des Publicums hatte. Unverkennbar hat unter seiner Leitung die Sache gewonnen; Alles ist veredelt, und Niemand verstand es besser bei der Auswahl der Stücke Beides, Unterhaltung und sittliche Tendenz, miteinander zu verbinden. Er stand in der Sache selbst, ihren Zweck vor Augen habend, über jeder Parteisucht und ihren kleinlichen Cabalen und Neckereien und ignorirte sie. Vorzüglich trugen auch dazu bei die über vorzügliche Stücke unmittelbar darauf in den von Jedermann gelesenen Zeitungen abgegebenen, oft geistreichen und freimü-

---

und zum Erstenmal an einem schönen Sonntags-Morgen vom Thurme der neuen Kirche die einladenden Glocken durch das stille gesegnete Thal ertönten, da weinten Alle Freudenthränen, und die fromm versammelte Gemeinde sang mit tiefer andächtiger Rührung: „Nun danket Alle Gott.“ König Friedrich Wilhelm III. fand an diesem frommen bestehenden Werke Seine wahre Freude und sprach gern und mit Zufriedenheit rühmend davon.

thigen Recensionen Rellstab's. Ganz unverkennbar liegt in denselben überall ein schönes Ideal zum Grunde, nach und in welchem es sichtbar wird, wie es sein sollte und müßte; dadurch wird das Urtheil über die Vorstellung motivirt und gerecht, und es leidet keinen Zweifel, daß durch diese Kritiken der Maßstab größer und würdiger und der Geschmack des Publicums besser und feiner geworden ist. Durch diese vereinten Bemühungen der Theorie und der Praxis wurde das Theater in der öffentlichen Meinung gehoben; das Vergnügen, welches man in demselben genoß, gehörte zu den edelsten und besten; das Auge sah die schönsten Decorationen; das Ohr hörte den vollen Strom harmonischer Musik; das Gemüth ergötzte sich an den naturgemäßen Darstellungen; der Geist wurde lehrreich festgehalten von historischen Charakteren in der Licht- und Schattenseite; das Theater, welches in seinen verschiedenen Plätzen von allen Ständen des Publicums besucht wurde, griff immer vielseitiger in's Leben ein, es wurde ein Nationaltheater, es zog die ersten Künstler Europa's in Gastrollen an sich, und wurde eins der besten. Dazu kam, daß die Urtheile des Publicums über die Schauspieler und Schauspielerinnen sich änderten und vortheilhafter wurden. Man sah und fand unter ihnen Menschen, die nicht bloß auswendig gelernte Rollen mechanisch als ihr Metier herspielten, sondern in die Seele des Stücks sich hinein dachten und hinein fühlten, so daß das Ganze Rundung und Zusammenstimmung hatte, und ein Ganzes wurde. Man sah und hörte wahrhafte Künstler und Künstlerinnen, die das Studium der edlen Kunst zur Aufgabe des Lebens gemacht und dadurch die wahre Höhe erreichten, daß fern von allem Affectirten, Süßlichen und Gezierten, die Natur selbst, so wie sie wirklich im Leben ist, in treuen Copien als Original

dargestellt ward. Diese meisterhaften Leistungen wurden um so höher geschätzt und um so lieber durch fleißigen Besuch geehrt, je mehr diejenigen, die solchen Genuß gewährten, wenigstens Viele von ihnen, durch einen musterhaften Lebenswandel, durch häusliche Tugenden und Liebenswürdigkeiten, sich auszeichneten, so daß die vornehmsten Häuser und besten Familien es für eine Ehre und Freude hielten, die vorzüglichsten Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, bei sich zu sehen und in ihren Kreis als liebe Bekannte sie aufzunehmen. Wer sollte auch die Menschen, rechtschaffenen Sinnes und Wandels, nicht gern sehen und lieben, die durch ihre Talente am Abend eines mühevollen Tages uns auf eine würdige Art erheitert und dadurch dem einförmigen Leben neuen Reiz gegeben haben?

Dieß Alles erfreute den König und erhielt Seine Neigung zum Theater. Der Intendant desselben, der sich ihr ganz widmete, Graf von Redern, war ein Mann nach Seinem Herzen. Der Ernst, die Festigkeit, die Ruhe und Milde desselben, zog Ihn an und Er sah ihn gern und oft bei sich. Der Graf ehrte hinwiederum den König, als seinen Herrn, nicht nur ehrerbietig, er verehrte und liebte Ihn auch mit reiner und voller Seele. Er kannte Seine seltenen Eigenschaften; er sagte es sich, was Er gethan und täglich that; der redliche wahrhaftige Charakter des Herrn lag offen und klar vor ihm; er wußte, aus welchen guten Quellen Seine Neigung zum Theater entsprang, — wie hätte er nicht Alles thun sollen, Sein Wohlgefallen zu erhalten? Der König hatte und behielt Seine Zufriedenheit, und unzufrieden war Er nur dann, wenn neue Ausgaben verlangt wurden und Ihm die Sache zuviel kostete. „Weiß wohl,“ pflegte Er

dann zu sagen, „das Berliner Publicum muß auch Etwas zu seinem Vergnügen haben, und das Schauspiel ist noch das Beste, wenn gute Stücke gegeben werden. Ich gehe auch gern hin, und habe meine Freude daran, frohe Menschen zu sehen und mitten unter ihnen zu sein. Aber der Etat, den ich dafür ausgesetzt habe, darf nicht überschritten werden. Ich übersehe den ganzen Staatshaushalt, *) darf das Land, die Unterthanen, die Armen nicht vergessen; muß für

*) D. Benzenberg sagt: Zahlen entscheiden! und in seiner neuesten Schrift über Staatsverfassung (Düsseldorf 1845) führt er, ein guter Statistiker und accurater Rechenmann, an: „Der König von Preußen hat von seinem eigenthümlichen Vermögen und von seinen Privat-Domainen 7 Millionen Thaler Renten. Zwei und eine halbe Million Thaler hat er für den Hof bestimmt und vier und eine halbe Millionen ließ er gleich in die Staatskassen fließen. Der König von Preußen hat also vom Lande nicht das Geringste. Wenn man den Nordamerikanischen Präsidenten, welcher 25,000 Dollars Revenüen hat, mit der Krone von Preußen vergleicht, so hat der König von Preußen nicht allein keine 25,000 Dollars vom Lande, sondern er verrichtet die Regierungsgeschäfte ganz umsonst, denn er lebt von seiner Domaine." S. 21. „Diese Angabe rührt von dem Minister von Stein her. Es ist kein Land, was solche Domainen hat, wie Preußen. Der König hat seine Domainen von seinen Vorvätern, die gute Wirthe waren, als Eigenthum und als Privatmann geerbt. Die sind also im Irrthume, die glauben, daß die Landesabgaben vom Könige erhoben würden. Freilich erhebt er sie, wie er Alles erhebt, was mit Königlicher Autorität geschieht; aber er weist sie gleich wieder an, entweder zur Armee, oder zur Verwaltung, oder zur Tilgung von Schulden; und verbraucht keinen Pfennig zum Königl. Hause, er lebt ganz von seinen Domainen." S. 18. „In Preußen bezahlt Jeder an Abgaben 4 Thlr. 10 Sgr., in Belgien 4 Thlr. 18 Sgr., in Frankreich 9 Thlr. 15 Sgr., in Holland 13 Thlr.

unvorhergesehene Calamitäten auch was überbehalten, — wird so schon gehen!" In Allem sah man den von knickerigem Geize weit entfernten weisen Haushalter. Die Groschen konnte Er sparen, um die Thaler zu haben. Er liebte das Geld, als solches, nicht; sah es aber an als nothwendiges Mittel zum Zweck; Er ging mit demselben um wie mit Seiner Zeit. Zur rechten Stunde und am gehörigen Orte konnte Er aber Beides mit vollen Händen aus- und hingeben.

Das that Er vorzüglich dann, wenn Er glänzende Hoffeste im Sommer auf dem im Parke von Sans souci gelegenen großen Neuen Palais gab; gewöhnlich waren die Gäste zum Diner, Schauspiel und Souper eingeladen. Nach der Tafel ging Alles, um sich die lange Zeit, die bis zum Schauspiel dazwischen lag, angenehm zu vertreiben, auseinander, der Eine hierhin, der Andere dorthin. Ich war aus dem großen Grottensaal in die daran stoßenden offenen Zimmer gegangen, um in einem derselben die dort befindlichen alten schönen Gemälde zu betrachten. Eben stand ich vor demje-

---

8 Sgr." (Alles ist nach Thalern und Silbergroschen berechnet). S. 25. „Berlin hatte im Jahre 1813 etwas über eine Million Thaler, also auf den Einzelnen 4 Thlr. 10 Sgr., und im Jahre 1840 hatte es 1,230,000 Thaler, also auf den Einzelnen 3 Thlr. 18 Sgr. Dieß kommt daher, daß die Bevölkerung Berlin's jährlich um 10,000 zunimmt und die Kosten der Verwaltung immer dieselben bleiben. In Paris hingegen bezahlt man auf den Einzelnen 14 Thlr. mit 900,000 Seelen und die Stadt hat ein Budget von 11 Millionen Thalern." S. 7. —

nigen, wo das Jesuskind auf dem Schoße seiner Mutter Marie aus den von dem Knaben Johannes ihm vorgehaltenen Blumen sinnig und bedeutungsvoll die Passionsblume wählt, als ich Jemand kommen hörte; — es war der König, und zwar allein. Er blieb im Bildersaale und ging anschauend auf und ab; dann wandte Er sich zu mir hin und sagte: „Heute wird ein schönes Stück gegeben, eine Satyre auf den Egoismus (ich glaube es heißt: „Das war ich"); und es thut Noth, daß man ihn lächerlich macht. Aber Sie gehen nur selten hin, lassen sich gewöhnlich entschuldigen, wenn ich Sie habe einladen lassen; halten den Besuch des Theaters wohl gar für eine Sünde?" „Wenn es eine Sünde wäre, würden Ew. Majestät gewiß nicht hingehen. Dem Reinen ist Alles rein; für Solche halte ich das Schauspiel für einen Zeitvertreib." „Ich schlage es höher an; ich halte es für ein angenehmes Mittel zur sittlichen Veredlung und zähle es solchen Anstalten bei." „Das ist mir noch sehr problematisch; die Sinne werden alle zu sehr afficirt, als daß es sittlich wirken könnte; der Eindruck, der zurückbleibt, ist sinnlich und regt vorzüglich die Phantasie auf." „Nicht immer; dann gewiß nicht, wenn das Stück gut gegeben wird und moralisch gut ist." „Auch selbst dann können die guten Eindrücke nicht aufkommen und haften, weil überall die Sinnlichkeit vorherrschend ist; sie dringt von allen Seiten ein." „Curios! Thut das nicht auch die Natur? Die Berge und Thäler, die Bäume, die Flüsse und ihre tanzenden Wellen; die Singvögel, unter ihnen vorzüglich die Nachtigall; die schönen Blumen: alles dieß, ist es nicht auch in dem Tempel der Natur eine Decoration? Diese reiche Abwechselung ist auch ein wahres Schauspiel." „Ja; aber hier liegt der Gedanke an den Urheber, den Schöpfer, ganz nahe, — und die Erhe-

bung zu ihm erfüllet mit Ruhe und innerem Frieden; das Schauspiel dagegen regt auf.“ „Das Schauspielhaus ist freilich keine Kirche; das soll und will es auch nicht sein. Diese zwei sind separirte Dinge, wiewohl gewisse Leute beide ganz unpassend schon einmal miteinander verglichen haben.“ Dabei sah der König satyrisch aus, aber zugleich so gutmüthig, daß ich die Gegenwart des Geistes nicht verlor und antwortete: „Es ist doch nicht zu läugnen, daß fast alle theatralischen Vorstellungen sich um Liebe und Liebeleien bewegen; solchen Trieb darf man nicht erst reizen, er ist durch sich selbst schon stark genug.“ „So urtheilen Sie als alter Mann jetzt; aber anders unsere Jugend. Man muß billig sein, und darf, von ihr umgeben, nicht vergessen, daß man auch jung gewesen ist.“ „Ja wenn es die wahre Liebe wäre! so wie sie gewöhnlich aber dargestellt wird, ist sie Empfindelei und Phantasterei.“ „Das machen Sie mal der Jugend klar und deutlich! Jeder, der in seiner Jugend liebt, ist auch verliebt und im Zustande der Selbsttäuschung; das ist nun einmal nicht anders.“ „Schlimm genug! aber man braucht diese Täuschung nicht zu nähren und zu vermehren. Kein Mensch ist noch durch das Theater besser geworden.“ „Dazu ist es auch nicht da. Es verhütet aber viel Böses; es ist doch besser, dasselbe, als die Tabagien und die Kaffeehäuser, zu besuchen.“ „Das unterbleibt darum doch nicht, wie die Erfahrung lehrt, und es will mir nicht gefallen, daß am Sonntag Morgen früh um 5 Uhr Concerte, vorzüglich im Thiergarten, gegeben werden; dadurch werden die Menschen von der Kirche abgehalten.“ „Gehen so nicht hin! Man kann sie nicht zwingen, zur Kirche zu gehen; und gezwungen hätte es keinen Werth. Unter allem Freien ist und bleibt das Freieste die Religion, vorab die christliche. Jeder hat es

hier mit sich selbst, mit seinem Gewissen und mit Gott zu thun; man muß das allein dem Menschen überlassen, und hier verträgt er den Zwang nicht.“ „Aber dem Sonntag und seiner Heiligkeit gebührt doch die öffentliche Achtung; aller Kauf und Verkauf und Verkehr hört während des Gottesdienstes deßhalb auf. Der Sonntag ist dabei auch ein Tag der Erholung und Freude: warum die Concerte nicht am Nachmittage und Abend?“ „Am Abend oder Morgen, ist dasselbe. Im Gegentheil: wenn am Morgen der Mensch frisch ist, wirkt eine schöne Musik im Freien unter Bäumen, und wenn der Himmel heiter und noch Alles ruhig ist, absonderlich ein guter Choral, wohlthätig und religiös auf den Menschen. Sind viele Gegenvorstellungen, auch von würdigen Geistlichen, eingekommen; habe mich aber nicht überzeugen können. Ebenso ist es mir mit den Schriften gegangen, die gegen das Theater erschienen sind; ja es hat ein Mann aus dem Bergischen, wenn ich nicht irre aus Elberfeld, an mich geschrieben, und mich, da ich ein Christ wäre, um's Himmels willen gebeten, doch nicht mehr in die Komödie zu gehen, um nicht Schaden zu nehmen an meiner Seele. Der ehrliche Mann meint es gut. Habe das Schreiben Witzleben gegeben und ihm gesagt, was er in meinem Namen höflich antworten soll. Die Menschen sind erschrecklich einseitig und kennen mich nicht. Berlin ist kein Krähwinkel. Gehen Sie nur immer diesen Abend hinein; wird Ihnen schon gefallen!“ Und der König ging weg und mit meinen Gründen gegen Seinen zu häufigen Besuch des Theaters hat Er mich nicht aufkommen lassen; die Neigung für dasselbe blieb Ihm. Noch denselben Abend bewirthete auf Seinen Befehl der Geheime Kämmerier Timm sämmtliche Schauspieler und die Kinder, welche getanzt hatten. Ja Er erschien in dieser lustigen Gesellschaft und blieb

lange in ihr. Es machte Ihm Freude, fröhliche Menschen zu sehen; um so mehr, je förmlicher und feierlicher Alles in Seiner nächsten Umgebung zuging. Hier genirte man sich nicht, und besonders waren die Ballet-Kinder aus den unteren Ständen harmlos und unbefangen, und der König selbst gab ihnen Kuchen. Aber Keiner, auch nicht Einer, war und wurde dreist, verwegen, und vorlaut; Keiner, auch nicht ein Unzufriedener, wagte eine Bitte; Jeder fühlte und respectirte die Ehre Seiner Anwesenheit; der König war heiter und gesprächig, aber die Ihm von Natur eigene ernste Würde konnte Er nicht ablegen, sie war und blieb, so oft Er in diesem Kreise erschien. *) Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Er überhaupt nicht hier erschienen wäre; wer will es aber milzsüchtig tadeln, wenn ein Herr, der sich seiner Stellung wegen schon viel geniren mußte; der die Königswürde in etwas ganz Anderem, als in einer angenommenen steifen Feierlichkeit, suchte und fand; der, von Vorurtheilen frei, in jedem Menschen den Menschen sah, — da zuweilen auch gern war, wo sich dieselbe unbefangen an den Tag legt! Und man findet unter den Schauspielern, wie sie jetzt sind, männlichen und weiblichen Geschlechts, sehr viele, die sich nicht

*) Das versteht sich von selbst bei Allen, die den Hochseligen Herrn persönlich gekannt haben; es wird dieß aber, aus sicheren und zuverlässigen Quellen geschöpft, hier darum angeführt, weil, wenn auch nicht das Publicum, doch Viele, welche gern kritisiren, anschwärzen und klatschen, das Gegentheil behauptet und Gott weiß was nicht Alles erzählt haben. Das Gerücht war zwar im Umlaufe; aber es hielt sich nicht lange, und verlor sich bald von selbst, weil es nicht Anklang fand. „Der Lügen wird wohl Rath, so man sich hütet vor der That."

bloß durch Kenntnisse und Talente, sondern auch durch Bildung, Liebenswürdigkeit und Anmuth auszeichnen, so daß sie auf der Stufe, wo sie stehen, auch in den höheren Cirkeln mit Anstand erscheinen können. Alle diejenigen, welche Vorzügliches leisten, sind anziehend und interessant durch Originalität, in einer Welt voll von Copien. Das Charakteristisch-Prägnante ist es gerade, was Leben in sich hat und giebt.

Der König wußte dieß in jeder Sphäre zu finden und hatte darin einen richtigen, offenen, freien und unbefangenen Blick. Seine Pietät und Sein Charakter-Ernst bewahrte Ihn, daß dieser Blick nicht lüstern wurde, und zu den schweren Sünden, die nicht vergeben werden könnten und ihre züchtigende Strafe in innerer Unruhe und Zerrissenheit in sich trügen, zählte Er vorzüglich den Ehebruch. Männern und Jünglingen, Frauen und Mädchen, die leichtsinnig und ausschweifend waren, und in einem schlechten Rufe standen, war Er entschieden abgeneigt; Er entzog ihnen Sein Wohlwollen und entfernte sie, sobald Er konnte. So wie nicht Talente allein, sondern Charakter und ein diesem gemäßer unsträflicher, würdiger Wandel den Menschen achtungswerth machen, so legte Er Sein Urtheil über Andere allein an diesen Maßstab. Der Ausdruck: „aimable roué" war Ihm ganz und gar zuwider und Er sprach mit Heftigkeit über den Widerspruch, der darin liegt, wenn man behauptet: ein Mensch von frivolen Sitten könne doch dabei liebenswürdig sein; „wahrhaft aimable sei nur allein das Gute und Tugendhafte; ein Roué sei, was schon das Wort sage, ein Strick, ein Galgenvogel;" und diese richtigen Begriffe, die Er von den Sachen und Menschen hatte, bewies Er

nicht bloß in gesunden Urtheilen, sondern Er bethätigte dieß überall durch Sein Verhalten. Er, sonst mild und gutmüthig, war in diesem Stücke sehr ernst und streng. Wer es einmal darin mit Ihm verdorben, hatte es verdorben für immer. Ich empfahl Ihm und Seiner Gnade einmal, auf dringendes Bitten der Eltern, ihren leichtsinnigen Sohn, der Schulden gemacht hatte und eingesteckt werden sollte. Kaum hatte ich aber meine Fürbitte vorgetragen, so sagte unwillig der König: „Kenne schon die Sache. Dem viele Jahre hindurch Leichtsinnigen geschieht ganz recht, wenn er eingesteckt wird. Wer andere ehrliche Leute, noch dazu Handwerker, betrügt, ist schlimmer, wie ein Straßenräuber, zumal wenn er, wie hier der Fall, der Sohn rechtschaffener, angesehener Eltern ist. Kann, darf und will hier nicht helfen; der böse Junge ist noch so. Wenn wir wollen gute Freunde bleiben, müssen Sie mir solche Leute nicht empfehlen!"

Der gute Name Anderer, und besonders des weiblichen Geschlechts, vorzüglich der Unverheiratheten, war Ihm in der Beurtheilung sehr wichtig, und Seine erste Frage war: „Wie ist der öffentliche Ruf? Die allgemeine Meinung ist ein gut Ding, wenn sie vortheilhaft, aber auch ein böses, wenn sie nachtheilig ist. In jenem Falle ist Alles leicht, in diesem Alles schwer. Gegen die allgemeine Meinung richtet man Nichts aus. Nepotismus kennt man bei uns nicht; Empfehlung will ich nicht; obtrudiren mag ich nicht. Auf persönliche Würdigkeit kommt Alles an. Die heilige Schrift sagt: Ein guter Name ist köstlicher als feines Gold."

In Teplitz, im Sächsischen Saale, tanzte auf einem Balle der regierende Herzog von — — mit einem schönen,

anmuthigen jungen Mädchen, der, wie ihre talentvolle Mutter, geachteten Schauspielerinn B — s —. Der Herzog forderte die schöne Tänzerinn wiederholentlich auf und war sichtbar für sie entbrannt. Der König sah das mit an, und nach einem von Seite des Tänzers leidenschaftlichen Walzer winkte Er die unschuldige B — s — zu sich und sagte ihr in's Ohr: „Der Herzog von — — ist ein mauvais sujet. Nehmen Sie sich vor ihm in Acht. Er meint es nicht ehrlich. Tanzen Sie nicht mehr mit ihm; Sie würden sonst Ihrem guten Rufe schaden; hören Sie, mein Kind!" *)

Je ernsthafter, je geistreicher und reiner der König in Gesinnung und That war, und als solcher sich überall und sonst durch Alles documentirte, um so seltsamer wurde es von Vielen gefunden, den alten würdigen Herrn so oft im Schauspielhause mitten unter der jungen geputzten Welt zu sehen. So oft ich im Hoftheater des Neuen Palais war, sah ich Ihn darauf an, und verglich die wechselnden Scenen des gegebenen Stückes, die komischen, die burlesken, die didaktischen, mit Seinen Gesichtszügen und Seinem Mienenspiel; oft sah ich darin den Ein- und Ausdruck, welchen besonders die didaktischen gemacht; gewöhnlich aber war und blieb Er theilnahmlos. In Seinem Gesichte änderte sich Nichts, es war und blieb ernsthaft; auch in Seine Haltung kam keine Veränderung; Er saß da, zwar nicht ineinander gesunken, doch als Einer, der nur mit Seinem Körper anwesend, aber mit Seinem Geiste abwesend war. Dieser dachte sichtbar an etwas ganz Anderes, und Er fuhr auf, wenn der Vorhang

---

*) Nach einer Mittheilung der Mutter und Tochter.

niederfiel und vom Orchester die Musik erklang. So war es durchgängig, wie Andere aussagen, die Ihn in diesem activ-passiven Zustande beobachteten. Wir haben den Schlüssel zu diesem verschlossenen Insichgekehrtsein nach Seiner eigenen Erklärung. Während des Bade-Aufenthaltes in Teplitz besuchte der Monarch auch das Theater selbst bei dem schönsten Sommerwetter. Ja selbst bei Wiederholungen unbedeutender Wiener Possen konnte man auf Seine Gegenwart zählen. Der den König begleitende Oberkammerherr, Fürst v. W., sprach einst während des Zwischenactes einer öfteren Wiederholung des Stückes: „Der Freund in der Noth" aus, „daß er sich an einer Darstellung nicht mehr erfreuen könne, bei der er jedes Wort, was der Schauspieler zu sprechen habe, schon im Voraus wisse." Der König antwortete lächelnd: „Glauben Sie denn, daß mir dergleichen Vergnügen macht? Ich gehe bei solchen Gelegenheiten nur in's Theater, weil ich hier ungestört denken kann, und repetire, was den Tag Wichtiges vorgekommen ist; ich überlege und sinne nach. Hier brauche ich nicht auf's Reden zu hören; alle anderen Reden sind entweder an mich gerichtet, oder doch mit der Absicht, daß ich sie hören soll, gesagt. Wo ich auch sein mag, überall bin ich in Anspruch genommen. Hier bin ich nicht einsam, und doch mit mir allein; hier will man Nichts von mir." *)

Diese vom Könige selbst gesprochenen Worte sind Aufschluß gebend und erklären manches Andere, was sonst mit

*) Nach einer mündlichen Mittheilung des Ober-Kammerherrn Fürsten v. W. an den Königlichen Schauspieler Schneider, von welchem ich diese Aufschluß gebende, wörtlich treue Aeußerung des Königs brieflich besitze.

Seinem Ernst und ganzen Charakter unvereinbar erscheint. Man fühlte es Seiner ganzen Persönlichkeit und Seiner sichtbaren Geistesabwesenheit im Theater an, daß Seinem öfteren Erscheinen in demselben noch etwas Anderes zum Grunde liegen müsse. Er liebte und suchte die Einsamkeit, und Er fand sie den ganzen Tag über nirgends; wo Er auch sein und sich hinwenden mochte, überall wurde Er gestört; von allen Seiten wurde Er überlaufen; Jeder wollte Etwas von Ihm, und bei dem Wohlwollen, das Er für alle Menschen fühlte, und der Besorgniß, wehe zu thun, konnte und wollte Er sich nicht verläugnen lassen, was Vielen, die keine Könige sind, so leicht wird. Da und an dem Orte also, wo Alle glaubten und glauben mußten, daß Er zu Seinem Vergnügen aus freier Wahl ihn besuche, war Er oft mit ganz anderen Dingen, als mit dem gegenwärtigen Spiele, beschäftigt; hier konnte Er ungestört Seinen Gedanken nachgehen, und ihnen und sich selbst Audienz geben. Darum war Er auch nie zerstreut, war Er, wo man Ihn auch sehen und finden mochte, stets bei sich selbst und geistesgegenwärtig. Nichts nahm Ihn gefangen, Er blieb frei und konnte mit heiterer Kraft von geringfügigen Dingen, wie sie das Leben auch bei Hofe giebt, ohne sich zu besinnen zu den ernsthaftesten übergehen. Er liebte die Einsamkeit, ihre Höhen und Tiefen. Als Er im Jahre 1827 das Unglück hatte, den Fuß zu zerbrechen, und auf Seinem stillen Schlafstübchen viel allein und ohne Anlauf war, sagte Er zu mir: „Abgerechnet die mich betroffene Calamität, ist mir ganz wohl. Die Einsamkeit thut mir gut. Ungestört kann ich meinen Gedanken nachhängen und mein seltsames Leben durchdenken. In gesunden Tagen ließ man mich nicht dazu kommen. Und es giebt viel zu bedenken!“ Und Er bedachte Alles scharf und wohlwollend,

mit Ernst und Ruhe, wie Seine langjährige Regierung und alle Institutionen derselben beweisen. Wie wäre diese stets wache und fortgehende Aufmerksamkeit möglich gewesen, wenn irgend eine Leidenschaft Ihn beherrscht, wenn Er das Vergnügen mehr geliebt hätte, wie Seine Pflicht? Es ist wahr: das Theater und die stille Eckloge, in der Er verborgen oft so saß, daß man Ihn nicht sah, sagten Ihm zu, und Er hatte Seine Freude daran; aber Er freuete sich, als freuete Er sich nicht, und wenn Alles von der gut gegebenen Darstellung entzückt war, blieb Er doch ruhig und ging auch hier in der Einfachheit einer freien Seele durch dieß bunte Spiel.

Daraus wird es erklärbar, daß Er auch die vorzüglichen Schauspieler und Schauspielerinnen nicht persönlich begünstigte und auszeichnete. Zwar hob Er durch sie das Theater und ließ es sich viel kosten. Durch den General-Intendanten bewarb Er sich um eminente Subjecte und gab ihnen, um sie zu gewinnen, große Gehalte. Das war aber auch Alles; darüber ging Er nicht hinaus. Er hätte es thun können; die öffentliche Stimme würde es nicht gemißbilligt haben, wenn das Publicum seine Theater-Lieblinge decorirt gesehen hätte. Aber nie hat der König einem Schauspieler einen Orden, mit dessen Verleihung und Vertheilung Er sonst nicht karg war, gegeben. Der Einzige, welcher ihn erhielt, war Iffland; aber er erhielt ihn, nicht weil er ein vortrefflicher Schauspieler, sondern zugleich Director, also Beamter, war. Der König hatte von diesem Zeichen öffentlicher Ehre die Meinung, daß es nur dem gebühre, der sich um das gemeine Beste im Vaterlande rühmlichst verdient gemacht und in seinem Berufe ehrenwerth dastehe. Die

wenigen Fälle ausgenommen, wo Er persönlich kannte und schätzte und die Verleihung unmittelbar von Ihm selbst ausging, wurden durch Generale und durch Chef-Präsidenten, durch das Staatsministerium, welches den Antrag motivirend begutachtete, dem Landesherrn zu dieser Auszeichnung diejenigen, welche derselben würdig waren, genannt.

Der König mußte sich auch in diesem Falle auf das Urtheil und die Empfehlung der vorgesetzten Behörde verlassen, und wenn das Publicum verwundernd fragte: „Warum hat Dieser einen Orden erhalten?“ so traf den Königlichen Verleiher wenigstens diese vorwerfende Frage nicht. Diejenigen aber, welche sich übergangen, vergessen und gekränkt glaubten, darüber sich beschwerten, und selbst um einen Orden baten (wie denn dergleichen unglaubliche Fälle oft vorgekommen sind, und noch immer vorkommen), erhielten ihn gewöhnlich nicht, und machten, zur Strafe der Eitelkeit, nach dem alten Sprichwort: „Hoffahrt muß Pein leiden!“ den Amtsärger noch schlimmer. Die Sache hat ihre Lichtseite, aber auch ihre großen Schattenseiten, von denen aber hier nicht die Rede sein kann. Genug, der König glaubte (ein Beweis, daß Er, bei aller Liebe zum Theater, doch dasselbe nicht überschätzte), auch die vorzüglichen Schauspieler dürften keinen Orden haben, weil sie nicht so sehr für das Gemeinwohl, als vielmehr zum Vergnügen des Publicums da wären.

Der Königliche Schauspieler Schneider machte davon eine interessante Erfahrung. Dieser würdige Mann, der in seiner Bildung, Gemüthlichkeit und Heiterkeit, wie in seinem exemplarischen Wandel, den wahren Orden, wie Freund Claudius sagt, unter dem Latze trägt, war beim Könige gut angeschrieben. Nicht nur hatte er Ihn durch seine geistrei-

reichen, gut geschriebenen Schriften, sondern auch durch sein mimisches und komisches Talent, so oft er auf der Bühne agirte, angenehm unterhalten. Dadurch, wie durch eine angenehme interessante Persönlichkeit, angezogen, unterhielt sich der König vorzüglich gern mit ihm. Er hatte Ihm den neuesten Theil seiner „Theater-Novellen" überreicht. In denselben wird Folgendes erzählt: „Kaiser Napoleon hatte bei seiner Anwesenheit zu Erfurt, zur Unterhaltung seines erhabenen Gastes, des Kaisers von Rußland, wie der übrigen dort um den damals mächtigen Herrn versammelten gekrönten Häupter, auch die besten Mitglieder des Theaters zu Paris, und vorzüglich den berühmten Mimiker Talma, mitgebracht. Dieser hatte vortrefflich gespielt, so daß Alle von ihm entzückt waren, vorzüglich der Kaiser Alexander. Dieß schmeichelte dem Ehrgeize und Stolze Napoleon's, und er sagte dem Talma viel Verbindliches und Angenehmes. „Sie sind ein excellenter Mann, ganz nach meinem Herzen," rief er aus, und setzte hinzu: „bitten Sie sich eine Gnade aus; sie soll ihnen gewährt werden!" Und der Schauspieler Talma erbat sich den Orden der Ehrenlegion. Der Kaiser Napoleon, den Talma mit erstaunten Blicken ansehend, sagte: „Den können Sie nicht erhalten. Den bekommen diejenigen, die sich durch Tapferkeit im Kriege ausgezeichnet und um das Vaterland verdient gemacht haben; Sie sind nur ein Komödiant" u. s. f.

Dieß hatte der König gelesen, als Er bald darauf den Schauspieler Schneider sprach. Er war mehr wie gewöhnlich freundlich gegen ihn und lobte seine Theater-Novellen, besonders den neuesten Theil. Er sprach von der Unterhaltung, welche die Lectüre Ihm gewährt; von der hübschen Art

der Erzählung, und rühmte den richtigen Tact, den er bewiesen, besonders habe Ihm die Scene mit dem Französischen Kaiser wohlgefallen; Talma habe sich und sein Talent überschätzt und Ungehöriges verlangt. Es mache ihm (dem Schneider) alle Ehre, daß er das so offenherzig erzählt habe, zum Beweise, daß er in der Würdigung den richtigen Maßstab anlege; und Er konnte, ganz gegen Seine sonstige Gewohnheit, nicht aufhören, davon zu reden. Dieß erzählte Schneider dem Kriegs=Minister v. Rauch und dem General v. Witzleben. Beide lachten und sagten: „Dadurch geht uns ein Licht auf; wir müssen Ihnen jetzt nur sagen, daß wir Beide Sie, auch wegen Ihrer sonstigen Verdienste, dem Könige zur Verleihung eines Ordens vorgeschlagen haben. Der gnädige Herr hat aber geantwortet: „Dieß ist gegen meine Grundsätze, die ich darin befolge. Der Schneider ist ein braver Mann, gegen den ich Nichts habe; aber einen Orden kann er nicht bekommen, er ist ein Komödiant.“ *)

So fest und unbeweglich war der König in dem, was Er sich einmal vorgenommen hatte. Von Grundsätzen wich Er in Seinen Handlungen auch dann nicht ab, wenn, wie hier der Fall, persönliche Zuneigung und Wohlwollen in Seinem Herzen war. Aber dann wurde Ihm die Festigkeit schwer; es war Ihm, als wenn Er sie entschuldigen müsse, und es Ihm leid thue, daß Er nicht anders könne. Sein Charakter und Sein Herz waren immer beisammen; aber im Collisionsfalle wies Er dieses zurück und folgte jenem. Ueberall schimmert neben Seiner ernsten Gerechtigkeit im

---

*) Nach einer mündlichen Mittheilung des Schauspielers Schneider selbst.

Kleinen wie im Großen-Seine humane Güte durch, und lieber gab Er dieser Gehör, so oft es anging. So war Er, und so haben wir und Sein Volk Ihn gesehen und gekannt. Er handelte im vorliegenden Falle wie der Französische Kaiser Napoleon; aber es war nicht Nachahmung, sondern Selbstansicht (Autopsie), die Er schon hatte und übte, ehe von dem außerordentlichen Mann die Rede war. Uebrigens war Er weit davon entfernt, von dem, als ihm noch Alles gelang, Gepriesenen und Vergötterten verächtlich und klein zu reden, als er im Unglück besiegt und unschädlich auf der isolirten Insel Helena wie todt war. Kein regierender Herr hat mehr von ihm gelitten, als Friedrich Wilhelm III., — Er wußte und fühlte und erfuhr, daß Napoleon Sein persönlicher Feind war. Nie hat es aber auch auf dem Schauplatze der Geschichte grellere Contraste in Denkungsart, Gesinnung und Handlung gegeben, die schroffer trennend einander gegenüber standen, als zwischen diesen Beiden. Aber dennoch sprach Friedrich Wilhelm von Seinem Gegner nie mit Erbitterung und Unwillen, vielmehr mit Mäßigung und Ruhe; ja Er gestand gern, daß auch Er mit der Welt Vieles, was gut und der Zeit angemessen sei, von Ihm gelernt habe. Namentlich gedachte Er, so oft die Rede davon war (doch war dieß selten der Fall), des gewaltigen Feldherrn-Talentes des seltenen Mannes, und Er fand es unbillig, dieß jetzt ganz zu vergessen und nur von den Fehlern, die er im Unglück gemacht, zu reden. „Es sei keine Kunst, zu tadeln hinterher; aber man bedenke nicht, daß dieß Fehlerhafte erst dann sichtbar geworden, als Alles geschehen sei und es nicht von dem Handelnden vorher erkannt werden konnte, sonst würde er es gewiß vermieden haben. Auch die Alliirten hätten in ihren Operationen gegen

Frankreich viele Fehler begangen; aber Napoleon sei im Glücke größer gewesen, als im Unglück. Von jenem verwöhnt, habe er sich in dieses nicht finden können, und zuletzt sei alle Mäßigung und ihr guter Geist von ihm gewichen. Er sei und bleibe ein außerordentlicher Mann und sein Auftreten und Wirken müsse, als eine göttliche Schickung, nach einem höheren Maßstabe beurtheilt werden." *) „Wir," schloß

---

*) Man vergleiche damit die bekannten Schriften von dem Erzherzoge Carl; dem General Jomini; v. Grollmann; v. Clausewitz; v. Londondery; v. Müffling, und Anderen. Von den Neueren verdient, wegen historischer Wahrheit und Treue, Aufmerksamkeit und Beachtung: „Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher, nach den besten Quellen bearbeiteter Versuch von Fr. von Roth. Eingeführt durch J. C. Schlosser. Zwei Theile. Stuttgart, Ebner und Seubert 1843. Die Licht- und Schattenseite des wunderbaren Mannes wird unparteiisch hervorgehoben; unter Anderem sagt der Verfasser, (Königl. Würtembergischer Hauptmann) von der Feldherrn-Kraft:

„Napoleon verstand meisterhaft und mit seltenem Talente, längst bekannte, aber wieder in Vergessenheit gerathene Grundsätze und Regeln anzuwenden und zu benutzen. Seine größte Kunst bestand darin, seine Truppen auf strategisch-wichtigen Punkten in möglichst großer Anzahl schnell zu concentriren, dadurch seine Gegner zu überraschen und ihnen auf solchen Punkten stets überlegen zu sein. Eben so gut verstand er es, seinen Feind auf dem kürzesten Wege zur Schlacht zu zwingen, diese so lange, wenn der erste Anfall ihm nicht gleich den Sieg verschaffte, durch unausgesetzte Angriffe fortsetzen zu lassen, bis sein Gegner alle seine Reserven im Gefecht verwickelt hatte, und dann mit einer gewaltigen, aus allen Waffen zusammengesetzten Colonne seiner besten, bis jetzt zurückgehaltenen Truppen den Durchbruch der erschütterten feindlichen Linie fast immer im Centrum zu

Er, „haben die Scharte nun wieder ausgewetzt; die Beleidigungen und Verletzungen, die wir erfuhren, sind vergessen, und wir genießen jetzt die schönen reifen Früchte, die aus unseren früheren Leiden und dem treuen Heroismus der Nation erwachsen sind. Wie heißt doch," setzte Er fragend hinzu, „der schöne Bibelspruch, über den Sie am vorigen Sonntage gepredigt haben? „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott hat es gut gemacht, auf daß er thäte, wie es am Tage liegt, zu erhalten viel Volks."

So dachte und urtheilte Friedrich Wilhelm über Seinen bittersten Feind, den Französischen Kaiser Napoleon. In Seiner Seele lebte der Friede, der aus Gott ist, und darum der Sinn für das Große und Erhabene. Er kannte und liebte Den, welcher zu seinen Jüngern gesagt hat: „Liebet eure Feinde; segnet die euch fluchen; thut wohl denen, die euch hassen und verfolgen, auf daß ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel, der seine Sonne scheinen läßt über Böse und Gute und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte."

---

erzwingen und den geschlagenen Feind nicht wieder zu Athem kommen zu lassen. cfr. die meisterhafte Recension in den Blättern für litterarische Unterhaltung, No. 22. 23. 24. im Januar 1845."

Unverkennbar lag in dem Kaiser Napoleon etwas außerordentlich Fesselndes. Alles, was von ihm, Gutes und Böses, ausging, trägt einen ungewöhnlichen Stempel; man mag wollen, oder nicht, bei ihm verweilt die sinnende Aufmerksamkeit. Ob der Verfasser psychologisch und historisch wahr gesprochen, wenn er sagt: „Der Kaiser war begraben, und mit Recht behauptet man, auch der Enthusiasmus für die Kaiserregierung sei todt?"

Es war in der heiligen Woche vor Ostern 1827. Es wurden Oratorien, Cantaten, geistliche Gesänge in der Singakademie und auch im Theater, und zwar von der Catalani, gegeben, die gerade in Berlin war. Das Haus war angefüllt, um die berühmte Sängerinn, die damals noch bei Stimme war, zu hören. Die zeitgemäßen Lieder, welche sie sang, ihre aufsteigenden und sinkenden reinen Töne, die Grazie und Anmuth, die sie umfloß, die Kraft, Macht und Herrschaft, welche in der seltenen Künstlerinn lag, die Fülle, Stärke und zugleich Biegsamkeit, die ihre Stimme hatte, bemächtigte sich aller Zuhörer, so daß, ergriffen von ihren Schwingen, in feierlicher Stille man nur sie sah und hörte. Der Vorhang fiel und das Ende war da. Das zahlreiche Publicum wollte aber noch mehr, und verlangte laut das bekannte Englische Volkslied: „God save the king.“ Die mächtige Sängerinn trat hervor; vorher war sie in der Mitte des Theaters geblieben, jetzt ging sie näher bis an das Orchester, um auch dadurch zu beweisen, wie gern sie allgemeine Wünsche erfülle. Unbefangen, ihres Sieges gewiß, sah sie sich um, auch nach der kleinen ersten Eckloge rechter Hand. Die Sängerinn, sichtbar erstaunt, trat zurück und verbeugte sich ehrerbietig dreimal. Das mußte einer hohen Person gelten. Es war der König. Mehr wie sonst in Seiner engen Loge zurückgezogen und in einen dunklen Winkel gedrückt, trat Er nun hervor und dankte, so daß Alle Ihn sahen. „Der König! der König!“ ging es von Mund zu Mund. Ein elektrischer Schlag durchzuckte ein jedes Herz. Er, nach schwerer Krankheit, nach dem unglücklichen Beinbruche nun wieder glücklich hergestellt, mitten unter uns. Alle, Jeder aus innerem Antriebe, Alle standen auf und machten dem vollen erfreueten Herzen Luft. Das

ganze Haus ertönte vom losgelassenen Jubel. Tausend Stimmen tönten in- und durcheinander vom: „Gott sei Lob und Dank! Er lebe; lebe noch lange; hoch und ewig hoch!“ Es sprach sich in diesem Tumulte die Harmonie der Volksliebe aus. Sie wurde lauter und lauter, als der König, sichtbar gerührt, herunter gebückt dankte. Sein Winken mit der Hand half nichts; die allgemeine Freude, Ihn, den Allgeliebten, wieder zu haben, ließ sich nicht bändigen; sie wollte nicht aufhören, — und als sie endlich aufhörte und es still geworden, sang mit Begeisterung die Catalani: God save the king, und als dieß geendigt, sang sie und das ganze Publicum mit ihr: „Heil Dir im Siegerkranz, Vater des Vaterlands“ u. s. f. Das Theater wurde zur Kirche. Ein glücklicher, seliger Abend in dem Leben des Königs und Aller, die ihn mitfeierten.

Der Baron de la Motte Fouqué hat Vieles geschrieben; zu dem Besseren, was er herausgegeben, gehören auch seine vaterländischen Schauspiele. Von diesen ist vorzüglich interessant das unter dem Titel bekannte: „Die Einnahme von Rathenow, durch den großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm.“ Die ganze Darstellung der merkwürdigen Begebenheit aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der Person des Brandenburger Helden, im siegreichen Kampfe über die Schweden, ist historisch treu, und wird so vorgeführt, wie sie sich wirklich zugetragen hat. Dieß erstreckt sich bis auf die kleinsten Umstände; die Localitäten sind so, wie sie in der nächsten Umgebung der Stadt noch heute sind, wie sie mit den Mauern und Thoren damals waren, nach der Natur gezeichnet, und die agirenden, mit Namen genannten Personen, und was sie gesprochen, nach dem Leben geschildert.

Fouqué lebte damals auf seinem Landgute Nennhausen bei seinem Schwiegervater, dem alten Landrathe von Briest, in der Nähe von Rathenow; er wußte also alles dahin Gehörige sehr genau. Das Andenken an die unerwartete Befreiung der Stadt hat sich auch als ein heiliges Erbe bei Kindes-Kindern frisch erhalten, und wird täglich bis zu dieser Stunde genährt durch den Anblick einer Reiter-Statüe, welche die dankbare patriotische Bürgerschaft zur Erinnerung an den großen Kurfürsten hat errichten lassen.

Dieses vaterländische Schauspiel wurde auf dem Theater zu Berlin gegeben, und zwar zu der Zeit, als der König mit Seiner Armee siegreich von Paris zurückgekommen war. Alles war noch neu, und der Eindruck, welchen die außerordentliche Zeit auf alle Gemüther machte, stark und lebendig. Den König vergötterte man und bezeigte Verehrung und Freude, wenn und wo man Ihn sah, vorzüglich im Schauspielhause, wo Er sich den Huldigungen nicht entziehen konnte. Nach den Befreiungskriegen war das Publicum in einer Art von enthusiastischem Rausche. Jede Stelle wurde mit Beifall jauchzend aufgenommen, die von der Bühne herab auf irgend ein Zeitverhältniß Anwendung finden konnte. So geschah es auch vorzüglich dießmal. Im dritten Aufzuge des genannten Stückes bittet der Magistrat und im Namen desselben der Bürgermeister Bach den Kurfürsten: „er möge doch seiner treuen Unterthanen wegen sein Leben schonen und nicht der Gefahr es so aussetzen. Wir sind verlassen, wenn wir unseren Kurfürsten verlieren; was sollen wir armen Menschen dann anfangen! Wir flehen: stürzen doch Ew. Kurfürstliche Durchlaucht sich ferner nicht so in den feindlichen Kugelregen!“ Und der Kurfürst ant-

wortet: „Ich danke für Eure gute Gesinnung; aber da kann ich nicht dienen. Ich bin ein Hohenzoller, — das steckt im Blute, ich kann nicht anders.“

Jubelnd nahm das Publicum diese Worte auf. Der Beifall wollte gar nicht enden, und dauerte so lange fort, bis der König, wie immer ernst, aber sichtbar erfreut, an die Brüstung Seiner kleinen Eckloge vortrat, und sich, freundlich dankend, gegen das Publicum verneigte. — Keiner war glücklicher, als Fouqué. Die gute Aufnahme seines Stückes war entschieden, und mit Sehnsucht sah er der bald erfolgten Wiederholung entgegen. Vielen seiner Freunde hatte er von der elektrischen Wirkung gerade dieser Stelle erzählt und mit ihnen und seiner Familie saß er nun selbst gespannt da, einen ähnlichen Ausbruch des Jubels erwartend. Endlich erschien der dritte Act. „Nun kommt es, gebt Acht!“ sagte der glückliche Fouqué. Aber die Stelle kam nicht. Noch glaubte er, sie sei verlegt; sie durfte, nach seiner Meinung, als die Pointe des ganzen Stückes nicht fehlen. Aber sie kam nicht, und das Ende erschien, und sie war nicht gekommen. Bestürzt eilte der sich verletzt fühlende Dichter auf die Bühne und stellte den Darsteller der Rolle zur Rede. Aber bestürzter wurde er, als er von dem Intendanten Grafen v. Brühl hören mußte: der König selbst habe diese Stelle gestrichen und ihre Weglassung für die Zukunft befohlen. — Fouqué ward traurig und glaubte sich in Ungnade gefallen; aber getröstet, als er des andern Tages officiell Folgendes erfuhr:

„Der König danke für das vaterländische Schauspiel, und habe Ihm dasselbe sehr gefallen; Er sei gerührt über die liebevolle Anhänglichkeit des Publicums, die dasselbe bei

dieser Gelegenheit so sichtbar an den Tag gelegt. Einmal sei das recht gut und erfreue auch; der Enthusiasmus aber kühle sich ab und werde mit der Zeit kälter, es sei dieß nicht zu vermeiden; doch dürfe dieß nicht geschehen für das Vaterland und sein regierendes Haus. Die Anhänglichkeit und Liebe für Beide müsse unter allen Umständen stets dieselbe sein und bleiben. Das Heiligthum derselben dürfe man nicht zum Theater-Coup machen. Es sei darum eine ernste Sache. Wenn nun bei öfterer Wiederholung künftig einmal diese Stelle nicht applaudirt werde, so sei das nach solchem Vorgange unangenehm, und es fehle was. Niemand werde gewiß nicht Ihn absichtlich beleidigen wollen, und darum habe Er die Möglichkeit weggenommen, daß es unabsichtlich geschehen könne." *)

„Bei der Abgeschlossenheit des Königs und der Ihm

*) Nach einer wortgetreuen mündlichen Mittheilung des Baron de la Motte Fouqué selbst, der mir mit Thränen im Auge dieß vom Könige erzählte. Was ich von Seiner Neigung zum Theater erzählt habe und mittheilen konnte, genügte mir nicht. Weil ich mich hier in einer fremden Sphäre bewege und doch meiner Sache gewiß sein wollte, ersuchte ich einen unterrichteten und mit diesem Gegenstande vertrauten Mann, den viele Jahre gewesenen General-Intendanten der Königlichen Schauspiele, den wirklichen Geheimrath und Kammerherrn, jetzigen General-Intendanten der Hofmusik, Herrn Grafen von Redern Excellenz, um sein Urtheil; dieses, wie das des gebildeten und würdigen Königlichen Schauspielers Herrn Schneider, habe ich mündlich und dann auch schriftlich erhalten. Beides theile ich, nach erhaltener Erlaubniß, unverändert hier mit, und danke mit dem Publicum um so mehr für diese Güte, da ich eine solche Willfährigkeit nicht immer gefunden habe.

eigenen Richtung, nur mit wenigen Personen zu verkehren, war das Theater eine erfreuliche Veranlassung für Ihn, mit den Zuständen des Lebens, den Erfordernissen der Zeit, in genauer Berührung zu bleiben. Jeder dramatische Schriftsteller überträgt mehr oder minder auf seine Dichtung die Ideen der Zeit; was in den Gemüthern der meisten Menschen schlummert, kommt in dem Dichter zur Blüthe, er liefert es dem Publicum als eine Frucht seiner Ansicht und Ueberzeugung; daher stehen Bühne und Geschichte des Tages in genauer Wechselwirkung und der Hochselige Herr erkannte gar wohl die Wichtigkeit der dramatischen Erzeugnisse für Regierte wie für Regierung. Was Ihm persönlich nicht gesagt, nicht geschrieben werden durfte, hörte Er hier in ungebundener Freiheit und unbeschränkter Form. Darum begünstigte Er vorzugsweise die neueren Erzeugnisse, und mit ihnen die dramatischen Dichter Seiner Zeit. Raupach erhielt durch die General-Intendantur und deren Vermittelung eine feste Anstellung in Berlin, und lieferte eine große Anzahl neuer Stücke für die Bühne. Prinzeß Amalie von Sachsen machte mit dem Lustspiel: „Lüge und Wahrheit" ihren ersten Versuch, dem andere ihrer Stücke folgten. Andere fruchtbare Uebersetzer und Bearbeiter erhielten ebenfalls eine feste Anstellung, und Immermann wurde gern gehört. Zedlitz und Bauernfeld in Wien sandten ihre Stücke nach Berlin, wohl wissend, daß ihnen dort bei des Königs Theilnahme eine freundliche Aufnahme sicher war. Ebenso erschienen alle großen darstellenden Talente auf den Berliner Hofbühnen, so daß der Gesammteindruck der Vorstellungen ein seltener und großartiger genannt werden muß. Der König wollte Seinen Berlinern dramatische Feste spenden und deßhalb jede kleinliche Ersparniß vermieden wissen, die dem steigenden Gelingen des Gan-

zen Eintrag thun konnte; dabei hielt Er aber auf geregelte Wirthschaft, so daß die Zuschüsse aus Königlichen Kassen selten den Etat jährlich überstiegen. Von 1816 bis 1828 führte Graf v. Brühl die General-Intendanz, von dort bis 1842, bis nach dem Tode des Königs, der Graf v. Redern. Beiden war Er persönlich gewogen und zählte sie zu Seiner täglichen Umgebung."

v. Redern."

„Welche Kunst, welches Wissen hätte dem unvergeßlichen Könige nicht Förderung und Schutz zu verdanken gehabt?! vor allen aber die dramatische und die mit dieser so nahe in Verbindung stehende theatralische. Und wahrlich diese bedurfte des Schutzes, der Förderung, mehr, als jede andere. Auf welcher Stufe stand Sculptur, Malerei, Musik, als die Schauspielkunst ihr karges Brod noch an den Tafeln der Reichen erbetteln mußte! Auf einer Seite im Pompe Italienischer Opern auf die höchste Spitze getrieben, fand der König bei Seinem Regierungs-Antritte das Deutsche Schauspiel auf einer so niedrigen Stufe, daß sein Zustand sich fast der historischen Forschung entzieht, weil diese überall nur auf Unbedeutendes stößt. — Und in welchem Zustande hat Er das Deutsche Theater der Jetztwelt hinterlassen?" —

„Friedrich Wilhelms Neigung für das Theater war keine angeborene, schon in der Jugend und dem blühenden Mannesalter Befriedigung suchende. Bei den prachtvollen Carneval-Opern von 1787 bis 1800 war Er ein kalter, gelangweilter, ja abgestoßener Zuschauer gewesen; das fremde Sprachgeklingel auf dem Potsdamer Theater hatte Ihn nicht

erfreuet, und Sein ungetrübtes häusliches Glück Ihn einen Abend im Theater für einen verlorenen in Seiner Familie erkennen lassen. Die Vorgänge bei dem v. Lichtenau'schen Privat-Theater empörten Sein sittliches Gefühl, und obgleich Er nach Seinem Regierungs-Antritte mehrfach, und zwar stets mit der Königinn, das Theater besuchte, so gab doch keine Seiner damaligen Handlungen Kunde von der späteren so lebhaften und dauernden Neigung zum Theater. Besondere Erwähnung verdient indessen das Wohlgefallen, das der König schon vor und dann fortgesetzt nach der Ankunft Iffland's an dessen Schauspielen fand, ja man wird versucht, in diesen Eindrücken die Grundlage zu erkennen, aus der sich später Sein Wohlgefallen am Schauspiel überhaupt entwickelte. Das bürgerliche, wie moralische und sittliche Element der Iffland'schen Stücke; der einfache Knoten, der sich ihnen aus Mißbrauch der Beamtengewalt auf der einen Seite, und Ueberschreiten der engen Grenzen des gewöhnlichen socialen Lebens auf der anderen, schürzt; die ungewaltsame Lösung desselben durch einfache Mittel, und das Behagliche in der Schilderung genügsamer, zufriedener Zustände, waren allerdings wohl geeignet, in dem Herzen des Monarchen anzuklingen. Daher auch die Schätzung Iffland's, die durch Würdigung dessen, was er als Director, also Beamter, gethan, sich bis zur Verleihung des rothen Adlerordens steigerte, — eine Würdigung, die Er dem Schauspieler allein nicht gewährt haben würde, wenn der so Ausgezeichnete nicht auch Theaterdichter, und zwar in dieser rein-sittlichen Richtung, dann aber auch Verwalter gewesen wäre."

„Die eigentliche regelmäßige Theilnahme des Königs an den Theatervorstellungen beginnt indessen erst mit dem Jahre

1816. Früher war der Besuch des Schauspiels eine Ausnahme, ein besonderes Wohlgefallen an einzelnen Erscheinungen, sowohl Dichtung, als Darstellung, gewesen; nach dem glorreich beendeten Kriege wurde der Besuch der Schauspielvorstellungen regelmäßiger, das Interesse an der Bessergestaltung der Bühnen-Verhältnisse in der Hauptstadt lebendiger. Viel hat nach dem Urtheile v. Witzleben's die Anschauung der Pariser Theater und des dort so deutlich sich kundgebenden Volks-Antheils an einer nationalen Bühne beigetragen. Dort sah der König ein vollständig entwickeltes Leben in Dichterwerken, ihrer Darstellung, und den Antheil des Volkes an Beiden. Bei Seiner Zurückkunft in die Hauptstadt fand Er dagegen ein Institut, das alle Zeichen der jüngst vergangenen Jahre und ihrer Drangsale nur zu deutlich an sich trug. Hier war Alles zu regeneriren, Alles neu zu schaffen. Nach dem Geräusch, den Ereignissen des Krieges, dem beispiellosen Pomp nach errungenem Siege, war der Abstand zu fast klösterlicher Einsamkeit, nicht mehr durch die Königinn verschönt, zu groß. Der König sehnte sich, in Mitten Seines Volkes zu erscheinen, ohne die Majestät einer zu nahen Beziehung zum Volke auszusetzen. Dazu war das Theater der Ort. Hier konnte Er mitten im Publicum, und doch geschieden von ihm, sein; hier konnte Er sich erholen von den unausgesetzten Arbeiten, die in jener Zeit der Neugestaltung aller Verhältnisse vorfielen; hier tönte Ihm der Nachklang einer eben erst durchlebten gewaltigen Zeit im Worte des Dichters, in der begeisterten Darstellung des Schauspielers, in der enthusiastischen Aufnahme des Publicums entgegen; hier fand Er Ruhe in geistigem anspruchslosen Genusse. Mit dem Interesse an der Gesammtheit der Schauspiel-Vorstellungen entwickelte sich auch in natürlicher

Folge das Interesse an den Einzelnheiten, aus deren Zusammenwirken jene entstehen. Der Geschmack des Königs an charakteristischer, besonders aber solcher Musik, die einen heroischen, kriegerischen Charakter hatte, veranlaßte das Engagement Spontini's, dessen Vestalinn und Cortez Ihm in Paris in vollendeter Ausführung entgegengetreten waren; und mit diesem Engagement begann offenbar jene großartige Periode der Berliner Oper, in welcher so ausgezeichnete Erscheinungen die Aufmerksamkeit der ganzen Kunstwelt auf sich zogen. Stets bewahrte der König dem Edlen und Großartigen in dieser Richtung Seine Aufmerksamkeit und that mehr dafür, als irgendwo vorher geschehen war. Er betrachtete die große Oper gleich von Anfang an keinesweges als eine Hofsache, als einen Pomp, wie es früher unter Seinen Vorgängern geschehen war, sondern als ein Eigenthum des Volkes, wohl geeignet, den Sinn zum Idealen zu wecken und in der Vereinigung aller Künste zum Zwecke edler Vergnügung dem Publicum einen Mittelpunkt für den geläuterten Kunstgeschmack zu bieten."

„Noch ein anderer Punkt trug wesentlich zu der Königlichen Unterstützung bei, die Er dem glanzvoll sich entwickelnden Institute angedeihen ließ. Berlin wurde in der erwähnten Zeit der Sammelplatz vieler fürstlichen Besuche, denen die einfache, fast bürgerliche Sitte des Preußischen Hofes nicht die Aufnahme gewähren konnte, zu welcher die Freude des Sieges, die prachtvollen Festlichkeiten der Congresse, fast eine Berechtigung gegeben. Große Jagden liebte der König nicht. Glänzende Hoffeste, Maskeraden, Bälle, waren kostspielig und das Publicum konnte sie mit seiner Behaglichkeit nicht theilen. Im Theater war das anders. Hier

konnte der König Seine Gäste dem Volke, das Volk Seinen Gästen zeigen; hier genossen Alle gleich; hier zeigte sich jenes kindliche, fast vertrauliche Verhältniß, das der König mit der Oeffentlichkeit verband, am Freiesten; hier war die Kunst der Mittelpunkt des Genusses; hier konnte Königliche Pracht sich ohne Verschwendung zeigen. Lärmende Freudenbezeigungen, die der König so sehr vermied, gaben sich hier nicht kund; — eine Versammlung aus allen Ständen, deren Anwesenheit in der Nähe des Königs eine berechtigte und darum behagliche war, eine bestimmte Sitte in Regung und Bewegung sah man hier. Alles das sagte dem Sinne des Königs zu, und so bildete sich die Neigung für das Theater und die damit in Verbindung stehenden Vorgänge immer mehr aus, bis sie endlich mit zunehmendem Alter das Recht der Gewohnheit über Ihn gewann."

„Nicht ganz richtig ist die Angabe im ersten Theile des Eylert'schen Werkes, daß der König durch Seine persönliche Abneigung der Entwickelung des höheren und ernsten Drama's hindernd im Wege gestanden. Im Gegentheil sind gerade während Seines lebhaftesten Antheils am Theater die Meisterwerke Göthe's, Schiller's, Shakespeare's, Calderon's, erst zu ihrer vollständigsten Anerkennung in Berlin gelangt. Der König sah selbst jede erste Aufführung eines Trauerspiels; selten indessen zum Zweitenmale, weil er im Theater Erholung, nicht Anspannung, nicht schmerzliche Erregung suchte, die Ihm wahrlich im Laufe des Tages oft und unwillkommen genug wurde. Man denke nur an die lange Reihe ernster Schauspiele, die Raupach allein auf der Berliner Bühne zur Aufführung brachte und die ein mißfälliges Wort des Königs leicht vermieden haben würde. Es ist

wahr, Schiller's Räuber, Fiesko, sah Er nicht, weil Ihn das wilde Treiben der unsittlichen Motive, namentlich des Letzteren, abstieß. Wilhelm Tell und Egmont wurden nicht gegeben, weil die ernste Zeit von 1820 zur Vorsicht mahnte. Dann aber waren Ihm allerdings einzelne dramatische Werke gradezu unangenehm, wie z. B. Don Juan, deren innerste Elemente unsittlich sind und den Er selten besuchte, ohne die vortreffliche Musik deßwegen von Seinem Genusse auszuschließen. Auch die Teufeleien im Freyschütz sprachen Ihn nicht an. Nie hat Er aber Seine Abneigung oder Vorliebe dem Publicum auf irgend eine Weise aufgedrungen, nie ein Verbot eintreten lassen, als wenn allgemeine Rücksichten ein solches nöthig machten. Am Liebsten war Ihm die harmlose Freude am Lustspiel, und auch in diesem nur der Scherz willkommen, wenn er sich ohne Beimischung von Satyre kund gab. Unsittliche Elemente waren Ihm ein Gräuel, wenn die daraus hervorgehenden Situationen auch noch so geistreich, noch so piquant sich gestalteten. Wo Seine persönliche Ueberzeugung von dem Werthe eines Stückes mit dem Antheil des Publicums in Widerspruch gerieth, verließ Er stillschweigend das Theater und kehrte nicht wieder; aber von einem directen Verbot in Folge einer persönlichen Mißbilligung ist kein Beispiel bekannt. Schilderungen aus dem bürgerlichen Leben zogen Ihn vorzugsweise an. Vorgänge, namentlich harmlos-komische bei den niederen Volksklassen, hatten für Ihn den Reiz einer fernliegenden Neuheit, da Er nur durch das Mittel der Bühne Zeuge derselben sein konnte. Ueberall, wo Gemüth, Herzlichkeit, Biederkeit zum Siege führte, freuete Er sich mit der anspruchlosesten Theilnahme; überall wo dem Laster, der Sittenlosigkeit und Verkehrtheit glänzende Farben gegeben waren, wendete Er sich unerfreut ab. —"

„Die allbekannte Pünktlichkeit des Königs kam nirgend dem Publicum so schlagend zu Gesichte, als bei dessen Theaterbesuch. Nie durfte auf Ihn gewartet werden. Mit dem Schlage 6 Uhr war man gewiß, die ehrwürdigen Züge des „alten Herrn," wie das Publicum Ihn so bezeichnend und vertraulich benannte, in Seiner kleinen Loge zu sehen. Dorthin wendeten sich die Blicke aller Fremden, die Berlin nicht verlassen wollten, ohne den geliebten Herrscher gesehen zu haben, und diese waren es auch gewöhnlich, welche die Seiner kleinen Prosceniumsloge gegenüberliegende Logenreihe füllten. Befand sich der König zu Potsdam und kam zur Theaterzeit nach Berlin, so war die Zeit der Fahrt so genau berechnet, daß mit dem gewohnten Glockenschlage die Thüre zur Loge sich öffnete. Bei keiner Gelegenheit, außer großen Hoffestlichkeiten und der Anwesenheit hoher fürstlicher Gäste, brauchte das Publicum auf die Ankunft des Königs zu warten; ebenso pünktlich begannen die Vorstellungen im Palais der Königlichen Prinzessinnen, von denen wir später ausführlich sprechen werden."

„Aber nicht allein die Pünktlichkeit, sondern mehr noch die Regelmäßigkeit des Theaterbesuches verdient Beachtung. Sehr selten brachte der König den Abend an einem anderen Orte, als im Theater, zu, selbst während des Sommer-Aufenthaltes in Teplitz erschien der König jeden Abend zur gewohnten Zeit im Theater, und verließ es nur dann vor Beendigung des Stückes, wenn die Aufführung Ihn auf keine Weise befriedigen konnte. Bis zum Jahre 1835 pflegte Er auch oft die Generalproben großer Opern und neuer, besonders großartiger Ballete zu besuchen, und Er erschien zuweilen, wohl auch in den Zwischenacten auf der Bühne, theils um die

Decorationen und Maschinen in der Nähe zu besichtigen, theils um gnädige, freundlich ermunternde Worte an die Vorstände und die vorzüglichsten darstellenden Mitglieder zu richten. Hier, wie überall, war es Ihm sichtbar unangenehm, wenn Seinetwegen irgendwie das Bühnengeschäft unterbrochen, oder auf Seine Anwesenheit besonders geachtet wurde; — ja besuchte Er während der Vorstellung in den Zwischenacten das Theater, so mußte der damit Beauftragte das Zeichen zum Wiederanfange des nächsten Actes ohne Rücksicht auf Seine Anwesenheit geben; und kehrte der König dann sofort in Seine Loge zurück. Gab ein Künstler von Ruf Gastrollen und erfreuete sich des Königlichen Beifalls, so konnte man mit Gewißheit darauf rechnen, daß der König ihm einige freundliche Worte sagen würde. Dieser Besuch der Bühne hörte in den letzten fünf Lebensjahren fast ganz auf; war dagegen zur Zeit, als die Spontini'schen Opern **Olympia, Nurmahäl** und **Alcidor** am Häufigsten gegeben wurden, fast regelmäßig. Im Berliner Schauspielhause, auf dem Stadttheater in Potsdam und in Charlottenburg erschien der König nie auf der Bühne; dagegen wohnte Er den Proben bei, wenn im Neuen Palais zu Potsdam oder im Palais der Königlichen Prinzessinnen in Berlin gespielt wurde. Alles dieß gewann bei der bekannten Pünktlichkeit und Ordnung des Königs eine bestimmte Form und Norm, deren stete Wiederkehr mit Gewißheit zu erwarten war. Was einmal geschehen war, geschah immer, Nichts kam unerwartet, jeder Vorgang konnte auf geregelte Wiederkehr rechnen, wenn er in seinem Ergebniß dem ernst-milden Sinne des Königs entsprochen hatte."

„Selten brachte der König einen Abend anderswo als im Schauspiele zu, selbst während des Sommers und sogar

in dem lieben Teplitz besuchte Er das Theater, wenn auch nur auf kurze Zeit. Abwechselnd wohnte Er den Vorstellungen in den Königlichen Theatern und dem Königsstädt'schen bei. Besondere Vorkehrungen für Seine Bequemlichkeit in der kleinen Seitenloge gestattete Er nicht; ja in den Königlichen Theatern entbehrte Er geradezu mancher Behaglichkeit, die bei dem häufigen Besuche desselben engen Raumes so natürlich und leicht herzustellen gewesen wäre. Nie war Er ganz allein in Seiner Loge; entweder erhielt eins der Königlichen Kinder oder deren erlauchte Gattinnen die Erlaubniß, dieselbe zu besuchen, oder die Fürstinn von Liegnitz saß, dem Publicum sichtbar, in der Mitte derselben. Der Kaiser von Rußland, sowie die Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz, erschienen während ihrer Anwesenheit in Berlin meist in der Nähe des Königs, und nur bei besonders festlichen Gelegenheiten betrat der König, selbst in großer Uniform, die große Königliche Mittelloge; hielt aber selten bis zum Schlusse der Vorstellung in dieser aus, sondern zog sich gewöhnlich nach dem ersten Act in die kleine Seitenloge zurück, wo Er die engende Uniform mit dem bekannten bequemen Militair-Ueberrock vertauschte und so der übrigen Vorstellung behaglicher beiwohnte."

„Das Repertoir der Vorstellungen für die nächste Woche wurde stets von dem General-Intendanten vorher zur Genehmigung eingereicht. Der König pflegte zu streichen, was Ihm nicht gefiel, und auch wohl irgend ein lange nicht gesehenes Stück zu befehlen. Wurde ein Stück zu oft wiederholt, um den Wünschen des Publicums zu genügen, so besuchte Er an solchen Abenden vorzugsweise das Königsstädt'sche Theater, oder befahl ein kleines Schauspiel in Potsdam. Nie trat Sein Wunsch oder Befehl den Wünschen des Publi-

cums entgegen, und wo Ihn die Wiederholung des oft Gesehenen nicht erfreuen konnte, suchte Er in einem anderen Theater Unterhaltung. Unstreitig ist hierin die Ursache zu suchen, weßhalb der König die Errichtung eines zweiten Theaters zugab, da Er Seinen Geschmack und Seine Neigung dem Publicum nicht aufdringen wollte. Für Potsdam befahl Er die Vorstellungen stets selbst, verlangte dort größtentheils wöchentlich irgend ein kleines neues Stück; erkundigte sich aber auch wohl, welches Stück die Potsdamer besonders gern hätten, wo Er dann immer den eigenen Wunsch den Wünschen des Publicums nachstellte. Waren zur Zeit der großen Manoeuvre die Truppen anderer Garnisonen in Berlin anwesend, so befahl der König jedesmal eine besondere Vorstellung für sie; ebenso erhielten diejenigen Commando's, welche Ersatzmannschaften nach Berlin gebracht, oder beim Durchmarsch Berlin besuchten, stets freies Entree; bei dem Feste des Lehr-Infanterie-Bataillons in Potsdam erhielten die Mannschaften desselben die meisten Plätze in dem kleinen Theater des Neuen Palais und es machte dem Könige ersichtliche Freude, die erstaunten Gesichter derselben zu beobachten, wie sie den wunderbaren, oft nie gesehenen Vorgängen auf der Bühne folgten."

„Niemand im Publicum war nachsichtiger, milder beim Urtheil über das vom Dichter und von den Darstellern Geleistete, als der König. — Leicht war Seinen Ansprüchen zu genügen; nur durfte Nichts geschehen, was den religiösen sittlichen und rechtlichen Sinn des Königs irgendwie auf der Bühne oder in dem Privatleben verletzte. So gnädig Er gegen Jeden war, der sich neben der Begabtheit auch durch strenge Pflichterfüllung oder geregeltes bürgerliches Leben

auszeichnete, so wenig hatten die von Ihm zu hoffen, über die Er in sittlicher Hinsicht Unvortheilhaftes hörte, die Ihn mit Bitten um Ordnen ihrer zerrütteten Verhältnisse behelligten, und wenn ihre Bühnenbefähigung auch die bedeutendste war. — Ueberschätzen der eigenen Leistungen und darauf begründete Ansprüche waren Ihm besonders zuwider und fanden selten Erhörung bei Ihm."

„Da Er sehr wohl wußte, daß ein ungünstiges Urtheil über einen Schauspieler aus Seinem Munde leicht die ganze Stellung und künftige Existenz desselben gefährden konnte, so war es höchst selten, daß Er ein solches aussprach; im Gegentheil war Er stets bemüht, irgend eine kleine Verdienstlichkeit, eine Begabtheit auch des unbedeutendsten Schauspielers aufzufinden und heraus zu heben. Als bei Gelegenheit der Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland in Schwedt durch die verspätete Ankunft des Kaisers die dort anwesenden Schauspieler der Königlichen Bühne gezwungen wurden, einige kleine Stücke ohne Decorationen, ohne Kostüm, ohne Rollen und Buch, fast ganz ex tempore zu geben, sprach der König selbst ihnen sogar während der Vorstellung Muth zu; meinte, man möchte sich nur nicht ängstigen, denn Er wisse sehr wohl, daß die Schauspieler es Ihm überhaupt nur zu Gefallen thäten, und ließ sich in der That die aller anspruchloseste, in ihrer Aermlichkeit und Ungelenkigkeit geradezu lächerliche Unterhaltung gefallen."

„Dagegen nahm Er in Kalisch 1835, wohin der Kaiser ebenfalls eine Anzahl von Schauspielern der Hofbühne hatte kommen lassen, gar keine Notiz von ihnen, da Er selbst dort Gast war. Während der König in Schwedt fast in jedem

Zwischenacte die kleine in einem mäßig großen Zimmer aufgeschlagene Bühne besuchte und lächelnd dem verwirrten Treiben dort zusah, that Er dieß in Kalisch wahrscheinlich aus dem angeführten Grunde gar nicht, obgleich Ihn hier Alles an Berlin erinnerte, da selbst die Decorationen ganz genau nach denen der Berliner Bühne auf besondern Befehl des Kaisers gemacht waren. Ueberhaupt war es ein ganz besonderer Vorzug, den Er einem darstellenden Mitgliede dadurch erwies, daß Er das Wort unmittelbar an dasselbe richtete. Nicht Alle erfreuten sich dieser Gunst, Einige sogar erreichten sie nie, was meistentheils in der unvortheilhaften Meinung seinen Grund fand, die der König über ihre bürgerlichen Verhältnisse hatte. Solche Personen spielten auch selten und nur in äußersten Nothfällen in dem Palais.“

„Sehr wichtig ist für den Denker das merkwürdige Factum, daß einst im Jahre 1834 ein Einwohner von Barmen bei Elberfeld an den König schrieb und Ihn inständig bat, Er möge ihn über die Angst und Unruhe um das Seelenheil des Landesherrn beruhigen, — da er wahre Frömmigkeit und Religiösität mit dem, wie er gehört habe, täglichen Besuche des Theaters nicht zu vereinigen wisse, und Ihn daher als treuer Unterthan dringend beschwöre, Er möge entweder den Besuch des Theaters unterlassen, oder ihn durch eine Auseinandersetzung Seiner Gründe dafür von dieser Angst um das Heil des Königs belehren. Diesen Brief zeigte der König dem General von Witzleben und sprach mit diesem eine ganze Stunde über den Inhalt desselben. Weit entfernt aber, über die allerdings ungewöhnliche Sorge des Schreibers ungehalten zu sein und den Brief nicht weiter zu beachten, trug Er dem General auf, aus dem, was Er mit ihm darüber

gesprochen, eine Antwort aufzusetzen und sie dem Manne zu seiner Beruhigung zukommen zu lassen. Diesen Brief setzte Witzleben auf, legte ihn dem Könige zur Genehmigung vor, der Vieles daran änderte und hinzufügte, worauf er, von Witzleben unterschrieben, nach Barmen abging."

„Dieses Factum erzählte der General dem verstorbenen Kapellmeister G. A. Schneider, der sich seines besonderen Vertrauens erfreute, auf einem Spaziergange in Charlottenburg, bei welchem auch ich gegenwärtig war. Die Auseinandersetzung des Generals war sehr geordnet, und was mir davon im Gedächtnisse ist, folgt hier:

„Zuerst mußte der General seinen Dank und seine Freude für die von dem Schreiber geäußerte Theilnahme an dem Seelenheil des Königs, sowie für die Gefühle aussprechen, aus welchen jene Besorgniß überhaupt hervorgegangen; dann aber auf das Unpassende des Schrittes hinweisen, den er gethan. Schlimm sei es, wenn die langjährige Regierung des Königs ihn noch nicht eines Besseren über das belehrt, was er von Ihm zu fürchten scheine, und es sei nicht zu verkennen, daß daran wohl hauptsächlich zwei Gründe schuld wären: erstens die streng pietistische Richtung, die sich schon seit Jahren im ganzen Wupperthale bemerklich gemacht; dann aber die Art und Weise der theatralischen Darstellungen, denen der Schreiber dort beigewohnt, oder von denen er sich habe erzählen lassen. Von dem jedem Menschen gewiß erlaubten Genuß an Kunstschöpfungen überhaupt ausgehend, verbreitete sich der Witzleben'sche Brief nun, nach den Aeußerungen des Königs, über die Freude an dem Theater im Besonderen; erklärte, inwiefern die Leistungen und der Zustand einer so

großen Bühne wie in Berlin sich von denen einer kleinen wandernden Gesellschaft unterscheide; beschrieb die geordnete Thätigkeit des Königs während des ganzen Tages, und bewies aus dieser die Nothwendigkeit einer geistigen und körperlichen Erholung, die um so natürlicher sei, als der König sie in Mitten Seiner Unterthanen genösse. So suchte er fortschreitend entwickelnd den Ungrund jener Besorgnisse darzustellen, und berief sich auf das vorwurfsfreie, tadellose Privatleben des Königs, als Gatte, Vater und Hausherr, um zu zeigen, daß die Neigung für das Theater sich sehr wohl mit wahrhaft religiöser Gesinnung vertrüge. Als wichtiges Argument wurde hervorgehoben, daß ein König gar kein anderes Mittel habe, die Sitten des Volkes, die mancherlei Conflicte des geselligen Lebens, das Streben und Regen in dem beschränkten Wirkungskreise der Familien kennen zu lernen, sich mit den Beschwerden, Freuden, Klagen, Bestrebungen der ihm fernstehenden Stände bekannt zu machen, als die Anschauung auf der Bühne, dem treuesten Spiegelbilde des Lebens." — Mit den Darstellungen des Theaters bleibt der Beschauer stets in Kenntniß der Zeit-Regungen, der Litteratur, des Kampfes alles Edlen und Schönen gegen das Negative. Ja die Bühne ist für den Fürsten eigentlich der einzige nahe und vertrauliche Annäherungspunkt mit dem eigentlichen geistigen und materiellen Leben des Volkes, ohne die Nacktheit desselben, und veredelt durch die Hand der Kunst. Nur bevorrechtete Stände umgeben die Person des Fürsten, in ihnen findet sich nichts von jenen Bedürfnissen und Regungen der großen Mehrzahl, und finden sie sich, so treten sie durch Abgeschliffenheit der äußeren Form, stetes Ueberwachen der Aeußerung, nicht so kenntlich hervor. Auf der Bühne aber tritt ihm volle Wahrheit entgegen. Hier sieht er die Schleich-

wege der Intrigue; hier sieht er den Mißbrauch des Amtes, der Stellung, der bevorzugten Geburt, hier sieht er das Ringen des stillen Verdienstes und erfreut sich an der rein menschlichen That des Niedrigen, und das Alles im Gewande der Kunst, der Dichtung, belebt durch die schaffende Kraft der Darstellung. Wie könnte mit der nothwendigen Erholung von schweren, sorgenvollen Obliegenheiten ein edlerer, ja nützlicherer Zweck verbunden werden, als der, welcher für einen Fürsten nothwendig aus Anschauung der Bühne hervorgehen muß?“

„Anfangs waren die Theater-Vorstellungen im Palais der Königlichen Prinzessinnen auf die einfachsten Mittel beschränkt. Nur kleine Stücke mit möglichst kleinem Personal wurden besonders dafür ausgewählt. Nach den Proben stand ein Dejeuner à la Fourchette für das darstellende und Verwaltungs-Personal servirt, während das Hülfspersonal in einem Nebenzimmer ein zweites Frühstück aus nur kalten Speisen bestehend erhielt, bei welchem auch der auf den ersten Tischen gegebene Kuchen und das Dessert fehlte.

Als die Vorstellungen sich späterhin mehr ausdehnten, war auch einmal die Anwesenheit einiger Kinder nöthig geworden; diese wurden nach beendeter Probe an dem zweiten Frühstücktisch placirt. Der König bemerkte, daß die Kleinen keinen Kuchen erhielten, nahm stillschweigend einige Hände voll von dem größeren Tische und legte ihn vor die Kinder hin. Er hätte es ja nur befehlen dürfen! — Aber nein, das wäre gegen die Hausordnung gewesen. Er erkannte den Unterschied, der gemacht wurde, als nothwendig und zweckmäßig an; wollte aber die Kinder doch erfreuen!“

„In Potsdam wurde das kleine Stück U. A. W. G. oder die Visitenkarten, von Kotzebue, gegeben, in welchem der berühmte Komiker Unzelmann die Hauptrolle höchst belustigend darstellte. Am Ende des Stückes werden von den Personen desselben die Buchstaben U. A. W. G. sehr verschieden erklärt; der Eine richtig: Um Antwort wird gebeten; der Andere: Und Abends wird getanzt; der Dritte: Und Abends wird geklatscht. Der König war so ergötzt von der Darstellung, daß Unzelmann nach der Vorstellung ein Geschenk von Ananas und Tokayer erhielt, mit der Bemerkung:

Und Ananas werden gegessen
Und Ausbruch wird getrunken."

„So freundlich herablassend und gnädig der König auch gegen das darstellende Personal Seiner Bühne war, und, wenn Er während des Zwischenactes das Theater selbst besuchte, gern das Geleistete anerkannte, ermunterte, ja sichtlich bemüht war, Allen, die Er mit einigen Worten beglückte, etwas Erfreuliches zu sagen, so durfte doch Niemand es wagen, hier eine Bitte anzubringen oder die bewiesene Gunst auf irgend eine Weise zu mißbrauchen. Die Sängerinn S. glaubte einst die Gelegenheit günstig, sich einen Urlaub zu erbitten, als der König sich gnädig über ihre Leistungen äußerte und ein vor Kurzem vorhergegangenes Unwohlsein derselben bedauerte. Den Urlaub zu bewilligen war aber zunächst Sache des Bühnen-Vorstandes; als daher Mad. S., auf ihre Kränklichkeit sich beziehend, diesen von dem Könige selbst zu erbitten wagte, war die Antwort:
„Sich deßhalb an den General-Intendanten wenden!" —

„Auf dem Hofe des Palais in Berlin fanden sich gewöhnlich das ganze Jahr hindurch eine Menge von Leierkasten, blinden Harfenisten und sonst ambulanten Musikanten ein, die dicht unter dem Schlafzimmer des Königs ihr Stückchen spielten und dafür 8 Groschen erhielten. Lange Gewohnheit hatte für diese Leute eine Art von Berechtigung daraus gemacht; aber als der König das Bein gebrochen hatte, wurde von der Umgebung angeordnet, daß die oft abscheuliche Musik den Kranken nicht störe. So wiesen die Schildwachen denn Jeden zurück, der auf dem Hofe an der gewohnten Stelle Musik machen wollte. Dem Könige fiel das auf und Er fragte: warum Er gar keinen Leierkasten mehr höre? Als man Ihm erwiederte: „daß Sorge für Seine Ruhe die Ursache sei", — meinte Er: „Dummes Zeug! die Leute haben auf ihren Verdienst gerechnet; sollen meinetwegen nicht darum kommen; — 8 Gr. sind für sie eine Summe, die sie nicht entbehren können." Auf diese Aeußerung hin wurden Jedem, der auf dem Hofe Musik machen wollte, sofort 8 Gr. gegeben; die Musik selbst aber unterblieb. Das fiel dem Könige wieder auf, und als Ihm nun gesagt wurde, daß ihnen die 8 Gr. ausgezahlt würden, ohne ihnen die Musik zu erlauben, erwiederte der König:

„Das ist sehr Unrecht. Die Leute kennen nichts weiter als das, und denken, mir in ihrem Sinne eine Freude zu machen. Ist zwar manchmal sehr schlecht; aber man muß Jeden sein Stückchen ausspielen lassen, damit sie nicht merken, daß es schlecht ist. Das bloße Bezahlen muß ihnen ja weh thun; also ausspielen lassen! Kann's zwar nicht alle Tage hören; sollen aber jeden Ersten des Monats kommen, und Jeder ein Stück spielen."

„Man mag sich die Musik denken, die nun am Ersten

jeden Monats gemacht wurde. Einer wartete auf den Andern und kaum hatte ein Leierkasten geendet, so fing der zweite schon sein Lied wieder an:

„So ein Lied das Stein erweichen,
Menschen rasend machen kann." —

„Jede Huldigung von der Bühne herab war dem Könige unangenehm. Allerdings erfreuete es Ihn, wenn das Publicum, durch irgend ein unabsichtliches Wort oder einen Vorgang auf dem Theater veranlaßt, Ihm einen jubelnden Beweis von Liebe und Anhänglichkeit gab; aber die Anregung dazu duldete Er nicht. — Aus diesem Grunde wohnte Er nie den Feierlichkeiten bei, welche bei Gelegenheit Seines Geburtsfestes in den Theatern stattfanden und zog sich fast augenblicklich zurück, wenn unerwartet in einem neuen Stücke irgend Etwas vorkam, was das Publicum auf Ihn beziehen konnte. Vorzugsweise unangenehm waren Ihm patriotische Lieder, die Seiner Person erwähnten. Nur einmal hat Er das bekannte „Preußenlied", von Neithardt komponirt, bei einem Concerte zum Besten der Invaliden in Potsdam gehört. Die Kaiserinn von Rußland befand sich in der kleinen Königlichen Loge zum Besuche bei ihrem Königlichen Vater. Als der Sänger die ersten Worte des Liedes begann, stand der König auf und zog sich in den Hintergrund der Loge zurück. Das Publicum aber brach bei Beendigung desselben in einen Beifallssturm aus und verlangte das Lied da capo. Die Kaiserinn zog den geliebten Vater fast mit Gewalt bis an die Brüstung der Loge vor; das Publicum stand auf, sang den Chor mit, in den selbst die Kaiserinn einstimmte, und so gestaltete der Zufall eine Huldigung, der sich der König

entzogen haben würde, wenn das Lied auf dem Zettel angekündigt gewesen wäre.“

„An einem Tage, wo auf dem Schloßtheater in Charlottenburg gespielt wurde, bemerkte der König aus Seinem Fenster eine Schaar junger Mädchen, die, von ihrer Gouvernante geführt, im Garten spazieren gingen. Es war eine ganze Pensions-Anstalt aus der Behrenstraße in Berlin. Die strenge Ordnung der Königlichen Gärten ließ die Gouvernante den Mädchen manche freie Regung untersagen, nach der diese sich grade sehnten. Der König schickte herunter und ließ der Gouvernante sagen, sie möchte mit den Kleinen das Theater besuchen; Er selbst wolle es verantworten, wenn sie vielleicht etwas länger ausblieben; und was das Stück beträfe, so könne sie ganz ruhig sein, es würde etwas gegeben, was Er auch Seinen Kindern zu sehen gestatte. Gleichzeitig kam natürlich der Befehl, der ganzen Pensions-Anstalt gute Plätze im Theater anzuweisen.“

„Es kamen Tyroler Gebirgssänger nach Berlin, die, damals noch eine ganz neue Erscheinung, auch bei einer Abend-Vorstellung im Palais der K. Prinzessinnen einige Lieder singen sollten. Auf der Probe gefielen ihre Leistungen dem Könige; aber von den Worten ihrer Lieder ließ sich nichts verstehen. Den Vorsänger freundlich ermunternd, fragte der König: „ob man den Text nicht drucken könne? damit die Gesellschaft doch wisse, was denn eigentlich gesungen sei.“ Mit der größten Naivetät suchte der ehrliche Tyroler dem Könige gleich das erste Lied verständlich zu machen, und es ergab sich:

Ein' hübsche warme Kuhd —
Ist Sommer und Winter guet. —
Im Winter giebt's a' Schlafmütz
Im Sommer giebt's a' Huet. —

Rings umher gab es lange Gesichter. Der König lächelte, sah dem ganz unbefangen blickenden Tyroler in's ehrliche Auge und sagte:

„Wollen wir doch lieber nicht drucken lassen! —"

„Schon erwähnt wurde, daß der König dem General-Director Iffland nicht als Schauspieler sondern als Verwalter einen Orden verlieh. So gnädig Er gegen die geachteten Mitglieder Seiner Theater war, so wies Er doch zweimal Vorschläge zurück, die Ihm für eine Ordensverleihung an Schauspieler gemacht wurden, — obgleich der Eine bei Gelegenheit seines Dienst-Jubiläums, der Andere von einer gan anderen Behörde, wegen anderweitiger Verdienstlichkeit, dazuz vorgeschlagen wurde.

Schneider."

Als Friedrich II. einen Tempel der Musen, einfach, erhaben und still, Sans-souci, angelegt hatte, incommodirte ihn die nahe gelegene Windmühle; ihr fast unaufhörliches Rauschen und monotones Geklapper störte ihn in seinen Meditationen, und er wünschte es vor seinen Ohren weg. Er ließ also den benachbarten Windmüller zu sich kommen. Dieser aber wollte auch für die hohe Summe, welche von dem Königlichen Herrscher geboten wurde, die in der Nähe der Stadt gut und hoch gelegene Windmühle, die schon sein Großvater und Vater gehabt, auf welcher er mit seinen Geschwistern geboren sei, auf der er sein Brod habe, und die, lieb und werth, zu einem Familiengute geworden, nicht verkaufen. Friedrich gab gute Worte und steigerte sein Gebot. Als der Windmüller aber seinen Kopf aufsetzte und eigensinnig nicht wollte, wurde der König verdrießlich und sagte: „Wenn Er nicht gutwillig will, so befehle ich's Ihm; und will Er nicht gehorchen, so nehme ich die mir fatale Mühle." Der Müller antwortete dreist: „Ha! so gehts nicht. Ja, wenn kein Kammergericht wäre!" Friedrich erkannte die Wahrheit und fühlte die Schärfe dieser freimüthigen Drohung. Er ehrte das durch das Gesetz gesicherte Heiligthum des Eigenthums, verschluckte die Pille, ließ den Windmüller in Frieden ziehen, hörte geduldig das Geklapper der Mühle, die auf ihrer Stelle stehen blieb und noch heute steht. *)

---

*) Man erzählte dem Kaiser Napoleon bei seiner Anwesenheit zu Sans-souci im Herbste 1806, beim Anblick der dem Schlosse nahe gelegenen Windmühle, diese Anekdote aus dem Leben des großen Königs. Er, der damals glückliche und mächtige Mann, konnte und wollte aber sie nicht für wahr halten, erklärte

Der Enkel dieses Windmüllers kommt nun nach 80 Jahren zum Könige Friedrich Wilhelm III. und bietet die Windmühle zum Verkauf an: „weil er auf derselben zurückgekommen sei und Schulden gemacht habe; sie könne dann abgebrochen werden.“ Der König antwortet: „Die Holländische Windmühle darf nicht abgebrochen, sie muß erhalten werden; sie gehört der Geschichte an und ist durch Friedrich den Großen merkwürdig geworden. Ihr behaltet sie und setzt Euern Beruf darauf fort; um das mit frischem Muthe zu können, will ich Eure Schulden bezahlen.“

So steht die Mühle; sie klappert fort, ganz in der Nähe von Sans-souci, und wird fort und fort bestehen. Sie spricht den Lebensgrundsatz aus: Vor dem Gesetze sind sich, ohne Ausnahme, alle Menschen gleich. Es sichert dasselbe die Würde und Sicherheit aller Unterthanen in Palästen und Hütten. Dieses Gesetz hatte und befolgte Friedrich der Große und Friedrich Wilhelm III., der Gerechte: „An diesem Gesetz hängt Moses und die Propheten.“

B.

Diese stille Achtung vor dem Eigenthum Anderer lag tief in der Rechtlichkeit des Königs Friedrich Wilhelm III.; nie hat Er dieselbe, am Wenigsten, wenn es Ihn persönlich mittelbar berührte, verletzt; nie sich eine eigenmächtige Handlung erlaubt; nie Seine Königliche Autorität gemißbraucht.

---

sie für ein Mährchen, und fand solche Entäußerung und Selbstverläugnung mit der Königlichen Autorität unvereinbar. Gerade darin, daß Friedrich sich selbst beherrschen konnte, lag die moralische Kraft der Herrschaft über Andere. Wer seines Muthes Herr wird, ist stärker als wer feste Städte gewinnt. Sprichwörter 16, V. 32.

Innerhalb Sans-souci lag an der Grenze und dem Wege, der nach Eichow und dem Neuen Palais führt, mitten zwischen Wiesen des Königlichen Parkes ein kleiner nur einige Morgen betragender Fleck, welchen der rechtmäßige Besitzer, ein benachbarter Eigenthümer eines Weinberges, als Kohlgarten benutzte. Offenbar war dieß ein Uebelstand, auf welchen der Hofmarschall Baron von Maltzahn *) den König aufmerksam zu machen hatte. Da man eine weitere Ausdehnung, neue Anpflanzungen und Verschönerungen des Königlichen Gartens bezweckte, so wurde der Besitzer dieses mitteninne liegenden Fleckes befragt: „ob er ihn verkaufen wolle?“ und es wurde mehr als er werth war dafür geboten. Derselbe war aber dazu nicht geneigt, auch dann nicht, als man noch mehr dafür bezahlen wollte. Offenbar mischte sich in diesen Handel nun, wie es zu gehen pflegt, Caprice, sowohl von Seiten derer, die dieses Grundstück gern haben und dem Ganzen als homogen es einverleiben mochten, als von Seiten des Eigenthümers, der es nicht fahren lassen wollte. Die Zumuthung, noch eine größere Kaufsumme zu bieten, wies der König mit der Bemerkung zurück: „Man kann auch Gold zu theuer kaufen; und muß nicht Alles, was man bezahlen kann, haben wollen.“ Aber der Königliche Herr wurde entrüstet, als man Ihm sagte: Er möge und könne nach dem Gesetze der Appropriation sich in den Besitz des Grundstücks setzen und dem Eigenthümer nur die von der Behörde ausgemittelte Taxe bezahlen. „Was?“ sagte Er: „das Gesetz der Appropriation umfaßt nur solche

---

*) Nach seiner eigenen mündlichen Mittheilung.

Dinge, welche das Wohl und die Vortheile Aller angehen; *) und damit entschuldigt man die gewaltsamen Eingriffe, welche man oft in das rechtmäßige Eigenthum eines Anderen macht. Offenbar liegt in diesem Gesetze der Appropriation eine Härte, welche ein dem Besitzer oft werthes, von den Eltern ererbtes Haus, oder einen lieben Garten, Aecker, Wiesen, unbezahlbar, mit Gewalt wegnimmt und sich aneignet. Der Spoliirte muß dazu still sein und schweigen, weil das Gesetz, welches nur die öffentliche Wohlfahrt im Auge hat, es so will. Von dieser ist aber im vorliegenden Falle nicht, sondern nur allein von meinem Privatvortheile, ja nur von meinem Vergnügen, die Rede. Gott soll mich behüten, daß in meinen und den Besitzthümern meines Hauses sich irgend Etwas befinde, woran die Seufzer eines Beraubten kleben. Ich will den Krautgarten nicht haben!" Und man sah ihn mit Kohl bepflanzt viele Jahre zwischen den Boulingrin von Sans-souci als Prosa mitten in der Poesie liegen, bis späterhin ihn die Erben freiwillig an den König gut verkauften.

3.

Der König war freigebig; Er war es durchweg, oft aber in einzelnen Fällen auf eine glänzende Weise wahrhaft Königlich. Um es sein zu können, und doch für Seine Person keine Schulden zu machen, war Er im täglichen Leben sparsam. Diese Sparsamkeit wurde oft Genauigkeit, welche rechnete und zu Rathe hielt, und in solcher Stimmung war Ihm Alles zu theuer. Verschwendung war Ihm zuwider, Vergeudung vollends verhaßt. Bei glänzenden Hoffesten war zwar Alles in Königlicher Pracht vollauf und nirgends

---

*) Salus publica est suprema lex.

blickte Knauserei durch; aber der glänzendsten Herrlichkeit stand und ging doch zur Seite die ordnende, den ganzen Königlichen Haushalt leitende Hand. Alles blieb in seinen Grenzen; Keiner, auch nicht Einer, überschritt, auch wenn er es konnte, dieselben, und das Ganze hatte innere und äußere Haltung; man war in der Nähe Dessen, der durch Seine Mäßigkeit und Mäßigung imponirte. Es giebt wenige Menschen, vorzüglich unter Vornehmen und Begüterten, die sich dem Genusse einer reichen Tafel so wenig hingeben und sich ihrer auch bei Tische so klar und ruhig bewußt bleiben, als König Friedrich Wilhelm III. Wohl wußte Er, was Er als Herrscher Seiner Stellung und Umgebung schuldig war; aber für Seine Person vermied Er in Kleidung, Speisen, Getränken, Dienerschaft, Equipagen und Ameublement, allen Aufwand. Er hatte dabei die Ihm unbequeme Idee: daß Er Alles theurer bezahlen müsse, als jeder Andere. Er irrte auch darin nicht; aber oft vergaß Er, daß dieß in Seinem Königlichen Reichthume lag, von dem jeder Arbeiter, sobald sich ihm dazu Gelegenheit bot, zu gewinnen suchte. *)

---

*) Es liegt in der Natur der Sache, in der Ordnung der Dinge, und in der Selbst- und Habsucht des Menschen, daß ein König Alles, wenn es auch nicht besser ist, theurer bezahlen muß, als jeder andere Privatmann. Alles, was der hohe Herr hat, besitzt und genießt, geht, ehe es zu ihm kommt, durch viele Hände, die nicht immer rein sind, und es ist gewiß, daß man durch viele Diener schlechter bedient ist, als durch Einen, den man controliren kann. Möglichst wenig wurde König Friedrich Wilhelm III. von zahlreicher Dienerschaft hintergangen, weil Er mit der ernsten Würde eines Regenten die freundliche Güte des edlen Menschen verband, also die Herzen zugleich gewann, und man Ihn ebenso sehr liebte, als Ehrfurcht vor Ihm hatte. Bei Seinem Ahnherrn König Friedrich Wilhelm I. war es

Bei einer Badereise nach Teplitz, die vier Wochen währen sollte, bestellte Er für eines Seiner Wohnzimmer bei einem

---

nicht so; wenngleich auch von Natur treuherzig und gutmüthig, war und blieb er doch jähzornig, und da er leicht losbrach, so ging man ihm wo man konnte aus dem Wege und fürchtete ihn. Niemand wurde daher ärger auch in seinem eigenen Hause betrogen, überlistet und getäuscht, als er; denn die bloße Furcht macht schlau und tückisch, aber nicht treu, ehrlich und anhänglich. Einst ging er, wie er gern zu thun pflegte, allein durch die menschenleeren Straßen von Potsdam, und kam auch durch die sogenannte Kirchstraße. Es war gerade 12 Uhr und eben trug eine Bürgerfrau für ihren Mann und ihre Kinder das bereitete Mittagsessen auf den gedeckten Tisch, um den sich die Familie versammelt hatte. Die Hausthür des kleinen Hauses stand auf, und gelockt durch den rauchenden Duft der vollen Schüssel trat der wohl bekannte und gefürchtete König ein. „Was hat Sie da gekocht?" fragte Friedrich Wilhelm I. „Das riecht ja appetitlich." „Ach, Ihre Majestät", sagte schüchtern die ehrbare Bürgerfrau, „es ist ein gewöhnliches Essen, wie es unbemittelten Handwerkern zukommt: Kalbaunen mit weißen Rüben." Der König erwiederte: „Das kenne ich nicht; bin doch verlänglich; ich will mit essen!" und so setzte er sich zwischen den Hausgenossen nieder. Es schmeckte ihm gut, und besonders gefiel ihm, daß das ganze Gericht, nach Aussage der Hausmutter, nur 2 Groschen kostete. So bürgerlich und knapp auch die Tafel des Königs durchgängig war, so war diese Speise doch noch nie auf derselben erschienen; er trug also dem Koch in der Königlichen Küche auf, sie für den nächsten Tag, berechnet auf 20 Personen, zu bereiten. Das Essen wurde aufgetragen und der König aß, unter Erzählungen, wie es ihm gestern gegangen, mit Appetit, und trank dazu fleißig abspülenden dicken Pontack; ebenso seine Gäste. Nicht so die Königinn und die Prinzessinnen, die sich die Nase zuhielten und skoptisch lächelten. Bei der Revision des Küchenzettels und der Bezahlung desselben hatte der Koch die Kalbaunen und weißen Rüben zu 10 Thaler angesetzt, der König aber hatte höchstens Einen ausgerechnet. Er sah also hier einen offenbaren Betrug, den er damit be-

geschickten Tischler, der schon viele Jahre die Arbeit im Schlosse hatte, ein vollständiges neues Ameublement von Mahagoni-Holz. Alles: ein Secretair, eine Commode, eine Servante, ein Sopha, Tische und Stühle, waren fertig, als der Hohe Herr zurückkam. Die sauberen Sachen und ihre Anordnung gefielen Ihm und Er gab darüber Seine Zufriedenheit zu erkennen; aber die Berechnung schien Ihm zu hoch, und so ganz über Seiner Erwartung, daß Er Seinen Mißmuth darüber durch den Hofmarschall dem Tischler zu erkennen gab. Dieser aber versicherte: „daß er nicht übertheuere und nicht mehr angesetzt, als er verdient habe.“ Der König aber hatte nun einmal die unglückliche Idee, daß Er Alles theurer bezahlen müsse, als jeder Andere, und Sein Ihm eingeimpftes Mißtrauen steigerte den gefaßten Verdacht zur Gewißheit. In derselben weigerte Er sich, zu bezahlen: „Er wolle,“ wie Er sagte, „an diesem Menschen einmal ein Exempel statuiren.“ Da der Tischler sein Geld nicht bekam, und das Geld, welches er in seinem Geschäft nöthig hatte, nicht erhielt, auch nicht erhalten sollte, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als den König zu verklagen. Dieß geschah. Es war eine unerhörte Sache, Friedrich Wilhelm, den Gerechten,

---

strafte, daß er den Koch mit eigener Hand tüchtig mit seinem spanischen Rohrstock durchprügelte, unter lautem Fluchen und Schimpfreden. Friedrich Wilhelm I. war sehr frugal und oft genau; und doch dabei freigebig, wahrhaft Königlich. Kein nachfolgender König hat so viel wie er namentlich für Potsdam gethan. Er hat gebaut und fundirt das große Militair-Waisenhaus; das Gymnasium und Armenhaus; die Caserne; die Hof- und Garnison- und heilige Geistkirche. Eine edle, Königliche treue, gottesfürchtige, biedere, martialische Natur; aber roh und heftig, nach dem Maßstab unserer, weniger Seiner Zeit.

Billigen und Gütigen, von einem Seiner Unterthanen, von einem Bürger in Berlin, von einem Handwerker, der für Ihn gearbeitet hatte, und der sein Geld nicht bekommen konnte, vor dem Richterstuhl der Gerechtigkeit gefordert zu sehen. Gewiß hatte der edle König Recht und der Tischler Unrecht. Und doch kam es anders. Das Königliche Kammergericht, mit welchem schon der Müller in Sans-souci dem Großen Friedrich gedroht, berühmt wegen seiner unparteiischen freimüthigen Gerechtigkeit, hatte die Untersuchung, und die Acten des Klägers und des Verklagten lagen vollständig vor. Die Rechnung des Künstlers wurde untersucht, jedes einzelne Stück von vereideten sachkundigen Taxatoren abgeschätzt; und diese Taxe fiel höher noch als die angesetzte aus, so daß als Resultat hervortrat: „der Tischler habe nicht zuviel für seine gut und sauber verfertigte Arbeit gefordert, und die ganze Rechnung sei in legaler Ordnung.“ Er gewann also den Proceß gegen den König. Der König ließ ihn rufen, und ihm die ganze Summe auszahlend, sagte Er in einem milden Tone zu ihm: „Sie kam mir allerdings zu hoch vor. Ich habe mich aber darin geirrt. Das gerechte Kammergericht hat gegen mich und für Sie entschieden. Sie sind ein braver, geschickter und redlicher Mann, — sollen ferner für mich so lange ich lebe arbeiten. Dieses geschah auch wirklich. Man hat, wiewohl irrig, behauptet, der König habe alles dieß nur zum Schein gethan, um an Seinem eigenen Beispiele die Wahrheit hinzustellen: „Vor der Heiligkeit des Gesetzes sind ohne Ausnahme alle Unterthanen sich gleich und selbst der König ist unter demselben.“ *)

*) Nach der mündlichen Mittheilung des Geheimen Kabinets-Raths Albrecht.

4.

Des Königs Scharfblick, Tact und Menschenkenntniß, zeigte sich besonders auch in der Auswahl und Anstellung aller der Personen, welchen Er Wichtiges anvertraute, und Seiner Diener, die Seine Person umgaben und viel um Ihn waren. Er folgte dabei Seinem eigenen Urtheile, stellte manche Probe an, ohne daß es der Geprüfte merkte, und selten hat Er sich in dieser Würdigung geirrt, so daß in der Regel solche Männer im Dienste alt wurden und gern bei dem alten Herrn blieben. Gewöhnlich führt eine Tagesordnung, die sich immer gleich bleibt und wo ein Tag wie der andere vom Morgen bis zum Abend, gleichförmig wie eine aufgezogene Uhr abläuft, einen geistlosen Mechanismus, ein langweiliges Einerlei mit sich. Man weiß da immer vorher, was kommt und folgt, und aller Reiz der Ueberraschung hört dabei auf. Dieß mag wahr, besonders auch bei Allen wahr sein, die als Instrumente willenlos dienen und nicht mehr und nicht weniger thun, buchstäblich, als ihnen geboten wird. Aber beim Könige selbst, der eine solche gleichförmige Tagesordnung liebte, befolgte und vorgeschrieben hatte, war dieß nicht der Fall, vielmehr war eine solche heitere Ordnung der Reflex Seiner inneren Ruhe, weßhalb Er sich auch nicht gern darin stören, (Er nannte es „turbiren") ließ. In das: „Eins nach dem Andern!" legte Er einen tiefen Sinn; in der festen Lebensregel fand Er den kostbaren Gewinn an Zeit; weil Er sie zu Rathe hielt, richtete Er viel aus, verwirrte sich nicht, und hatte nie lange Weile. Die Vielheit und Mannigfaltigkeit Seines Berufes ging in aller Heterogenität homogen an Ihm vorüber, weil Er den Punkt der Einheit inne hatte, in welchem Er feststand. In solcher Einheit war Er reich, der Wechsel der Dinge schadete Ihm nicht, und nie

war Er in trüben und frohen Stunden außer sich. Jeden, Geschäft und jeder Stunde des Tages gab Er ihr eigenthümliches Recht, und wie Er an sich selbst wußte, daß man in den ersten frischen Morgenstunden anders gestimmt ist, als in denen nach Tische: so beurtheilte Er auch Andere, die auf Seine Befehle warteten. Er war ein billig denkender Herr.

Diese Seine Vielseitigkeit wurde vorzüglich sichtbar in der Wahl und Benutzung Seiner zahlreichen Adjutanten; und wenngleich dieselben sich um Ihn bewegten wie Trabanten um ihren Fixstern, so hatte doch Jeder von ihnen sein eigenthümliches Licht, welches auch in der Subordination schien, und alle waren gescheute, würdige, tadellose Männer, die ihren Herrn zu repräsentiren wußten. Aber Jeder war anders und in seiner Persönlichkeit zu dem Geschäft tüchtig für das er da war.

So wie der König für ernste Geschäfte am frühen Morgen den ernsten und tiefen Obristen von Witzleben brauchte, so hatte Er gern bei Tische und in dem Wagen bei sich den humoristischen, satyrischen und freimüthigen Husaren-Obristen von Malakowsky. Er hatte an ihm Seine Freude, *) und hörte seine skoptischen Ein- und Ausfälle auch dann gern, wenn sie selbst bittere Wahrheiten enthielten. (**Ridendo dicere verum.**) Mit hohen Herren ist nicht gut Kirschen essen; Malakowsky aß sie mit dem Könige, denn wie Er selbst, war er heiter und bieder, und er hielt sich fest auf dem allerdings glatten Boden. Einst fuhr er, in einem Wagen neben dem Könige sitzend, an einem schönen Sommermorgen über den Gensdarmen-Markt. Die glänzende

---

*) cfr. 2. Theil 2. Abtheilung, S. 390—391.

Sonne beschien die prächtige Reihe von Häusern, so daß sie im vortheilhaften Lichte erschienen. Erfreut durch diesen Anblick, sagte der Hohe Herr: „Hier muß gut wohnen sein!“ „O! ja,“ antwortete Malakowsky, „darum wohne ich“, das Haus bezeichnend, „auch hier.“ „Wie viel Zimmer haben Sie?“ „Meiner zahlreichen Familie wegen muß ich, kleinere und größere, Sieben haben.“ „Wie viel müssen Sie Miethe geben?“ „Ich muß, weil ich drei Stuben, jede von 2 Fenstern, vorn heraus habe, 600 Rthlr. jährlich zahlen.“ Der König zuckte die Achseln und sagte: „Das machen Sie jedem Andern weiß, mir aber nicht! Das weiß man ja wohl besser! Erschrecklich viel Geld; zu viel für ein kleines Quartier!“ Malakowsky, mit einer komisch-demüthigen Geberde, erwiederte: „Das ist ein wahres Unglück, daß Ew. Majestät so E t w a s n i e g l a u b e n w o l l e n.“ Der König lachte und schickte ihm des andern Morgens 400 Ducaten, mit der Inschrift: „Zur Hausmiethe für dieses und **praenumerando** für das künftige Jahr.“ *)

5.

Der König, bekanntlich schweigsamer Natur, hörte lieber, als Er redete. Dieß mag einen physischen Grund gehabt haben; gewiß aber auch einen moralischen. Es ist schwerer, gut zu schweigen, als gut zu sprechen. In Diesem läßt man sich im freien Spiel der Ideen gehen, und nicht so genau mit den einzelnen Worten es nehmend, ergießt man sich; in Jenem hält man an sich und zurück, thut sich Gewalt an,

*) Nach der eigenen mündlichen Mittheilung des Obristen von Malakowsky. Die Inschrift des Königs war eigenhändig und das **Praenumerando**, als ein **avis au lecteur**, stark unterstrichen. „Ein kluger Herr!“ sagte der fröhliche Obrist.

und übt, um desto besser beobachten zu können, Selbstbeherrschung. Der Hochselige Herr war bei aller Gutmüthigkeit doch klug, besonders unter Fremden, die Er noch nicht genau kannte. Wenn irgend Einer in solchen Verhältnissen die tangirenden Fühlhörner brauchte, so war Er es, und zu den Sprichwörtern, die Er liebte und häufig citirte, gehörte auch das: „Durch Schweigen Niemand sich verräth." Derjenige, welcher Ihn genauer kannte, merkte es, daß Seiner ehrlichen Natur dieß Beobachten zuwider war. Er hatte dann etwas Mißtrauisch-Lauerndes, war schüchtern, und Seine Rede trocken und stockend. So zeigte Er sich besonders auf Reisen, wenn die Landes- und Orts-Autoritäten sich um Ihn ehrerbietig versammelten; woher es denn gekommen ist, daß der König häufig ganz unrichtig, oft lieblos beurtheilt wurde, besonders wenn die Präsentation und Audienz kurz war, in der man nur wenige rhapsodische Worte von dem Landesherrn hörte. Aber eben weil Er wußte und sah, daß Aller Augen und Ohren auf Ihn gerichtet waren und man jedes Wort, von einem Könige gesprochen, auf die Goldwage legt, so hütete Er sich wohl, zu viel zu sprechen. Oft sprach Er aber bei solchen Gelegenheiten zu wenig, und nie Freund von „leeren Redensarten," wie Er es nannte, übertrieb Er es nicht selten mit der **Brevitas imperatoria.** Solche war jedoch nicht studirt, vielmehr Neigung und Ueberzeugung. Es wohnte Ihm bei eine schnelle und richtige Würdigung der jedesmaligen Verhältnisse und Umgebungen, und wenn Er gerade dazu aufgelegt war und es angemessen fand, redete Er viel, und sogar beredt, gedankenvoll, mit Vermeidung aller unnützen überflüssigen Worte. *) Er

*) So haben Alle, die täglich um Ihn waren, so habe auch ich in

kannte und befolgte den Spruch des weisen Königs Salomo: „Schweigen und Reden hat seine Zeit.“ Zur rechten Zeit war Seine sonst gebundene, schwere Zunge, gelöst und frei, so daß Seine Rede sich wie ein Strom ergoß. Auch Folgendes beweiset dieß und verdient bekannt und aufgehoben zu werden.

„Die freiwilligen Jäger, welche in Folge des Königlichen Aufrufes vom 3ten Februar 1813 nach Breslau eilten, um bei der Garde einzutreten, wurden im dortigen Königlichen Schlosse abtheilungsweise Seiner Majestät vorgestellt. In der Regel richtete der König zuvörderst einige Fragen an jeden Einzelnen, und ließ dann eine längere allgemeine Ansprache folgen. Gewiß werden sich noch Viele erinnern, wie der Hochselige Herr jene feierlichen Momente zu benutzen, und überhaupt, wo es galt, überaus herzgewinnend und wahrhaft ergreifend zu reden verstand. Davon war auch ich*) Zeuge, bei einer der letzten dieser Vorstellungen. Mir ganz nahe stand, der Achte im Gliede, ein sehr kräftiger Mann von etwa 30 Jahren, aus der damals zum Königreiche Westphalen gehörenden Altmark gebürtig, welcher mit völliger Taubheit behaftet war. Der König, das nicht wissend, wunderte sich, auf die an ihn gerichteten Fragen keine Antwort zu erhalten; als aber der Ihn begleitende Adjutant die Ursache des Schweigens anzeigte, betrachtete der König

---

den kirchlich-religiösen Verhältnissen, in welche ich zu Ihm über 30 Jahre zu stehen die Ehre hatte, Ihn kennen gelernt. cfr. die Vorrede zum 1. Theil, S. 12—15.

*) Der damalige freiwillige Jäger, der jetzige Waisenhaus-Prediger Markus zu Potsdam, von welchem, als Augen- und Ohrenzeuge, die ganze Erzählung herrührt.

sichtbar tief bewegt den patriotischen treuen Altmärker mit mildem liebevollen Ernste; trat dann in die Mitte des Kreises und hielt eine wahrhaft Königliche Rede. Nachdem Er die schwere Bahn des Soldaten geschildert und zu den Pflichten des Gehorsams, der Selbstbeherrschung und Ausdauer, ermahnt hatte, gedachte Er der hochherzigen Liebe, die Alles überwindet, davon Er erhebende Beweise dankbar täglich erfahre, wie Er denn eben jetzt mit inniger Bewegung des Gemüths besonders auf Einen unter uns blicke, den selbst das schwerste körperliche Leiden nicht abgehalten habe, freiwillig und heldenmüthig dem Dienste des Vaterlandes sich zu weihen, und unserer Liebe und Theilnahme empföhle Er diesen edlen Cameraden; der Allmächtige würde auf allen unseren Wegen mit uns sein!

Der Eindruck dieser Königlichen Rede war gewaltig und sie wird mir stets unvergeßlich bleiben."

6.

Der König liebte und begünstigte bei Seinem christlichen gottesfürchtigen Sinne die Kirchen im Lande; viele hat Er neu bauen, unzählige repariren lassen. Besonders werth waren Ihm Dome von alter Gothischer Bauart, und wenn der Zahn der Zeit an ihnen nagte, eilte Er, den gänzlichen Verfall zu hemmen, und ihre Wiederherstellung in Geist und Geschmack des ursprünglich Antiken war Ihm Herzenssache. Das sorgfältige Studium der Architektonik beschäftigte Ihn oft und Er las gern architektonische Graphien. Er hatte Kenntnisse in der Baukunst und sprach darüber wie ein Sachkundiger, weßhalb Er im gemüthlichen Anblick großer und prächtiger Kupferstiche auch gern mit Architekten umging; vorzüglich lieb war Ihm der geniale Schinkel. Weniger interessirte Ihn die **Civilis-hydraulika**, die **Mili-**

taris und **navalis**, als die Kirchliche Baukunst, und wie Er auf Seinen Reisen jede am Wege liegende Kirche in Augenschein nahm, so fuhr Er oft viele Meilen um, um eine merkwürdige zu betrachten. Dann stand Er nachdenkend still; heftete Seine Blicke auf die einzelnen Theile, componirte das Ganze, freute sich der Symmetrie, die Er im Inneren und Aeußeren wahrnahm, und bemerkte es gewiß, wenn bei geschehener Reparatur das hinzugekommene Neue nicht mit dem ursprünglich Alten von einem Tone war. Die Erinnerung an das Gesehene war und blieb Ihm treu; gern sprach Er noch nach Jahren davon, und beachtete Alles so genau, daß es Ihm nicht entgangen war, wie die große Kirche zu Hamm und die Wiesenkirche zu Soest (in pratis) von einem seltenen hellgrünen dauerhaften Steine erbaut war.

Vorzüglich lieb war und blieb Ihm die alte herrliche Stadt Magdeburg mit ihren vielen Thürmen und Kirchen. Gern verweilte Er mit der Königinn Luise in der dortigen biederen Einwohnerschaft. Beim Anblick ihres Wohlstandes, des regen Lebens auf den Straßen, der zum Theil alten Häuser noch aus der Zeit des 30jährigen Krieges, des breiten Weges, des Fürstenwalles, der still majestätischen Elbe, und Seiner am Domplatz gelegenen schönen Wohnung, war Ihm wohl. So war es schon vor 1806; nach dieser, 7 schmachvolle Jahre dauernden Zeit war Ihm durch die freie Uebergabe der Stadt freilich dieselbe zuwider; aber da sich dabei Sein Unwille vorzüglich auf den längst verstorbenen Commandanten, nicht auf die unschuldig und immer patriotisch gebliebene Bürgerschaft bezog, so trat von 1814/15 vor der neuen herrlichen Zeit die alte in den Hintergrund und ihrer und ihres Elendes wurde nicht mehr gedacht. Magdeburg zeichnete sich vorzüglich durch richtige Auffassung und

Benutzung aller Veränderungen und Verbesserungen, die das Gemeinwohl betroffen, aus, und an der Spitze derselben stand und steht der wackere Oberbürgermeister Francke, dessen der König gern und oft gedachte und den Er einen Oberbürgermeister nannte Comme il faut. Dieß sind Seine eigenen gebrauchten Ausdrücke.

Ganz besonders aber interessirte Ihn der alte prächtige Dom, und Er stand oft sinnend still im Anschauen dieses großartigen antiken kirchlichen Gebäudes. Ungern bemerkte Er den verderblichen Einfluß, welchen die Zeit in langer Dauer auf dasselbe geübt, und Seinem Grundsatze treu, keine reife *) Sache halb, sondern sie ganz zu thun, entschloß Er sich, der Restaurator des alten Doms in Magdeburg zu werden. Er wußte, daß solche gründliche Wieder-

*) Nicht ohne Grund ist hier die Sache eine reife genannt. Man hat sehr oft dem König Friedrich Wilhelm III. den Vorwurf gemacht, Er sei ein schwankender, unentschlossener, inconsequenter Mann gewesen, von halben Maßregeln. Wenn irgend ein Vorwurf ungegründet ist, so ist es dieser. Freilich kommt in Seiner Regierung, vorzüglich in den unglücklichen Jahren 1806—1813 Manches vor, das so aussieht, Vieles was interimistisch, also nur halb war. Aber man vergißt dabei, daß diese böse Zeit, zwischen Hangen und Würgen, keine kathegorischen Entschlüsse zuließ, und man, weil man es mit einem falschen, hinterlistigen Gegner zu thun hatte, laviren und eine bessere Ordnung der Dinge abwarten mußte. Unter solchen Umständen ist Häsitiren und Hinhalten das Rechte, und Weisheit, **nichts** zu thun. Bis zum Jahre 1806 und von 1813 an hat Friedrich Wilhelm III. selbstständig überall in wichtigen Dingen gehandelt, und in dem, was Er wollte und für Recht erkannte, war und blieb Er so fest und ganz, daß Er gar nichts nachgab: so kennen Ihn Alle, die Ihm nahe standen, und weiland Napoleon nannte Ihn „stätsch“. —

herstellung viel Geld koste; aber gern bewilligte Er es und wurde auch da nicht verdrießlich, als bedeutende Summen mehr gefordert wurden, als anfangs auf den Etat gebracht waren.*) Sowohl im Innern der Kirche, als in ihrem Aeußeren, an der Facade, wurde durch einen geschickten Baumeister so das Alte wiederhergestellt, daß man an dem Neuen die nachhelfende Hand kaum sehen konnte. Die Reparatur war noch nicht fertig, als der König wissen wollte, wie weit man damit gekommen, und Er mich vermittelst eines Handbillets an den Ober-Präsidenten, Minister von Klewitz, nach Magdeburg schickte, um mich danach zu erkundigen. Der Dom daselbst lag Ihm am Herzen und Er sprach gern von der stillen Größe dieses alten Prachtgebäudes.**)

---

*) Friedrich der Große ließ nach dem Siebenjährigen Kriege vor dem Thore in einer gesunden Gegend das große Invaliden-Haus, welches die schöne Inschrift trägt: Laeso sed invicto Militi, bauen. Bei diesem Bau ersparte der Baumeister viele Tausend Thaler, so daß Er weniger kostete, als der eingereichte Etat besagte. Als der Oberbaurath diese bedeutende Summe zurückgab, hatte er sich dadurch so wenig bei Friedrich insinuirt, daß er vielmehr entrüstet zu ihm sagte: „Er ist ein dummer Teufel, der seine Sache nicht versteht. Ein guter und richtiger Etat muß mit der berechneten Angabe, die Theorie mit der Praxis, genau stimmen. Er hat sich um viele tausend Thaler verrechnet. Gehe Er hin und studire Er besser; und um Ihm erforderliche Zeit und Muße zu geben, finde Er sie 2 Jahre auf der Festung zu Spandau." Als der jetzige General des Invaliden-Hauses von Puttkammer bei Tische diese Anekdote erzählte, sagte Friedrich Wilhelm III.: „Passirt jetzt nicht mehr! Die Herren rechnen vielmehr gewöhnlich zu wenig; kommen nicht aus, und es muß dann nachgezahlt werden."

**) Auffallend und befremdend ist es, daß man im Lande, z. B. in Brandenburg und Magdeburg, Halberstadt, in Prenzlow u. a. O.

Eine gleiche fürsorgende Liebe widmete Er dem alten Dome des Dom-Stifts zu Brandenburg. Diese von der Stadt etwas entfernte, auf der alten Burg und dem Domplatze gelegene Kathedralkirche hat ein historisches Interesse und vor Allen kannte sehr genau die vaterländische Geschichte der König. Otto der Große hatte diesen ehrwürdigen Tempel gegründet, der den 1sten October des Jahres 949 in Gegenwart des Kaiserlichen Stifters feierlich consecrit wurde. *) Viele Jahrhunderte waren seit der Zeit in ihrem still dahinfließenden Strome verflossen und die Gebete und Gesänge der Domherren waren auf dem hohen großen Chore von Geschlecht zu Geschlecht empor zum hohen Gewölbe in zahllosen „Oremus" gestiegen. Nach dunkler Nacht kam das Licht des 16ten Jahrhunderts und die gewaltige Stimme Dr. Luthers war in ihren Erschütterungen auch in das fromme Dom-Capitel zu Brandenburg gedrungen. Bischof desselben war zur Zeit der Reformation Matthias von Jagow, ein verständiger,

---

prächtige alte Gothische Kirchen findet, und in Berlin selbst, welches doch reich an Schlössern und Palästen ist, und viele baulustige reiche, auch kirchlich gesinnte Könige gehabt hat, gar nicht. Die Nicolai-Kirche etwa ausgenommen, sind alle anderen Kirchen in der ersten Residenz mittelmäßig, nicht selten schlecht. Der sogenannte Dom ist ein wunderliches Oblongum, und würde ohne die kirchlichen Symbole besser ein Gewächshaus oder eine Manege sein.

*) Das von dem Königlichen Ober-Domprediger und Professor Dr. Schröder herausgegebene Programm enthält lehrreiche Nachrichten über das Alter, die historische Bedeutung, und die gegenwärtigen Reste der Bischöflichen Stifts- und Domkirche zu Burg Brandenburg, aus dem literarischen Nachlasse des Dr. Schulze, gewesenen Directors der Ritter-Akademie.

hellsehender Mann, dessen denkender Verstand und edles Gemüth keine Befriedigung und Erquickung in den todten und leeren Ceremonien der Römischen Kirche finden konnte. Anfangs heimlich ein Verehrer Luthers, correspondirte er mit ihm, und je überzeugter und fester er wurde, um so entschlossener und muthiger bekannte er sich dann öffentlich für die Reformation, so daß er förmlich mit dem fast ganzen Dom-Capitel zur lutherischen Kirche überging.

Seit seinem Tode waren wieder mehrere Jahrhunderte vorübergegangen und die alte Domkirche war so baufällig geworden, daß sie theilweise einstürzte, gar nicht mehr gebraucht werden konnte, also verschlossen werden mußte, und die daneben stehende kleine Capelle benutzt wurde. Und doch wäre es Schade gewesen, die ehrwürdige Antike eine Ruine vollends werden zu lassen, zumal ihre Restauration das beibehaltene, neu organisirte Dom-Capitel und die Ritteracademie erforderte. Zu dieser Wiederherstellung vom Haupte bis zum Fuße wurde aber eine große Summe erfordert; und angesprochen von dem Zwecke, bewilligte sie der König. Die Reparatur im Geiste und in der Form des ursprünglichen Baues von dem tüchtigen Bau-Inspector Heidfeld geleitet, währte mehrere Jahre, nach deren Ablauf der alte ehrwürdige Tempel groß und stattlich wieder dastand.

Der 1ste October 949 im Jahre Christi, als Otto der Große regierte, war der Gründungs- und Stiftungstag dieser merkwürdigen Kathedrale; der 1ste October 1836, als König Friedrich das Preußische Land regierte, sollte unter ganz veränderten Umständen auch der Tag der Einweihung der restaurirten Bischöflichen Kirche sein. Es war ein stiller, milder Herbstmorgen, als das festliche volle Geläute tönend und hallend vom hohen Thurme in Stadt und Land die

Ankunft des Königs der harrenden Volksmasse verkündigte. Der geliebte Monarch und erhabene Schirmherr der evangelischen Kirche kam und stieg, begleitet von Seiner treuen Gefährtinn, Seiner Gemahlinn, der Fürstinn von Liegnitz, und Seinem geliebten Sohne, dem Prinzen Carl, auf der Burg in der Dechanei, die oft Friedrich der Große besuchte, ab. Der Dombechant, General-Lieutenant Graf Henkel von Donnersmark, wie die Domherren des Dom-Capitels, sämmtlich in ihrer Amtskleidung, empfingen den stattlichen Herrn. Der König stand da im heiteren Bewußtsein, und Er, der den festlichen Tag geschaffen, wünschte Glück und Segen der herrlichen Feier. Der Hohe Herr sprach sehr gut von dem, was in vergangenen Jahrhunderten das Dom-Capitel gewesen, und was es jetzt sein sollte: „die ganze Anstalt wäre ein Dom, und sollte dem Domino, dem Herrn aller Herren, geweihet sein. Um diesen christlichen Geist zu bezeichnen und zu fördern, habe Er bei der Reorganisation auch zwei hochgestellte bewährte Geistlichen zu Mitgliedern ernannt. Das Stift habe ansehnliche Einkünfte, welche allerdings am Lebensabend, nach einem dem Gemeinwohl gewidmeten thätigen, ausgezeichneten Leben, von den Participienten in Ruhe genossen werden könnten; aber dieß sei nicht die Hauptsache, diese wäre vielmehr der gute Geist, der die Domstiftung und die Ritteracademie beseelen müsse. Dieß ist", schloß Sr. Majestät, „mein Wille und meine Absicht; ich hoffe, sie werden erreicht werden!"

Jetzt ertönte wieder das volle Geläut von dem nahen hohen Thurme und Alles ging zur Kirche. Der König voran und hinter Ihm ein großes Gefolge. Der lange Zug bewegte sich langsam und feierlich durch die ehrerbietig und still dastehende Volksmasse, und der Weg war mit Blumen

bestreut. Alles war ernst gestimmt; alle Herzen durchbebten Gefühle freudiger Rührung und die hehren Klänge der rufenden Glocken schlugen an und tönten wieder im Inneren der Gläubigen. An der Domkirche, die ernst schweigend, aber in eigenthümlicher Einfachheit groß, als ein beredter Zeuge der alten Vergangenheit, der frischen Gegenwart und der verborgenen Zukunft, ansprechend dasteht, wurde der Monarch von dem Dom-Capitel, dem Ober-Domprediger, der Baudeputation und den Gewerken, vermittelst einer kurzen dankvollen Anrede empfangen und eingeführt. — —

Das Werk lobt den alten und den neuen Meister und das Innere der Kirche ist ein in seinem hohen Gewölbe, seinen schlanken Pfeilern, seinen sicheren Bogen, ein zum Himmel anstrebendes Heiligthum, das man nicht betreten kann, ohne den wunderbaren Zug nach Oben, **sursum corda**, zu fühlen. Da liegt sie vor uns in ihrer großartigen Symmetrie, in ihrer hohen Orgel, in ihrem entfernten in magisches Helldunkel eingehüllten Hochaltar *), in dem erhabenen Domherren-Chore, in ihrer einfachen Kanzel mit den um sie gestellten Sitzen, die herrliche Kirche. Sinnend und ernst betrachtete sie der König und auf Seinem edelen Angesichte las man die Freude, sie wieder hergestellt zu sehen. Die zahlreich versammelte Gemeinde sang unter voller Orgelbegleitung das alte Kirchenlied: „Komm heil'ger Geist, Herr

*) Der Hochaltar ist würdig ausgestattet mit neuen Leuchtern und Altargeräthen durch die Güte des Königs; durch die des damaligen Kronprinzen sind die Fenster mit reichen Glasmalereien, und durch die der damaligen Kronprinzessinn, Ihrer Majestät der Königinn, und sämmtlicher Prinzessinnen des Königlichen Hauses, ist der Altar mit einer kostbaren Altardecke geziert.

Gott," und die liturgischen Chöre hallten hehr und feierlich durch die weiten Räume der Kirche. Der Ober-Domprediger Dr. Schröder sprach würdig die Liturgie; die von dem General-Superintendenten der Provinz, Bischof Dr. Neander, gehaltene Festrede, das von ihm unter Assistenz des Dom-Capitels, wie der gesammten Geistlichkeit der Stadt Brandenburg, aus dem Herzen geflossene Weihgebet, wobei Alle niederknieten, die Consecration des h. Abendmahls, die hohe Feier desselben, der nochmalige volle Gesang der Gemeinde, das vom Sängerchor und dem Local-Gesangverein gesungene, eigens für diesen Tag von dem Organisten Seiffers gut componirte Tedeum, — alles dieß war ein harmonisches Ganze und machte einen erhebenden Eindruck, so daß alle Feiernden still, ernst und erbaut die herrliche Domkirche verließen.

Der König, zufrieden und religiös heiter gestimmt, sprach über den solide und gut restaurirten Dom sehr passend und sagte dem geschickten Bauinspector Heidfeld, wie über die gehaltene kirchliche Feier dem Bischof Dr. Neander, und dem Ober-Domprediger Dr. Schröder, viel Verbindliches. In den Sälen der Dechanei wurde zahlreich und köstlich, — wie es die Domherren pflegen, — gespeiset, und in dem Hauptzimmer, an dessen Wänden die Bildnisse der gewesenen Dechanten prangen, befand sich mit Seiner Gemahlinn, Seinem Sohne und Gefolge, der König.

Die Honneurs bei der Tafel machte der Domdechant, General-Lieutenant, Reichsgraf Henkel von Donnersmark, und in einfachen, aus dem Herzen geflossenen und eben darum beredten geistreichen Worten erhob derselbe den gefüllten Becher auf das Wohlsein Sr. Majestät, und Alle tranken stehend mit lauter klopfendem Herzen ihr Glas. Dankbar,

lehrreich und gedankenvoll, erwiederte dieß der Hohe Herr und wünschte dem Dom-Capitel, der Ritteracademie, wie der Domgemeinde, Bestehen und Segen, mit der herzlichen Versicherung Seiner Geneigtheit, rühmend das heitere, inhaltreiche Fest.

Die dadurch erzeigte würdige, dabei heitere Stimmung wurde genährt und erhöhet durch den im Nebenzimmer angestimmten lauten und schönen, von den Zöglingen der Ritteracademie und ihren Lehrern vorgetragenen Gesang: „**Domine fac salvum regem.**“

Was still alle Tischgenossen fühlten und dachten, meinten und wünschten, wurde nun zum lebendigen Bewußtsein gebracht; Alles war dankvoll bewegt und hie und da weckten die ernsten frommen Töne, die aus den Herzen blühender Jünglinge und ernster Männer klangen, Thränen der Rührung und Freude. Es trat dann eine stille Pause ein, die Keiner unterbrach, weil alle Seelen voll waren; die Blicke der Ehrfurcht und Liebe waren nur auf den König gerichtet und Jeder dachte: „Gott segne Ihn! **Domine fac salvum regem!**“ An diesen erhebenden sinnigen Wohlklang schloß sich ein von dem genannten Sängerchor gut vorgetragener Gesang: „das Preußenlied,“ dessen einfache, aber seelenvolle Harmonie der ganzen Feier und ihrer Stimmung verwandt waren. Den Text überreichte schüchtern mit einigen gefühlvollen Worten ein Zögling der Ritteracademie, ein liebenswürdiger blühender Knabe. Der König ließ ihn, der in ehrerbietiger Entfernung bange dastand, in zutraulicher Anrede nahe an sich herantreten, dankte, und nahm das Gedicht freundlich an. Er erkundigte sich nach seinem Vater,*)

*) Es war, wenn ich nicht irre, der Sohn des Commandanten in

den der König „einen sehr würdigen Mann nannte,“ fragte: „was er werden wolle?“ sprach von der Wichtigkeit der Jugendjahre, und ermunterte mit väterlicher herzlicher Freundlichkeit zum weisen, gewissenhaften Gebrauch auf eine Art, die gewiß dem edlen Jüngling unvergeßlich geblieben und erweckend geworden ist.

Da saß der König mitten im vollen Saale an langer Tafel. Er hatte dem ganzen Domcapitel, allen seinen Mitgliedern, jedem Einzelnen, viele Wohlthaten erwiesen und eben die Stiftskirche mit großen Summen wieder herstellen lassen. Er war der Erhalter und Restaurator des Ganzen; Jeder fühlte und erkannte das, — nur Er nicht, Er saß da, als ein Gast unter den Gästen! In Seiner Haltung, in Seiner Miene, in Seinem Tone, in Seiner Unterhaltung, lag durchaus nichts Herrisches und Gemachtes, vielmehr etwas demüthig Natürliches. Er war der König, der Lichtpunkt des Festes; um Ihn drehete sich Alles, Jeder fand sich durch Seine Gegenwart geehrt, Jeder bewies Ihm das, — und es war, als wenn Er sich geehrt fühlte, so dankbar, so herzlich, so einfach und natürlich, nahm Er erwiedernd jedes noch so geringe Zeichen der Verehrung und Liebe auf. In der Milde des Herrn lag etwas ganz Eigenthümliches, ein stiller, umfließender Zauber, den man am Besten mit der Unbefangenheit eines unschuldigen Kindes vergleichen kann. Die Grazie der Verlegenheit und ihre Anmuth schmückte Ihn.

Nach aufgehobener Tafel und geschehener Unterhaltung mit denen, welche zunächst standen, eilte der König wieder in die Ihm werth gewordene alterthümliche Domkirche und sah betrachtend das Innere derselben noch einmal an. Der mit der Ausführung des Baues besonders beauftragt gewesene

Domherr und Major, jetzige Domdechant von Erxleben, führte den Monarchen umher. Dieser stand oft sinnend still, und ohne sonst viel zu sprechen, hörte man Ihn sagen: „Gut! Sehr gut! Echt antik! Vortrefflich, — erhebend, — eine wahre Kirche, — ein prächtiger Dom!"

Mit der Domkirche hängen die Gebäude der Ritter-Academie zusammen und die Curatoren derselben, der Staatsminister von Rochow und der Domherr von Erxleben, waren zur Seite des Königs, als Er ihre Einrichtung und Räumlichkeiten in Augenschein nahm. Die sämmtlichen Zöglinge, ihr Director, die Professoren und Lehrer derselben, waren versammelt und der Monarch richtete an sie geistvolle Worte der Ermunterung; wer diese mit angehört hat, weiß, daß sie eine salbungsvolle Weihrede waren. Der König fixirte fest und wohlwollend den eben neu angekommenen Director und Professor, Ritter Dr. Blume, und sagte zu ihm: „Haben als Director des Gymnasiums zu Potsdam ein gutes, ehrenvolles Andenken hinterlassen; ist mir angenehm gewesen, viel Günstiges über Sie zu hören! Schon lange hier?" Der Director antwortete würdevoll und ehrerbietig: „Seit 14 Tagen, Majestät, bin ich hier, und seit 8 Tagen in amtlicher Thätigkeit. Doch fällt mein eigentlicher Amtsantritt gerade auf den heutigen Tag, und ich betrachte es als die glücklichste Vorbedeutung, daß derselbe so durch die Huld meines allergnädigsten Königs ausgezeichnet ist." „Sind hier," erwiederte der König, „in einen wichtigen, schweren Wirkungskreis eingetreten und finden reichliche Gelegenheit zur verdienstlichen Thätigkeit. Wünsche Ihnen Glück und Segen dazu!" Als unter den Schülern der Ritter-Academie der zweite Sohn des gewesenen, gestorbenen Directors Dr. Schultze, ein hoffnungsvoller Knabe, vorgestellt

und vom Director Dr. Blume empfohlen wurde, sagte der König mit rührender Milde und menschenfreundlicher Theilnahme zum Sohne: „Haben einen sehr braven Vater gehabt; suchen Sie seinem Vorbilde nachzueifern!“

Inzwischen war es Abend geworden. Leichte Herbstnebel lagen auf der Havel und den weiten Wiesen. Der alte, wieder neu gewordene, jetzt eingeweihete Dom stand da im Purpur der untergehenden Sonne. Ihre sanfte rosenfarbene Beleuchtung erfüllte den weiten Domplatz und bestrahlte die versammelte Volksmenge. Die Königlichen Equipagen waren zur Rückkehr nach Potsdam vorgefahren. Der Zeitpunkt der Abfahrt war gekommen. Das ganze Domcapitel stand versammelt. Der Hohe stattliche Herr grüßte; Er drückte dem Domherrn, dem würdigen alten General der Infanterie von Jagow, herzlich die Hand; vom hohen Domthurme tönten die Glocken, und unter ihrem festlichen, weit in's Land hallenden Geläute fuhren der König, Seine Gemahlinn und Sein Sohn, dahin. Wir sahen Ihnen nach und unsere Wünsche folgten Ihnen. Wir bekannten: Das war ein schöner Tag, welchen Gott gemacht hat!

7.

Nicht immer wie in Magdeburg und Brandenburg wurde des Königs lebhaftes Interesse für Kirchen mit solchem glücklichen Erfolge gekrönt; oft mißlang es Ihm damit und der böse diabolische Zufall, der sich nicht berechnen und dessen hinterlistigen Tücken sich nicht ausweichen läßt, hatte dabei sein böses Spiel. Nie war dieß mehr der Fall, als bei dem Neubau der Nicolai-Kirche zu Potsdam. Hier öffnete sich die ganze Fülle Seiner Königlichen Milde; und doch sah Er sich, wo Ihm die Sache unmittelbar am Herzen

lag, in Seinen gerechten Erwartungen ganz und gar getäuscht. Die Geschichte dieses Kirchenbaues ist merkwürdig und die Erzählung desselben gehört um so mehr hierher, da das Benehmen des Königs dabei charakteristisch ist.

Die vom Könige Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1720 erbaute prächtige, nahe am Schlosse gelegene Nicolai-Kirche brannte im Jahre 1795 den 3ten September zum Schrecken der Stadt beinah gänzlich ab, so daß sie gar nicht mehr gebraucht werden und von einer Reparatur nicht die Rede sein konnte. Das gräßliche Unglück war herbeigeführt durch die Unvorsichtigkeit einiger Klempnerburschen, die auf dem Kirchenboden unter dem Dache etwas zu repariren hatten, und bei'm unvorsichtigen Gebrauch des Kohlenbeckens den entstandenen Brand der zerstreut umher liegenden Hobelspäne dadurch vermehrt hatten, daß sie in ihrer Angst die Spiritus-Flasche hineingossen. Das Feuer, angefacht und vermehrt durch den Wind, ergriff bald die hölzernen Theile der Kirche, und schnell entstand von allen Seiten ein Flammen-Meer, das in seiner Gluth alle Bemühungen der Löschung unwirksam machte. Es fiel dabei die tragisch-komische Scene vor, daß dem commandirenden prügelnden, wüthenden, von der Bürgerschaft nicht geliebten commandirenden General in der bewegten, durcheinander laufenden Menge von einer Spritze ein mächtiger dicker Wasserstrahl auf den Rücken gegeben wurde, so daß er sich nicht auf dem Pferde halten konnte und herabfiel. Das Unglück, welches lange, schnelle Beine hat, war da; der hohe, weit gesehene, in der Mitte der Stadt zwischen den Thürmen der Garnison- und Heiligen-Geistkirche prangende Nicolai-Thurm stürzte brennend in sich selbst zusammen und verzehrte nun in seinen Feuermassen um so schneller die ganze Kirche, von der Nichts stehen blieb,

als das feuerfeste Portal. Die ganze Stadt, deren benachbarte Häuser ringsum glücklich erhalten wurden, war in Bestürzung, und trauernd sah man die öde, wüste Brandstätte. Die Nicolai-Gemeinde, die größte in der Stadt, damals wenigstens 8000 Seelen stark, hatte nun keine Kirche mehr, und da sie damit ihren Vereinigungspunkt verloren, zerstreute sie sich und nur ein kleiner Theil fand Raum in der kleinen Rotunde der Französischen Kirche, die zur Aufnahme angewiesen war. Viele gingen in die Garnison- und Heilige-Geistkirche. Viele hatten aber keinen Sonntag mehr; sie lebten ohne Kirche und dachten nicht mehr an gemeinsame Erbauung, noch weniger an das heilige Abendmahl. 1795 war überhaupt, besonders in kirchlicher Hinsicht, eine böse Zeit für Berlin und Potsdam. Es war die Zeit der Heuchler, und das famöse Religions-Edict, der Symbolen-Zwang, die Examinations- und Glaubens-Commission, die das eingerissene Uebel der flachen und kahlen sogenannten Aufklärung hemmen sollte, vermehrte es vielmehr. Alle, welche unentschlossen und schwankend waren, und noch gewonnen werden konnten, wandten sich nun auf den weiten und breiten Weg; die Kirchen wurden verhältnißmäßig wenig besucht und die Altäre waren verlassen. Bald entstand in der Stadt Potsdam die allgemeine Meinung: „Wir haben Kirchen genug; wir bedürfen in die Stelle der abgebrannten Kirche keine neue"; die Nicolai-Gemeinde versammelt sich an Sonn- und Festtagen in der Französischen Kirche; es ist noch Platz genug in der Simultan-, Hof-, Garnison-, in der Heiligen-Geist- und in der katholischen Kirche. Man will sogar wissen, dieser laue Indifferentismus sei schön aufgeputzt und mit Scheingründen gefällig motivirt Allerhöchsten Orts officiell vorgetragen. Genug, es wurde keine neue Kirche wieder erbaut, das schöne Portal der alten

abgebrannten stand noch immer zum Skandal da, die Soldaten nannten es spottweise ein Vorhemdchen, wo nichts hinter sei. Die Prediger der großen, nun verlaufenen Nicolai-Gemeinde fühlten sich sehr unglücklich und lamentirten und protestirten, — vergeblich! es blieb so.

Das unglückliche Jahr 1806 kam mit seiner Calamität über Stadt und Land. Wohl bedurfte unser Aristocratismus und seine hochmüthige Trägheit, unsere egoistische Sinnlichkeit und Frivolität, unsere falsche Sicherheit und leere Eitelkeit, einer bessernden Züchtigung. Diese heimsuchende Züchtigung dauerte 7 Jahre. Und wir thaten Buße und ließen uns bessern. Mit dem wiederkehrenden guten einträchtigen Volksgeiste wurde auch der kirchliche Sinn wieder besser. Die Kirchen füllten sich wieder und die verlassenen Altäre wurden wieder aufgesucht. Dieß geschah vorzüglich da, wo die stille Kraft des erhabenen Beispiels des Königs, den man sonntäglich zur Kirche und oft zum heiligen Abendmahl gehen sah, hin- und durchdrang. Die Bürgerschaft in Potsdam fühlte nun wieder das Bedürfniß einer eigenen Kirche und bat den König um den Wiederaufbau derselben. Zu der Eigenthümlichkeit Desselben gehörte auch, daß Er Seine Wohlthaten nicht aufdrang, — aber sie gern gewährte, wenn das Bedürfniß derselben offen, klar und pflichtmäßig, sich aussprach. Ich wurde zum gutachtlichen Bericht aufgefordert, und erklärte mich mit voller überzeugter Seele für den Bau der Kirche einer ansehnlichen Stadtgemeinde, welche inzwischen wohl zu 10,000 Seelen angewachsen war. In meiner Vorstellung bewies ich, daß seit dem Abbrande und der verschiedenartig incorporirten zerrissenen Theile sich alle Gemeinschaft in der Gemeinde verloren habe; daß sie ohne Kirche

unkirchlich geworden sei; daß mit derselben sie sich wieder sammeln und in einer heiligen vereinigenden Stätte erst sich wieder vereinigen könnte und würde. Dem Könige war das ganz recht und nach Seinem Sinne. Lange und gemüthlich sprach Er darüber, „wie bei Seiner Anwesenheit in Potsdam, im Schlosse nach der Straße hin wohnend, durch die Orgeltöne und den Gesang der Gemeinde aus der in der Nähe liegenden Nicolai-Kirche die ersten religiösen und kirchlichen Gefühle in Ihm wären geweckt worden. Noch erinnere Er sich so gut, als wenn es gestern geschehen wäre, wie Er als Kind sich an's offene Fenster gesetzt und Stunden lang auf die herüberhallenden Klänge und ihre Melodien gelauscht habe. Die Nicolai-Kirche wäre Ihm darum sehr lieb, und schöner, als sie gewesen, wolle Er sie wieder aufbauen lassen“.

Der geniale, kunstsinnige und kunsterfahrene Schinkel erhielt den Auftrag des Aufbaues und legte mehrere Pläne vor, aus welchen nach langem Prüfen und Vergleichen derjenige, welcher am Meisten gefiel, gewählt wurde. Die Wahl wurde bestimmt nicht durch den Geldpreis, denn darauf wurde hier nicht gesehen; der Königliche Herr wollte in Seiner Ihm lieben Residenz und in der Nähe des alten Schlosses ein Chef d'oeuvre haben. Als der Grundstein gelegt werden sollte, wurde im Auftrage der Königlichen Regierung, des Magistrats, als Patrons der St. Nicolai-Gemeinde, den 3ten September 1830 vom Referenten folgende „Weihrede“ gesprochen:

„Unsere Hülfe und unser Anfang sei im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Amen.“

„Alt, und im Alter ehrwürdig, und in der Ehrwürdigkeit bedeutungsvoll, ist die fromme Sitte, Gebäude, die einen

ernsten Zweck haben, namentlich Kirchen, bei Legung des Grundsteins feierlich einzuweihen und bei'm Anfange des Werkes den Segen Gottes zur glücklichen Vollendung zu erflehen."

„Schon in der Urgeschichte des menschlichen Geschlechts finden wir diese fromme Sitte, zum Beweise, wie tief das Bedürfniß, aus dem sie entspringt, in der Brust des Menschen liegt."

„Dieser Stein", sprach der Patriach Jacob, „den ich aufgerichtet habe zu einem Male, soll ein Gotteshaus werden", und durchdrungen von der Allgegenwart Gottes, ergießt sich sein frommes Herz in die empfindungsvollen Worte: „Gewißlich ist der Herr an diesem Orte. Wie heilig ist diese Stätte! Hier ist nichts anders denn Gottes Haus; hier ist die Pforte des Himmels. Zwar wohnet der Herr, des Himmels und der Erde Schöpfer, nicht in Tempeln mit Händen gemacht; seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der Jemandes bedürfte". — Aber wir bedürfen Seiner; bedürfen in der Ohnmacht und Sündhaftigkeit unserer Natur, in der Kürze und Nichtigkeit unseres Lebens, einer heiligen und geweiheten Stätte, wo das zerstreute Herz in ernster gemeinschaftlicher Andacht vor ihm sich sammelt, und in dieser Sammlung das Bewußtsein unserer Menschen- und Christenwürde lebendig wird. Darum hat der Bau einer neuen Kirche eine tiefe, gehaltvolle Bedeutung; er bezeichnet ein höheres geistiges Bedürfniß; er gehört zu den besten Zeichen der Zeit, und ist in der Geschichte einer Stadt ein glänzender Lichtpunkt. Wir bewundern gelungene Werke der Baukunst, dem geselligen Vergnügen, den Künsten und Wissenschaften, dem Verkehr

des Lebens gewidmet, und haben unsere Freude daran; aber ganz anderer Art sind die Betrachtungen und Gefühle, welche der Bau einer christlichen Kirche in uns erweckt."

„Eine Kirche ist das Bild, der Herold des Uebersinnlichen und Unsichtbaren, das ernste Symbol des Unvergänglichen und Ewigen. Ihre weitgesehenen, Himmel anstrebenden Thürme verkünden, daß da Menschen wohnen, die aufblicken und an etwas Höheres und Besseres glauben, als im Wechsel des Irdischen zu finden ist. Der laut hallende Klang ihrer Glocken, welche die Gläubigen rufen, Freude verkünden, Schrecken verbreiten, die Todten beklagen, sind das Zeichen der Vereinigung und der in frommen Ahnungen tief empfundene, wunderbare Klang einer übersinnlichen geistigen Gemeinschaft. Eine christliche Kirche mit dem einfachen und doch bedeutungsvollen Symbole ihres heiligen Kreuzes ist die theure Bürgschaft der Gnade Gottes, im Glauben an den Heiland und Erlöser der Welt, und dieser Glaube führt von der Sünde zur Tugend, von Zwiespalt zum inneren Frieden."

„Die Kirche ist die heilige Stätte, wo unsere neugeborenen Kinder eine höhere Weihe, unsere Jünglinge und Jungfrauen die Befestigung ihrer frommen Gelübde, unsere Ehen das Siegel der Treue, unsere Todten ein warnendes und segnendes Andenken finden. Die Kirche ist der geweihete heilige Ort, wo in Verkündigung des göttlichen Wortes der Tugendhafte befestigt, der Zweifler beruhigt, der Sünder erschreckt, der Verirrte zurückgeführt, der Gebeugte aufgerichtet, der Lebensmüde mit dem Troste ewiger Hoffnung erquickt wird. — Der heilige Altar ist der Ort, wo auf der Grenze der Zeit und Ewigkeit im geweiheten Brode, im gesegneten Kelche, das Zeichen, Siegel und Pfand der Liebe und Versöhnung,

der Versöhnung mit Gott, mit sich und der Welt, gereicht und empfangen, und jedes edle schöne Band, das Menschen mit Menschen verknüpft, befestigt und verklärt wird."

„Ja, die Kirche ist die heilige Stätte, wo die reinsten Gefühle, die edelsten Gesinnungen, die geläutertsten Grundsätze der Menschen-, Pflicht-, Berufs-, Familien-, Königs- und Vaterlandsliebe, die belebende Kraft der Gemeinschaft empfangen, in dieser Gemeinschaft sich verstärken, eine tugendhafte, in der Tugend glückliche, einträchtige Gemeinde und Bürgerschaft zu bilden. So empfängt das gewöhnliche irdische Thun und Treiben auf dem Marktplatze und dem wechselnden Verkehr des unruhigen Lebens feiernde Ruhepunkte, eine edlere Bedeutung, einen tiefen Sinn, eine milde Würde, ein schöneres Band, und gestaltet sich unter solchem segensreichen Einflusse als eine Uebungs- und Bildungsschule für eine bessere Welt."

„Ueberzeugt und durchdrungen von der Wahrheit und Wichtigkeit dieser Gedanken, wird das Geschäft, das jetzt hier verrichtet werden soll, ein ernstes, ehrwürdiges und heiliges Geschäft Die vom Könige Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1720 bis 1724 erbauete, im Jahre 1795, den 3ten September, also gerade heute vor 35 Jahren, zum Schrecken der Stadt abgebrannte und in einen Schutthaufen verwandelte St. Nicolai-Kirche, soll hier auf derselben Stelle, wo sie früher stand, durch die reiche Gnade des jetzt regierenden Königs Majestät, zur Ehre Gottes und Jesu Christi, zum Segen der Nicolai-Gemeinde, zur Freude der Bürgerschaft, zur Zierde der Stadt, wieder aufgebauet, schöner, edler, geschmackvoller und großartiger, wie sie früher war, aufgebauet, in 5 Jahren soll der Bau vollendet, und eben jetzt in diesem heiligen Augenblicke der Grundstein gelegt werden. Mit frommem

Ernste, mit Andacht, mit Aufblick zu Gott, wollen die Behörden den Grundstein legen, bedeutungsvolle Symbole, namentlich die heilige Schrift und unsere Kirchenagende, ihm beifügen, und ihn feierlich weihen, daß er gelegt werde, als der Träger des Ganzen, stark und tief, eine haltbare Grundfeste, ein unerschütterliches Fundament, auf welchem der Bau geschmackvoll, einfach und würdig sich erhebe, und vollendet dann unerschütterlich ruhe. Segne und behüte Gott den Baumeister und die Bauleute, er fördere das Werk ihrer Hände, und lasse Alles wohlgelingen. Treten Sie hinzu, verehrte Männer, Vorgesetzte der Provinz und Stadt, treue Diener des Königs, ehrenwerthe Bürger, und vollführten Sie unter Segenswünschen und Lobgesang Ihr bedeutungsvolles Geschäft."

(Gesang des 2. Verses aus dem Liede: Herr Gott dich loben wir &c.)

„Der Grundstein ist gelegt, und ich spreche über ihn das Wort kirchlicher Weihe aus: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

„Er ist in seinem Zweck gelegt auf der heiligen Schrift, Gottes ewigem unwandelbaren Worte, der Grundfeste, dem Felsen der evangelischen Kirche. „Denn einen andern Grund kann Niemand legen, als der gelegt ist, Jesus Christus. Jesus Christus, gestern, heute, und derselbe in Ewigkeit. Der Stein, den frühere und spätere Bauleute verwarfen, soll der Eckstein, der Pfeiler, das eine göttliche und seligmachende Kraft in sich tragende Wort vom Kreuze", der unerschütterliche Grund dieses Gott und Jesu geweiheten Hauses und seiner Gemeinde sein."

„Von dieser lebendigen Glaubenskraft durchdrungen, er-

leuchtet und beseelt, fehle es ihm nie an reichbegabten salbungsvollen Lehrern, und in die Stelle des vor Kurzem heimgegangenen, unvergeßlichen, beweinten, gerade auch heute schmerzlich vermißten thätigen und treuen Hirten, der mit heißer Sehnsucht diesen Tag zu sehen wünschte, und ihn nicht sah, werde der Gemeinde wieder ein Mann zu Theil, der mit dem Scharfblick eines erleuchteten biblischen Forschers die sanfte Kindlichkeit eines frommen Gemüthes verbindet; ein Mann, der in dem Leben für Andere sein eigenes wahres Leben findet."

„Und du, theure Nicolai-Gemeinde, in deren Angelegenheit heute zu reden ich den ehrenvollen Auftrag habe, empfängst den Bau einer neuen, schönen, dir gewidmeten Kirche, als eine unschätzbare Gabe für dich, deine Kinder, Enkel und Nachkommen, mit ehrfurchtsvollem Danke, aus der milden, segensreichen Hand Sr. Majestät unsers theuersten Königs und Herrn. Ich vermag es nicht, diesen Dank würdig und vollständig auszusprechen, denn Seine Huld und Güte, namentlich für unsere Stadt, ist unaussprechlich. Was sie ist und hat, ist und hat sie durch Ihn und von Ihm. Auch bedarf es dessen nicht. Ein Landesherr, dem Gott neben der äußeren Majestät zugleich die innere verlieh, der Sein Volk glücklich macht, und Sein Zeitalter verherrlicht, ist über jedes Menschenlob erhaben. Die Gnade Gottes ist Seiner landesväterlichen Bestrebungen höchstes Ziel, „und da ist das Rühmen nicht nütze". Nur an die Zeit will und muß ich erinnern, die zwischen dem 3ten September 1795, wo die Kirche abbrannte, bis heute liegt, wo ihr Wiederaufbau beginnt. Diese 35 Jahre schließen mehr Ungewöhnliches, Außerordentliches und Thatenreiches, in sich, als sonst manches Jahrhundert."

„Mit dem ganzen Lande bist vorzüglich du, geliebtes Potsdam, in dieser Zeit durch das heiße Läuterungsfeuer großer Leiden gegangen. Aber diese Leiden hast du gut benutzt. Auch unter den schwersten Drangsalen hat deine Liebe für König und Vaterland nie gewankt; ein Treuloser ist nie in deiner Mitte gefunden; jedes Opfer, welches die Zeit verlangte, hast du bei geringen Mitteln freudig dargebracht; dein frommer kirchlicher Sinn hat sich erweitert und befestigt, und wenn in dieser Zeit oft als Frage aufgestellt werden konnte und durfte: ob eine Gemeinde von 10,000 Seelen einer eigenthümlichen, ihr angemessenen Kirche bedürfe? so sei es dieser Gemeinde zur Ehre gesagt, daß sie dieses Bedürfniß im wachsenden Grade immer tiefer empfand, und als heißen Wunsch immer lauter aussprach. Und siehe, geliebte Bürgerschaft, dieser Wunsch wird erfüllt; erfüllt in der schönen, besseren Zeit, wo dein Wohlstand sich vermehrt, deine Bevölkerung zugenommen, dein Zusammenleben mit den Königlichen Garden sich inniger verschmolzen, die Stadt einen größeren Reichthum an schönen, gemeinnützlichen Anstalten gewidmeten Palästen erhalten, und im Innern, wie in ihrer Umgebung, sich neu gestaltet hat. Das bedeutungsvolle große Geschenk einer neuen prachtvollen Kirche empfängst du aus der immer segnenden Hand des Landesherrn, gerade in einer Zeit, wo Sein erlauchter frommer Geist das tief erwogene, mit Weisheit geleitete große Werk der Wiederherstellung der inneren Einheit der evangelischen Landeskirche der ruhmvollen Vollendung nahe gebracht hat. Die schöne Hoffnung, daß dieser biblisch-feste, dieser rein-evangelische Geist, der unsere Kirchenordnung durchdringt, in dieser neuen Kirche walten und in der Gemeinde lebendig, daß christliche Gottesfurcht und Tugend, Ordnung und Zucht, Liebe, Eintracht, Wohlfahrt und Zu-

friedenheit dadurch in unserer Mitte befördert werde, — diese fromme Hoffnung in dem Herzen des Landesherrn ist es, die so gern die Bitte der Bürgerschaft um eine neue Kirche erfüllte, erfüllte in einer Größe, welche ihre Erwartung übersteigt. Solche edle Hoffnung können und werden wir nicht täuschen. Große Wohlthaten legen große Verpflichtungen auf. Der Stadt Bestes wollen wir darum mit vereinten Herzen suchen und für sie beten; wenn es ihr wohlgeht, dann gehet es uns wohl. Dann wird der König ferner, wie bisher, in unserer Mitte gerne wohnen, und der Früchte Seiner Liebe, der Ernte Seiner Saaten sich erfreuen; unter uns wird Ihm wohl sein, — und wenn des Königs Angesicht freundlich ist, das ist Leben und Seine Gnade ist wie ein Abendregen."

„Mit diesen Gedanken, Wünschen und Gelübden übergeben und empfehlen wir denn, allmächtiger Gott, deiner Gnade und Obhut den Bau der Kirche, die hier zu deiner Ehre und uns zum Segen aufgerichtet werden soll. Nimm Alle, die daran arbeiten, in deinen gnädigen Schutz, damit kein Unglück unsere Freude trübe und das Werk seiner schönen Vollendung entgegen wachse. Verknüpfe durch das zarte Band der Achtung, der Liebe und des Vertrauens, die Obrigkeit und Bürgerschaft, Vorgesetzte und Untergebene, immer fester, und segne unsere Stadt in allen ihren Bewohnern. Sie wird gesegnet sein und bleiben, wenn sie dich fürchtet und deinen heiligen Willen thut. Alles aber, was wir von Dir für Land und Stadt zu erflehen und zu bitten haben, liegt in dem Einen Herzensgebete: Erhalte, erhalte, o Gott, den König; segne mit deiner Gnadenfülle Ihn,

den Kronprinzen, und das ganze Königliche Haus. Amen."
(Unser Vater. — Segen. — Schlußgesang.)

Nun wurde rüstig die Hand an's Werk gelegt und der Kirchenbau erhob sich von Jahr zu Jahr immer klarer und bestimmter. Der König betrachtete ihn oft, vorzüglich aus den Fenstern, wo Er als Kind gestanden; Schinkel kam oft von Berlin nach Potsdam, sein wachsendes Werk revidirend, und nach seinen vorgeschriebenen Ideen leitete das Ganze der Hofbaurath Persius *). Derselbe gab sich mit Leib und Seele der Sache hin, und vollendete, nicht ahnend die Tücke des bösen, launenhaften Zufalles, den köstlichen und kostbaren Bau.

---

*) Auch dieser ist, menschlichem Ansehen nach zu früh für die Kunst und seine Familie, verstorben. Persius, der, wenn er länger gelebt hätte, gewiß auch in den weiten Kreisen der Architekten-Welt bekannt und berühmt geworden wäre, war ein gehaltener, ernst heiterer Mann. Er dachte, lebte und webte in der alten Baukunst, versenkte sich in ihre Tiefen, und erhob sich zu ihren Höhen. Seine ganze Seele war voll davon und er studirte in ihrem Geiste, wie in ihren Formen. Ihre Geschichte, ihre Entwickelung, ihren Stillstand, ihren Rückgang, ihre Vermischung und Compositionen, kannte er in allen ihren Schattirungen, und geweckt durch Schinkel, sympathisirte er mit ihm, innigst befreundet. In sich gekehrt, lebte er doch in der Außenwelt; belauschte die Natur in ihrer Urschönheit; unterschied scharfsinnig, und nahm in sich auf geniale Funken. Bei seinem Aufenthalte in Italien, vorzüglich in Rom, widmete er sich hauptsächlich der praktischen Kunst, vertraut mit ihren Theorien. Bald nach seiner Zurückkunft starb er; sein zarter Körper erlag der Regsamkeit seines reichen Geistes. Ihn verstand, ehrte und gebrauchte der geistreiche geniale König Friedrich Wilhelm IV.; Persius ist es vorzüglich, der, vertraut mit den Gesetzen und Kräften der Hydraulik, die herrlich gelungenen

Auf dem Frontispice desselben ist in schöner Stuccaturarbeit Christus, von seinen Jüngern umgeben, dargestellt, wie er die sogenannte Bergpredigt hält. Der König Friedrich Wilhelm III. ließ bei dieser Gelegenheit mich rufen und sprach heiter folgende Worte: „Die Bergpredigt Christi ist ein vorzüglicher Theil des Christenthums. Nach der heiligen Geschichte hat er selbst diese geistreichen, klaren und tiefen, aber nur einem frommen Gemüthe verständlichen, wichtigen und herrlichen Worte gesprochen. Was der Herr gewollt hat, und was wir als Christen, wenn wir seine Nachfolger sein wollen, sollen, ist nach diesen seinen Aeußerungen klar. Die Bergpredigt enthält die ganze evangelische Glaubens- und Sittenlehre, und wo sich Beides in der Ueberzeugung im Herzen und Leben findet, da ist wahres Christenthum. Dieses will ch auch in Potsdam gern fördern, und darum habe ich mit Zustimmung von Schinkel und Persius auf dem Frontispice der neuen Nicolai-Kirche Christum mit seinen Jüngern, wie er die Bergpredigt hält, darstellen lassen. Unter dieser Abbildung ist eine oblonge Platte, auf welcher seine Aussprüche, am Passendsten seine Seligpreisungen, und andere apostolische Aussprüche, stehen sollen. Wollte Ihnen sagen, daß Sie solche auswählen und dann mir solche vorlegen möchten. Bald

Fontainen in Sans-souci schuf und die Bauten daselbst, wie auf dem Babertsberge und der Umgegend von Potsdam, leitete. Die Harmonie der Kunst hatte er in seine sittliche Natur aufgenommen, und wie er in seinen Ideen lehrreich war, so liebenswürdig und rein war er in seiner Gesinnung und seinem Wandel. Sein früher Tod gehört mit zu dem großen Capitel räthselhafter, unerklärbarer Schickungen.

ist die Kirche fertig und ich freue mich, der feierlichen Einweihung beiwohnen zu können."

Nach erhaltener Genehmigung wurden folgende biblische Aussprüche leserlich mit großen Buchstaben eingeätzt:

„Selig sind, die Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

„Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden."

„Siehe! Ich bin bei Euch alle Tage, bis an der Welt Ende."

„Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes Jesu Christi des Herrn."

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen."

„Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Die Prachtkirche war nun fertig; 1830 war ihr Bau angefangen, den 17ten September 1831 wurde sie feierlich eingeweiht. Der König wurde mit Ehrfurcht an der Thür empfangen; mit Ihm nahmen das Hauptchor ein alle Mitglieder des Königlichen Hauses und ihre zahlreichen Gefolge; dann strömte die harrende Volksmenge ein, so daß nicht Alle, welche wollten, einen Platz zum Sitzen oder Stehen mehr finden konnten, — die große Kirche war überfüllt! Alles war still und feierlich. Von der schönen Orgel, dem gut eingeübten Liturgischen Sängerchor, von dem Gesange der Gemeinde, hatte man sich eine volle harmonische Wirkung versprochen; aber man sah sich in seiner Erwartung getäuscht, der Eindruck war schwach und dumpf, es fehlte an aller

Resonanz und dem Zusammenhang der Töne. „Das ist ja," hörte man den König sagen, „in einer ganz gewöhnlichen Dorfkirche besser"! Der General-Superintendent der Provinz, Bischof Dr. Neander, trat auf und hielt die festliche Einweihungsrede; man horchte und horchte, aber man verstand die laut gesprochene Rede nicht, die Stimme drang nicht durch, sie erging sich in wunderlichen Tönen und verlor allen Wohllaut, vorzüglich das ihr eigenthümliche Schmelzende. Gleiche Bewandtniß hatte es mit dem Oberprediger und Superintendenten Ebert; auch ihn verstand man nicht, wiewohl er die schon bekannte Liturgie langsam und feierlich in einem kirchlichen Tone las. Es war, als wenn böse, neckende Dämonen oben, in der Mitte und zwischen den Säulen der Kirche schwirrten und jeden guten Eindruck zerstörten. Man sah sich bedenklich an und schüttelte die Köpfe. Unwillig und verdrießlich verließ man die neue Kirche, die man voll andächtiger Erwartung betreten hatte; sie war eingeweiht, aber ihr fehlte die wahre Weihe, das: Sursum corda, — das Heilige und Erhebende.

Nie hat man den König, der sonst ein ruhiger, gemäßigter Herr war, verdrießlicher und verstimmter gesehen, als bei dieser Gelegenheit. „Da haben wir," sagte Er, „die ganze saubere Geschichte! Unerhört! Ich habe den Kirchbau mit Theilnahme betrieben, habe geprüft, gewählt, verglichen, mit Sachkundigen überlegt, und freuete mich, die Wünsche der Bürgerschaft zu erfüllen. Habe mir es viel kosten lassen und niemals lieber gegeben; mit Vergnügen habe ich aus meinem Fenster den Bau angesehen, und man versicherte mir, Alles sei gut; das war eine Herrlichkeit! Und nun, da Alles fertig geworden, ist Alles verdorben, so daß man kein Wort

verstanden hat. Verdrießlich! Habe es aber schon oft erlebt, daß ich die Düpe von der Affaire bin." Der König gab an diesem Tage ein großes, glänzendes Gastmahl; aber Seine Verstimmung theilte sich den Eingeladenen mit, man war und blieb mißvergnügt.

Das mißbilligende Urtheil des Königs war das des ganzen Publicum's, und das alte Sprichwort: „Wer am Wege bauet, hat viele Tadler" *) bestätigte sich. Von allen Seiten wurden nun Stimmen laut, welche sagten: „Die Kirche ist gegen alle Regeln (kennt man die?) der Akustik gebaut. In der Mitte derselben ist ein mehrfaches Echo und an der einen Seite derselben der mysteriöse Ort, wo man, ganz leise redend, auf der anderen Seite von dem Horchenden doch deutlich verstanden wird, ob man gleich sonst kaum seine eigenen Worte vernimmt. Es fängt sich der Schall und die Tonleiter verschwindet. Der Prediger, er mag noch so langsam und articulirt reden, ist nur dem ihm gegenüber Sitzenden verständlich, allen Anderen an anderen Stellen nicht. Die Kanzel ist geschmacklos und sieht aus wie ein Käfig. Die hohe Treppe, die zur Kirche und dann zum Altar führt, imponirt zwar, ist aber, besonders im Winter, für alte Leute ganz unpraktisch; die meisten weltberühmten Dome liegen flach an der Erde. Wenn man der neuen Nicolai-Kirche ihre heiligen Insignien: das Kreuz, die Bibelsprüche, die Kanzel und den Altar nimmt, kann sie ebensogut auch ein Museum, eine Börse, ein Komödienhaus sein. Fast allen Kirchen, die Schinkel gebaut hat, fehlt der Charakter des Kirchlichen; er

*) Natura facit paucos artifices, multos judices. Omnibus dedit linguam, paucis ingenium.

trug zwar Ideale, aber keine Kirche in sich, und was der Mensch nicht hat, kann er auch nicht geben."

Diese lauten Urtheile kamen dem Könige zu Ohren und die ganze mißlungene Sache war und blieb Ihm so zuwider, daß Er von Dingen, die sich prächtig und vielversprechend ankündigten, deren Ausgang Ihm aber problematisch war, zu sagen pflegte: „Es wird, fürchte ich, damit gehen, wie mit der Nicolai-Kirche!" *)

8.

Ein großer Theil des In- und Ausländischen Publicum's hatte die Meinung, die Regierung des Königs Friedrich Wilhelm III. sei eine Regierung durch die Minister und Ober-Präsidenten; sie wären es, die den Staat regierten; sie könnten thun und thäten, was sie wollten und für gut hielten; Einer schonte den Anderen, zufrieden, wenn Jeder nur in seinem Departement unumschränkter Herr wäre; darum würden auch die Minister beibehalten, bis sie alt würden und stürben. So sei es bequem, und Jeder, routinirt und eingefahren, wohl bekannt mit den currenten Sachen und fungirenden Personen, mache es dem Könige leicht, der, eigentlich nur ein Figurant, weiter Nichts thue, als nur Sein kurzes Placet auszusprechen. Ein ganz ge-

*) Leider! ist es mit der Nicolai-Kirche so geblieben; so wie sie ist, erscheint sie zweckwidrig. Noch nicht 15 Jahre alt, bedurfte sie doch schon mehrerer Reparaturen, so daß die große Nicolai-Gemeinde auswandern und ihren Gottesdienst in der entlegenen Heiligen-Geistkirche halten mußte. Jetzt im Jahre 1846 lassen des jetzigen Königs Majestät Friedrich Wilhelm IV. auf dieser Kirche eine hohe Kuppel, als akustisches Verbesserungsmittel, errichten. Gott gebe, daß die gute Absicht erreicht werde!

wöhnlicher Geist, lässig und träge. Seinen Neigungen folgend, sei Er unfähig, einen großen Staat zu regieren, und schon zufrieden, wenn sich nun die einmal in den Gang gebrachte Maschine in dem Gange erhalte. Es sei Ihm gleichgültig, ob dieß mechanisch, oder geistreich unter stets neuen, lebendigen, fortschreitenden Anregungen geschehe. Nie sei die Macht und Gewalt der Minister größer gewesen, als unter Ihm; jede Immediat-Beschwerde der Unterthanen schicke Er zum gutachtlichen Bericht an die zurück, von welchen die erste Verfügung ausgegangen, der dann nicht widersprochen würde, und so bewege man sich, ohne etwas auszurichten, im Cirkel. Daher käme die Macht der Büreaukratie; diese sei eine eiserne Kette, welche systematisch von unten herauf bis zum Throne hin das Ganze um- und einschließe, — und da sei es unmöglich, durchzukommen. Der Staats-Kanzler Fürst Hardenberg sei eigentlich König; da er aber auch die Minister als seine Werkzeuge brauche, sei er, der die Genüsse und Freuden der Tafel in der Gastfreundschaft liebe, leicht zufrieden gestellt, — es finde auch bei ihm Ungunst und Gunst statt, es käme nur darauf an, ihn zu gewinnen.*) Jedermann habe seinen

*) Von allen Regenten Preußens hat kein König im Uebergewicht eines scharfen und allumfassenden Geistes autokratischer regiert, als Friedrich der Große. Keiner hat seine Minister strenger gehalten, Keiner von ihnen mehr verlangt, Keiner sie genauer controlirt, als er. Der Justiz-Minister von der Reck erzählte (**ipsissima verba**): „Zweimal im Jahre hielt der große Mann in **Sans-souci** Morgens früh Minister-Revue, im Frühjahre und im Herbste. Alle waren versammelt, und kein Schüler kann seinen strengen Rector so fürchten, wie die Minister ihn fürchteten.

Preis, für den er sich hin gäbe; es käme nur allein darauf an, was man böte. Der König selbst bestärke das Publicum in der Meinung von der Allgewalt des Staats-Kanzlers, da alle wichtigen Civil-Staatssachen durch seine Hände gingen und man wußte, daß er nicht, gleich den übrigen Ministern, ein festes etatmäßiges Gehalt hatte, sondern aus der Staatskasse so viel nahm, als er brauchte. Er aber brauchte viel bei dem fürstlichen Aufwande, den er machte und liebte. Er repräsentirte in den angenehmsten Formen und es umfloß ihn wo er ging und stand der Zauber seiner Weltsitte. Er trat überall, vorzüglich auch im Diplomatischen, vor, und der König, welcher die polirte Glätte und den Duft der Wohlgerüche

---

Stumm waren alle Augen voll Erwartung auf die Thür gerichtet, durch welche er kommen sollte. Er ließ nicht lange auf sich warten; er trat ein, lüftete ein wenig den verschobenen alten dreieckigen Hut und sagte mit einer sonoren Stimme: „Bon jour, Messieurs!“ Dann trat er tiefer in den Saal, in den Kreis seiner Minister, und fixirte jeden mit seinem leuchtenden Adlerblick von den Fußsohlen bis zum Scheitel. Dieß Schweigen, Messen und Durchdringen dauerte einige Minuten; dann fing das Examen an. Solches geschah außer der Reihe, ex abrupto. Er wollte wissen von dem Gefragten: wie in seinem Departement die Sachen ständen und ob sie in dem verflossenen halben Jahre vorgerückt wären? Erfolgte eine bestimmte thatsächliche Antwort, so war er zufrieden, und sagte: „Eh bien!“ Zu einem Minister aber, der stockte und unsicher war und keine genügende Antwort gab, sprach er: „Herr! das sind leere Excusen! finde ich das Nächstemal Ihn wieder auf fahlem Pferde, so werde ich Ihn nach Spandau schicken. Merk Er sich das!“ Indem er dieß sagte, klopfte er mit seiner Krücke dreimal empfindlich dem Minister auf die Schulter.

nicht mochte und wollte, trat zurück. Kein Freund von leeren und gewandten Worten, sagte Er kurz und bündig Seine wahre Meinung und überließ die Ausführung dem Staats-Kanzler. Er sprach, besonders bei abgesandten, wichtigen Männern, rhapsodisch und abgebrochen, und wenngleich man Seine sittliche Würde ehrte, so hatte man doch von Seiner Intelligenz und Energie eben keine vortheilhaften, wenigstens keine großen Begriffe. Aber Alle, welche so dachten, — und die Meisten dachten so, — irrten sich. Die Minister, welche Ihm nahe standen und Ihn oft hörten, wenn Er lange sprach, wußten es anders; aber man glaubte ihnen nicht und hielt ihr Urtheil nur für Aeußerungen der Klugheit. Der Staats-Kanzler Fürst Hardenberg war allerdings ein kluger Mann, der sich verstellen konnte und das Simuliren verstand; aber gegen den König verstellte er sich nicht, und die tiefe Ehrfurcht, die er stets für den durchdringenden Verstand und das reine Herz seines Königlichen Herrn offen an den Tag legte, war der wahre, ungeschminkte Ausdruck, wie seines Mundes, so auch seiner wirklichen Ueberzeugung. Er ehrte Ihn nicht nur als seinen Herrn, Er war dieß auch wirklich; jede fürstliche Anwandlung verlor sich vor Seiner stillen einfachen Königlichen Größe; von Ihm gingen alle leitenden Ideen aus, Er war ihr Urheber, und dem Staats-Kanzler gebührt nur das allerdings große Verdienst der gewandten Ausführung. Hardenberg, ein „Frühlingssäuseln", sympathisirte nicht mit dem „Sturmwind" Stein; aber auch Dieser sagte: „Der König ist der Gescheuteste von uns Allen, ohne es zu wissen". Aber Er wußte recht gut, was Er wollte und sollte; doch war es Ihm genug, wenn nur das Gute geschah, und Ihm, der nichts vom Klappern ver-

stand, war es gleichgültig, ob Sein Name dabei genannt wurde, oder nicht. Doch ließ Er, mehr nach Seiner Natur und deren individuellen Beschaffenheit, als nach Seinem Willen, Niemanden sich über den Kopf wachsen; in Allem, was Er durchdacht und beschlossen hatte, war und blieb Er fest und unbeweglich; Niemand hat Ihn je von irgend einer wichtigen Sache, die Er sich einmal vorgesetzt hatte, abgebracht, und nach dem Tode Hardenberg's, den Er ehrte und liebte, hat Er Keinem die Würde und Stellung eines Staats-Kanzlers wieder verliehen, wenngleich der einsichtsvolle, bedächtige, humane Staats-Minister Graf von Lottum einen großen Theil der Functionen desselben verrichtete.

Den tiefen und fruchtbaren Grund der politischen und moralischen Größe des Preußischen Staates, wie den gesunden Kern des sich immer mehr entwickelnden Wachsthums und des Fortschrittes mit der Zeit, hat der König Friedrich Wilhelm III. vorzüglich gelegt durch die Städte-Ordnung, durch die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse, durch die Beförderung der Landescultur, durch die Restauration der Armee, und durch die kirchliche Union. In allem diesem liegen die Kräfte der Natur, welche in ihren Gesetzen ewig und unveränderlich ist, wie Gott, der sie schuf. Wenn Vorurtheile verdrängt, Mißbräuche abgeschafft, unbegründete, usurpirte Vorzüge vertilgt, menschliche Autoritäten geschwächt, und in offener Bahn Zustände herbeigeführt werden sollen, in welchen die Menschheit sich frei bewegen, sich wohl fühlen und ungehindert in ihrer Wohlfahrt fortschreiten soll: dann muß nach Gottes sittlicher Weltordnung und dem Zwecke des Christenthums,

welches allen Menschen ohne Ausnahme helfen will, so daß Alle zur Wahrheit kommen, auf diese ewige Wahrheit zurückgegangen und in ihr Alles gegründet werden. Ihren Silberblick sieht man aber nur im Schmelztiegel der Leiden, wenn ihr Feuer alle sündhaften Schlacken wegbrennt und dem Reiche Gottes und seinem einbrechenden Anfange Bahn gemacht wird. Das war nicht geschehen und konnte nicht geschehen vor dem Jahre 1806, und es ist historisch merkwürdig, und psychologisch lehrreich, daß die neue Gesetzgebung mit ihrer Morgenröthe in die Nacht der Trübsale vom Jahre 1811 bis 1813 fällt. Gerade in der Zeit der tiefsten Erniedrigung des Königs und Seines ihm noch übrig gebliebenen gedrückten Volkes wurde durch weise Gesetzgebung der ewig fruchtbare Saame ausgestreut, aus welchem späterhin die innere Stärke und die wahre Größe des ganzen Staates erwachsen ist. O! Trübsal, in welcher alle äußeren Stützen zusammen brechen, lehrt auf das Wort merken; und so lange man noch nicht gedemüthiget ist, irret man.

Niemand war in dieser trüben Zeit der Heimsuchung (und eben dieß verbürgt Seinen intellectuellen sittlichen Werth) thätiger, als der König; was Er aber bis zu den Jahren 1809 mit Stein und Scharnhorst in Königsberg gedacht und gewollt hat, führte Er im Jahre 1811 mit Hardenberg größtentheils in Charlottenburg und Potsdam, still und unbemerkt, aber stark in Hoffnung, aus. Alle Unterrichteten und Nahestehenden wissen, daß die Seele des Königs von dem, was kommen und werden sollte, voll, und daß Er das belebende Princip der neuen Ordnung war. Was Er in göttlicher Traurigkeit durchdacht und in sich zur Reife ge-

bracht hatte, führte Er auch aus, und in einem Eigenhändigen Schreiben an Hardenberg, sagt Er: *)

„Durch beigehende, von mir vollzogene Edicte (über die Regulirung der Gutsherrlichen und Bäuerlichen Verhältnisse, und das Edict zur Beförderung der Landescultur) wird das Glück der Unterthanen und der Flor des Landes beabsichtiget. Daß Beides dadurch wenigstens zum Theil möge erreicht werden, wünscht natürlich Keiner inniger und lebhafter als ich, und darf es zum Theil hoffen und erwarten nach dem, was Sie mir über die vorher gegangene Prüfung schätzbarer und erfahrner Personen berichtet haben. Möge der Segen des Friedens dieses wichtige Unternehmen begünstigen.

Charlottenburg, den 14. November 1811.

Friedrich Wilhelm.“

Wer König Friedrich Wilhelm gewesen, welcher Geist Ihn beseelt und was Er für den Staat gethan, wird erst später bekannt und gehörig gewürdigt werden, wenn die jetzt noch verschlossenen Archive mit ihren Urkunden und Original-Briefen sich geöffnet haben. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht; die ganze lebende Generation würde erstaunen, wenn des Königs Eigenhändig geschriebener literarischer Nachlaß, der mehrere Bände füllen würde, gedruckt würde.

---

*) Dieses mir mitgetheilte Eigenhändige Schreiben des Königs liegt im Original vor mir.

9.

So wie König Friedrich Wilhelm III. sich selbst um das große Ganze bekümmerte, von Ihm der erste Anstoß ausging, und Alles nach Seinen leitenden Ideen geschah: so entging Ihm auch das Einzelne und Persönliche nicht. Vorzüglich lag Ihm in dieser Beziehung das Militair, und besonders die von Ihm geschaffene Landwehr, dann aber auch die evangelische Kirche, nahe am Herzen. Keiner Seiner Vorgänger hat für sie, ihre Anstalten, ihre Schulen, ihre Universitäten, hat in Städten und im ganzen Lande so viel gethan, als Er. Es ist nicht leeres, panegyrisches Wort, sondern buchstäbliche allbekannte Wahrheit, daß unter Seiner Regierung das Bildungs-Unterrichtswesen einen Grad der Vervollkommnung im Preußischen erstiegen hat, der nur in wenigen anderen Staaten so gefunden wird, wiewohl noch Manches, besonders in der besseren Besoldung vieler Kirchen- und Schulbeamten, zu wünschen übrig bleibt. Aber man vergesse dabei nicht, daß das Preußische Land von der Russischen bis zur Französischen Grenze groß, daß das öffentliche Kirchen- und Schulwesen eine tief um sich greifende National-Angelegenheit, und daß besonders der Schulmann, gebildet in der Färbung unserer Zeit, in der unglücklichen Idee der Emancipation von der Kirche, sehr oft sich überschätzt, und, unzufrieden, über die Grenze, welche sein Beruf zieht, mit seinen Prätensionen will. Der, welcher wirklich die Kinder und das Volk liebt, findet in der natürlichen Neigung der Eltern eine Stütze der Liebe, welche den Würdigen nie sinken läßt; woraus aber freilich nicht folgt, daß der Staat die Verbesserung dieses sehr wichtigen Zweiges an dem Baume seiner öffentlichen Wohlfahrt vernachlässigen

und Prediger und Schullehrer von seiner Fürsorge **aus**=**schließen** darf.

König Friedrich Wilhelm III. schloß sie wohlwollend **ein**; **von** der Würde, Wichtigkeit und Nothwendigkeit ihres Berufes **zum** wachsenden Wohlergehen des Ganzen überzeugt, liebte Er sie und that ihnen, so weit es mit der Staatsökonomie in allen ihren Theilen vereinbar war, Gutes. Bei jeder Gelegenheit legte Er diese Gesinnung an den Tag, und von vorn herein war Er hier zum hülfreichen Schutze gleich geneigt. **Vor** Ihm war es eine unerhörte Sache, daß ein Superintendent und Prediger, daß ein Schullehrer und Küster, die in ihrem mühsamen und mageren Amte viele Jahre treu ihre Pflicht gethan, einen Orden oder ein Ehrenzeichen erhielt; in der Regel empfingen unter Friedrich dem Großen und Friedrich Wilhelm II. solche Auszeichnungen im Dienste nur hochgestellte Officiere und Staatsbeamte, gewöhnlich nur Adeliche, und nur mit seltener Ausnahme Bürgerliche, die aber dann stets geadelt wurden, um dadurch der empfangenen Ehre gleichsam erst würdig zu werden. Friedrich Wilhelm III. war der Erste, der durch gesetzliche Institutionen, die Er gab, die Vorurtheile der Geburt vernichtete, die Privilegien und ihren begünstigenden Kastengeist ausrottete, das Verdienst an persönliche Würdigkeit knüpfte, und in dessen geläuterter und reiner Seele die wahre, große Vorstellung der humanen Gemeinschaft aller Menschen, weß Standes, welcher Geburt sie auch sein mochten, lebte und trieb. Veredelt durch die Union des in Liebe allumfassenden Christenthums, gestählt durch die vielfach selbst erfahrenen Leiden seiner Zeit, verstand Er, wohin sie wollte und trieb, und legte gesunde Keime in das Herz Seines Volkes, welche Wachsthum und Fortschritt

in sich schlossen. Entwickelung hemmte und störte Er nie; nur dann griff Er zurückhaltend ein, wenn ein fester Boden verlassen und Abirrung vom geraden Wege eingetreten war, oder eintreten wollte. Ein erfahrener und kluger Fährmann, saß Er am Ruder des Schiffes, leitete dasselbe mit fester Hand, erkannte und vermied verborgene Klippen und Sandbänke, segelte mit günstigem Winde, und einmal Schiffbruch gelitten, wollte und operirte Er nie mehr wider den Strom. Es lag in Ihm ein Conservations-Princip, in diesem aber auch eine fortschreitende Natur, und diese zur Einheit erwachsene Duplicität machte Ihn erfahren, weise, offen und gerecht, billig und mild, und darum in Allem ruhig. In solcher Ruhe und dem daraus entspringenden Gleichgewichte aller Seelenkräfte war Sein ganzes Sein und Wesen Harmonie, und diese ein friedenvoller Gleichmuth, Liebe und Mäßigung. Daher kam es, daß Er, — was sich schon in Seinem Gesichte sichtbar ausdrückte, — jeden fremden Schmerz als Seinen eigenen empfand, und Er nicht anders konnte, als ihn stillen.

In der Residenz Potsdam, dem Lieblingsaufenthalt der Preußischen Regenten, so reich an milden Stiftungen, ist auch ein Königliches Prediger- und Schullehrer-Wittwenhaus. Diese fromme, gut dotirte Anstalt, welche zwanzig arme Wittwen am oft trüben Abend ihres Lebens mit mütterlicher stiller Liebe aufnimmt, ist eine der ältesten und in ihrem Alter für jede dürftige Prediger- und Schullehrer-Wittwe, die in ihren ruhigen Räumen einen Sitz findet, in dem guten Geiste, in welchem sie gegründet ist, immer wieder jung und neu; sie hat das Leben in sich selber und wird es behalten bis an's Ende der Tage. Ihr Stifter ist Friedrich

Wilhelm, der Große Kurfürst, *) und seine edle christliche Gemahlinn, Luise Henriette, Prinzessin von Oranien, eben die,

*) Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, ist in jeder Beziehung einer der vorzüglichsten Regenten des Preußischen Staates, zu dessen Größe er mit gesegnetem Erfolge gewirkt hat. Geboren den 1. Februar 1620 zu Berlin, folgte er seinem Vater, Joachim Sigismund, als dessen einziger Sohn, in der Regierung im Jahre 1640. Er war also erst 20 Jahre alt, als er regierender Herr wurde; faßte aber schon als Knabe an der Leiche des unsterblichen Schweden-Königs Gustav Adolph vor Gott den Entschluß: „Großer Ohm, ich will streben, zu werden, wie Du warst!" Im November 1646 vermählte er sich mit der ältesten Tochter des Erbstatthalters von Oranien, Luise, die er in ihrer Liebenswürdigkeit bei seinem Aufenthalte in Holland kennen gelernt hatte, und welche unvergeßliche christliche Fürstinn bald besonders der Kurmark zum Segen gereichte. Die ersten Jahre ihrer Ehe waren kinderlos; darüber traurig und gramvoll, sagte sie eines Tages zu ihrem Gemahl: „Nach langem und schwerem Kampfe mit mir selbst bin ich, immer kränklich, entschlossen, mich von Dir scheiden zu lassen. Eine gesunde Frau wird dem Throne Erben gebären." Der edle Fürst antwortete treuherzig: „Da sei Gott vor, daß wir, die wir uns einander von Herzen lieb haben, uns voneinander trennen sollten! Wir sind Eheleute vor Gott und Menschen, und das wollen wir auch bleiben. Du, liebe Luise, kannst noch Kinder genug bekommen, und Gott wird sie geben, wenn sie uns gut sind." Sie gebar bekanntlich mit mehreren Kindern den ersten König von Preußen. Friedrich Wilhelm war als Kurfürst ein wahrhaft großer Mann. Er trat zur Zeit des 30jährigen Krieges die Regierung unter den mißlichsten Umständen an. Er besiegte die Schweden und schlug den 28. Juni 1675 bei Fehrbellin eine größere Macht mit einer kleineren. Er eroberte 1678 das verlorene Pommern wieder. Er nahm 1685 die wegen der protestantischen Religion vertriebenen Franzosen, 14000 Menschen, wohlwollend in seine Staaten auf. Er ist der Stifter der Universität zu Duisburg, der Bibliothek zu

welche das treffliche Waisenhaus zu Oranienburg fundirt hat. Seines milden Zweckes und ehrwürdigen Ursprunges

---

Berlin, der Erbauer des Friedrich=Werder und von Neu=Köln. Wahrhaft fromm und von Herzen ein Protestant und seinem Erlöser treu, lehnte er 1669 die ihm angetragene Krone Polens ab, mit dem Zusatz: „daß er selbst eine Kaiserkrone ausschlagen würde, wenn er dieselbe mit Veränderung der Religion erkaufen sollte." Mit dem Geiste des Evangelium's vertraut und von demselben erleuchtet, war ihm aller Secten=Geist zuwider und seine große Seele war voll von der kirchlichen Union und dem Segen ihrer Eintracht. Seine vielen fortgesetzten Bemühungen, sie zu Stande zu bringen, scheiterten aber an dem feindseligen bitteren Confessionsgeiste der Reformirten und Lutheraner, und er mußte ihren gegenseitigen verfolgenden Haß verbieten. Er lernte die Streitsucht der Theologen, die sich feindselig systematisch gegenüberstanden, kennen und hatte von ihrer praktischen Frömmigkeit sehr kleine Begriffe; „Man wird," sagte er „mit ihnen nicht fertig!" Er wollte einen Glauben, der in der Liebe thätig ist, und sein Symbol war: „Notam fac mihi viam tuam, qua ambulaturus sum." Wenn er gleich der reformirten Kirche angehörte, so begünstigte er dieselbe doch keinesweges gegen die lutherische, und vortrefflich spricht er, erhaben über jede Partei, sich in seiner Verfügung vom 12. März 1641 gegen jede Parteisucht in der Kirche aus, und wünschte sehnlichst die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten; doch erklärte er offen und ehrlich, daß er nie gesonnen gewesen sei, über die Gewissen seiner Unterthanen zu herrschen. Allen zusammengebrachten theologischen Disputationen war er abhold, und er untersagte sie ausdrücklich, aus der Kirchengeschichte wohl wissend, daß alle Consilien und Synoden das Uebel und seinen Riß nur ärger gemacht und die Haereses und Schismata vermehrt haben. Viel Streit war über den Exorcismus bei der Taufe, den er nicht wollte, sowie er auch die Alben aus dem Pabstthume in der Amtskleidung protestantischer Prediger nicht leiden konnte. Die Hauptsache bei einem geistlichen Inspector und Pfarrer war und blieb ihm die, „daß sie nach ihrer Ueberzeugung Gottes

wegen war das Prediger- und Schullehrer-Wittwenhaus dem Könige lieb und theuer. Unter dem Markgrafen Georg

---

Wort rein, lauter und unverfälscht predigten und ihren Zuhörern mit gutem Exempel und unsträflichem Wandel vorgingen; dadurch allein würde die Gemeinde des Herrn erbaut, mehr als in allen **scholasticis et academicis disceptationibus**, in welchen vielmehr der Zunder zum neuen Hader liege, der vom Teufel sei und zum Teufel führe.“ Wiewohl es seinem frommen Sinne nicht genehm war, wenn die Reformirten in ihrem Hasse gegen die Lutheraner das Concordienbuch ein zänkisches und kauderwelsches nannten, so wollte er in seiner merkwürdigen Verordnung vom 3. December 1656 über die Ordination der Prediger doch nicht, „daß die Ordinandi zu der **Formula concordiae** als **libro symbolico** sich obligiren sollten, und gedrungen würden, solches zu bezeugen, wie ihren Namen in ein gewisses apartes Buch einzuschreiben.“ Der Große Kurfürst war ein warmer Verehrer der Reformation; er nannte die gefeierten Namen Luther und Melanchthon, Zwingli und Calvin, mit hoher Achtung, als protestantische Kirchenväter; er ehrte von Herzen die symbolischen Bücher, als Bekenntnißschriften, und wollte sie um Alles in der Welt nicht verdrängt wissen; aber sein erleuchteter Geist haßte allen Zwang und er mochte nicht bindende Formen, die er „Ketten“ nannte. Seiner geordneten Seele war die Willkür der Gesetzlosigkeit und ihre regellose Mutabilität zuwider. Er war theoretisch und praktisch ein Mann von festen Grundsätzen in allen Dingen, aber ebensowenig konnte sein großer freier Geist die Beengung und ihre Ausschließung ertragen, weder für seine Person, noch für den Staat, noch für die Kirche. „Ich,“ sagt er selbst, „bin zwar öffentlich ein Bekenner der reformirten Secte (er nannte die reformirte Confession eine Secte), aber ich habe nicht auf des Oekolompadii, Zwingli, Calvini und anderer Lehrer Dogmaten geschworen, sondern mir und einem jeden Christen liegt ob, selbst seine Seligkeit zu schaffen, und in der heiligen Schrift zu forschen, damit er daraus den allein rechten Weg kennen lerne. Ich, von Gott geführt, habe von ihm ein großes Licht

Wilhelm 1595 war es auf dem damals einsamen Kiez schon ein Jagdschloß gewesen und trug noch die Spuren desselben,

---

empfangen; die Welt siehet es jetzo noch nicht, aber sie wird es schon nach meinem Tode erfahren. Ein Mehreres mag ich jetzt nicht sagen; ich wünsche aber eine selige Nachfolge, damit Allen wie mir ewig wohl sei." *) Darum verordnet er ausdrücklich in der gedachten Landes-Verfügung: „daß die Ordinandi bloß allein auf die heilige Schrift Alten und Neuen Testaments und auf die uralte mit ihr einstimmige Symbola und Augsburgische Confession verpflichtet werden sollten. Er ehrte die symbolischen Bücher, als Bekenntnißschriften der Reformatoren; aber er sah sie gleich Luther für menschliche Werke an, und seine Ehrfurcht für das göttliche Wort war zu tief und groß, als daß er diesem sie hätte gleich stellen können, sie waren ihm secundi ordinis. Noch deutlicher und bestimmter drückt er in vollkommener Uebereinstimmung mit allen Reformatoren über die alleinige und entscheidende Autorität der heiligen Schrift diese seine Willensmeinung aus in der merkwürdigen Verordnung vom 30. März 1662, wo er sagt: „Alle Prediger sollen nur auf das Wort Gottes und nicht auf Menschensatzungen berufen und verpflichtet werden." Er war mit dem später (1700) auftretenden Grafen Ludwig von Zinzendorf, der Lutheraner und Reformirte in die Brüder-Unität aufnahm, und dessen Geist und Seele innige tiefe Liebe zu Jesus war, der Ueberzeugung, daß die symbolischen Bücher der lutherischen und reformirten Confession in dieser naturgemäßen Unterordnung kein Hinderniß der Union beider Kirchen wären und sein könnten. Die christliche Religion war ihm auf ihrem Urgebiete nicht ein Schulsystem der Theologie, sondern eine Angelegenheit des Herzens. Noch im Tode und im Angesicht desselben sprach er davon, wie ihm die Unduldsamkeit der Protestanten zu Herzen ginge. Er starb den 24. April 1688 mit den Worten: „Christus ist mein und ich bin sein."

---

*) Des großen Mannes eigene Worte aus seinem bekannten Testamente.

namentlich einen zugebauten Hundezwinger. Der große Kurfürst ließ es in seinen Räumen für den neuen wohlthätigen Zweck „aptiren", und jede Wittwe bewohnte gemüthlich für sich ihre eigene Stube, eine Zelle mit dicken Mauern. Man kann die alte Fundations-Urkunde nicht ohne Erbauung lesen. Es wehet darin der eigenthümliche Geist der damaligen Zeit, ein milder gottesfürchtiger Ernst, eine strenge Disciplin, eine treuherzige Liebe, eine freundliche Gutmüthigkeit, ein großmüthiger landesväterlicher Sinn, Alles vom Anfange bis zum Schlusse ist ein praktischer Commentar über die schöne Bibelstelle: „Das ist ein Gott wohlgefälliger Gottesdienst, die Wittwen in ihrer Trübsal besuchen!" Nach der Verfassung der Anstalt ist ein im Hause wohnender Wittwenpfleger angestellt und der jedesmalige Hofprediger und ein angesehener Staatsbeamte zu Berlin oder Potsdam haben die Inspection. Oft fragte mich der König: „Was machen Ihre Wittwen?" Er redete dann mit Verehrung von dem Stifter, dem Großen Kurfürsten, und mit Liebe von der Kurfürstinn Luise, nach dem Tode der Seinigen noch mit erhöheter Theilnahme. Aus dem Leben Beider erzählte Er interessante Züge, und

---

Die psychologische, historische Parallele zwischen Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten, und dem Könige Friedrich Wilhelm III. ist in die Augen fallend. Dieser ehrte und liebte Jenen von allen Seinen Ahnherren am Meisten. Das kräftige Bild von ihm war in Seinem Herzen, wie vor Seinen Augen; offenbar hatte Er sich ihn zu Seinem Muster erwählt. Beide beseelte derselbe Geist, Beide findet man sympathetisch miteinander; Beide hat Gott durch schwere Leiden und hohe Freuden wunderbar gesegnet. Es wird Einem weit um's Herz, wenn man in einer ernsten Stunde zu beiden Herren aufblickt; wie die Ewigkeit sie vereinigt hat, wird die Geschichte Beide zusammen nennen.

Er fand in der Vermählung der Prinzessinn Tochter Luise mit dem Holländischen Prinzen Friedrich, den Er den „besten Menschen" nannte, eine göttliche Schickung. Dieß floß dann zusammen, und Er sprach von der ersten, zweiten und dritten Luise mit wehmüthiger Beredsamkeit.

Das Prediger- und Schullehrer-Wittwenhaus war eines der ältesten in der Stadt Potsdam und man sah ihm nicht bloß das Alter an, es verfiel auch und wurde baufällig. Als ich davon stammelte: „daß es wohl neu gebaut werden möchte," sagte der König: „Ach, Gott bewahre! Wo denken Sie hin! Das Prediger- und Schullehrer-Wittwenhaus ist eine merkwürdige Antiquität der Stadt; muß, aus der Zeit des Großen Kurfürsten und eine Stiftung von ihm, conservirt werden. Wird länger stehen, als wir!" Nach Verlauf von einem Jahre, in welchem der Verfall ärger geworden, wiederholte ich bestimmter meine Bitte; der Hohe Herr aber erwiederte: „Fangen Sie wieder davon an? Sie wissen: auf die Kosten, besonders in diesem Falle, kommt es mir nicht an. Das Haus, in welchem die Wittwen alt geworden und werden, kann inwendig reparirt werden, aber die äußere Façade muß dieselbe bleiben; ich will ein Gebäude, welches noch aus der Zeit des unvergeßlichen Großen Kurfürsten stammt, erhalten wissen; sorgen Sie nur für das Innere, damit der gute, gottesfürchtige Geist, den der große Stifter einhauchte, derselbe bleibe." So war und blieb die abweisende Anwort des Königs; und Er handelte so nicht aus Eigensinn, sondern aus Ueberzeugung.

Zu der Zeit war weltlicher Inspector der Anstalt der Geheime Ober-Regierungs-Rath zu Potsdam, nachheriger

Vice-Präsident und Director des Consistoriums zu Berlin, Weil. Es ist nicht möglich, treuer, gewissenhafter und aufmerksamer, für die Erhaltung und Vermehrung des eigenen Vermögens zu sorgen, als dieser wahrhafte Ehrenmann für das fremde, ihm anvertraute dieser milden Anstalt viele Jahre gesorgt hat; durch geschickte und glückliche Manipulation in Staatspapieren hat er mit stets wachem und regem Eifer das active Vermögen dieses pii corporis wesentlich und beträchtlich vermehrt, und ich kann und muß das um so dankbarer anerkennen, da ich daran nicht den geringsten Antheil habe. Mit dem ihm eigenthümlichen gründlichen, von einer sittlich reinen Natur unterstützten Ernst betrieb Weil diese Angelegenheit; und da das Umändern der alten naßkalten, der Gesundheit nachtheiligen Mauern und die ganze Reparatur nach dem Kostenanschlage sehr viel gekostet hätte, und doch nur Flickwerk geblieben wäre, so entschloß sich der König, nun einen vollkommenen Neubau zu bewilligen und die dazu nöthige große Summe anweisen zu lassen.

Ganz auf der alten Stelle, aber stattlicher, bequemer und besser als das vorige, stand bald und steht in der breiten Straße ein dreistockiger, im einfachen, edlen Style gebauter Palast. In der Mitte der obersten Etage ist das Kurfürstliche Wappen in einem abgeschlossenen Felde. An der zweiten sieht man in einer Nische die wohlgetroffene Büste des Großen Kurfürsten, dessen offenes, edles und männliches Angesicht segnend um sich blickt. Unter derselben steht in großen goldenen Buchstaben die Inschrift:

Prediger Wittwen-Haus.

An dem untersten Stock über der Thür lieset man die Worte:

Gestiftet vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm MDCLXVI,
Neu gebaut vom Könige Friedrich Wilhelm III. MDCCCXXVII.

Oft ging der König in Seinem grauen Ueberrock langsam allein durch die breite Straße. Vor dem Prediger-Wittwen-Hause stand Er dann betrachtend still, sah es an und feierte das Andenken Seines großen Ahnherrn.

So wie Er gern die Prediger- und Schullehrer-Wittwen unterstützte, vielen Pensionen gab, armen Theologie studirenden talentvollen Jünglingen für ihren academischen Cursus Stipendien bewilligte und deren Forthilfe auch dem Minister von Altenstein angelegentlich empfahl, so bewies Er auch den Predigern überall Sein Wohlwollen und in Seiner stets wachen Fürsorge für die evangelische Kirche zeichnete Er, sobald Er ihre Würdigkeit erkannt hatte, sie aus. Alles dieß ging von Ihm selbst aus. In der Berliner Zeitung las Er, wie in dem bei Potsdam auf einem in der Havel liegenden Insel-Städtchen „Werder" der Oberprediger Pauli daselbst sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert und bei dieser Gelegenheit viele Beweise der Zufriedenheit von dem Königlichen Superintendenten Stöwe, wie der Achtung und Liebe von der dortigen Bürgerschaft und Gemeinde, erhalten habe. Der König erkundigte sich selbst nach Allem genauer, und da die vorgesetzte Behörde das öffentlich Gesagte als wahr bestätigte (was nicht immer der Fall sein soll), so übersandte der König aus eigener Bewegung mit einem verbindlichen

Glückwunsch-Schreiben dem Jubilar den rothen Adler-Orden 3ter Classe.

Der König wählte bei Seinen Spazierfahrten am Liebsten entfernte einsame Gegenden; Er hatte namentlich Seine stille Freude an wogenden Saatfeldern, und sah gern an das Thun und Treiben der Bauern in entlegenen Dörfern. Einst fuhr Er mit Seiner Gemahlinn, der Fürstinn von Liegnitz, durch das Dorf Stahnsdorf in der Umgegend von Potsdam. „Hier ist es hübsch!“ sprach Er, „wir wollen, liebe Auguste, aussteigen, dort uns setzen und die Sonne untergehen sehen“. Beide gehen auf das nahe gelegene Haus zu. Es war das Pfarrhaus des Pastors Dreising. Dieser erkannte sogleich den König, und erstaunt über den Besuch der hohen Gäste, schleppte er, nachdem er Ihren Wunsch vernommen, Sopha, Stühle und Tisch, so gut der unbemittelte Landpfarrer es hatte, vor die Thür. Der Pastor Dreising war ein origineller, trockener, komischer und humoristischer Mann, der gut zu reden und zu erzählen verstand, dabei einfach und redlich war. Er gefiel dem Könige und Beide unterhielten sich angenehm über allerlei Gegenstände des ländlichen Lebens, wie denn auch die süße Milch, das gesunde Bauernbrod und die frische Butter gut schmeckte. Die Sonne ging unter, der Abend war gekommen, und nach herzlichem Abschied fuhr der König mit Seiner Gemahlinn, in Gott vergnügt, in der Dämmerung nach Potsdam zurück. Des anderen Tages hielt ein beladener Wagen vor der Thür des ehrlichen Landpfarrers und nebst schriftlichem Danke und einem Geldgeschenk erhielt er an die Stelle der schon abgenutzten ganz neue Stühle, einen Tisch und ein Sopha.

Wo im Lande ist ein würdiger Pfarrer, der, in Berührung mit dem Könige gekommen, nicht Beweise Seines Wohlwollens empfangen hätte? — —

10.

Der König ging mit Seinen Kindern regelmäßig jeden Sonntag zur Kirche, wenn nicht öfter, doch gewiß einmal im Jahre, früher am Charfreitage, dann am grünen Donnerstage, zum heiligen Abendmahle; Er hielt fest und immer fester am göttlichen geoffenbarten Worte; dem vulgären Rationalismus abhold, war Er treu dem biblischen Lehrbegriffe der evangelischen Kirche, und voll von Ehrfurcht für das große Werk der Reformation, ehrte Er die symbolischen Bücher der Reformatoren, als Bekenntnißschriften; in diesem Geiste verfertigt, führte Er die Liturgie und Agende ein; gegen die Separatisten, die Mystiker, die Pietisten und ihre Conventikeln, war Er nachsichtig und wollte keine strengen Maßregeln; alle Anstalten, welche Frömmigkeit befördern sollten, namentlich die Bibel- und Missions-Gesellschaften, unterstützte Er; Er führte wieder das Gebet und den Gottesdienst bei den versammelten Truppen ein, und wohnte selbst demselben in Andacht bei. — Alles dieß stellte Ihn als einen gottesfürchtigen Herrn vor der Welt öffentlich hin, und die Starrgläubigen, die Orthodoxen, wie sie genannt werden, die modernen Mystiker und Pietisten, waren der Hoffnung, daß der König zu ihnen sich hinneigen und mit ihrer Partei es heimlich halten würde. In der That sah es auch so aus, und Alles gewann diese Ansicht, so daß man in solcher Vermuthung bestärkt wurde. Ein Minister, der eben nicht in dem Rufe der Frömmigkeit stand, trat nun als Chef-Präsident der Bibelgesellschaft auf; der Tractätchen-

Verein war in voller Thätigkeit; den Abbrand des Komödien-Hauses auf dem Gensd'armen-Markt sah man als eine gerechte Strafe des Himmels an. *) Die durch alle Stände, besonders die höheren, in Berlin verbreiteten und mit der Gesellschaft in Königsberg in naher Verbindung stehenden Mystiker reichten bis zum Throne hin und wollten gern da Wurzel schlagen und den frommen König zu sich hinüber ziehen. Man brauchte dazu einen die Gabe der Rede besitzenden gewissen N. N., der auch in seiner Wohnung Bet- und Erbauungsstunden hielt. Anfangs hielt man ihn, weil er mit Emphase in Sprüchen der heiligen Schrift mit einer gewissen Salbung sprach, für ein Licht der Kirche; aber der Erfolg hat bewiesen, daß er nur ein Nebelstern war, der, dunkel in sich selbst, mit erborgtem Lichte leuchtete. Weil er Jedem, besonders denjenigen, die etwas bedeuteten, nach dem Munde redete und Allen durch Schmeicheleien gefallen wollte, so galt er bei den tiefer Blickenden, die ihn durchschauten, bald nichts mehr, und sie wendeten ihm verächtlich den Rücken. Ein hochgestellter, auf sich selbst gegründeter gelehrter Mann nannte ihn einen „mystagogischen Schwadroneür", der, wenn der König morgen ein Türke würde, um Ihm gefällig zu werden, sich schon heute zum Muhamedanismus bekennen und

*) Ein Mann dieser Ansicht und Farbe schrieb an mich: „Endlich hat Gott in seiner Langmuth seinen rechten Arm in Zorn entblößt und dieß zwischen zwei Kirchen gelegene Sündenhaus durch Feuer zerstöret. „Du bist," müssen Sie mit Nathan zum Könige sagen, „der Mann des Todes." Das Komödienhaus darf nicht wieder aufgebaut werden."

sich sofort auf den Alborack*) setzen würde. Doch täuschte er durch sein positiv-demüthiges Air den redlichen, arglosen König, und man fürchtete für Ihn um so mehr, da Sein General-Adjutant und vortragender Rath, Obrist von Witzleben, (wenn auch nur für eine kurze Zeit) wirklich übergetreten war und die Conventikeln besuchte.

Die Sache war ein Geheimniß; aber Allen, die davon unterrichtet waren, und es ernst und redlich meinten, ein Gegenstand tiefen Kummers, banger Sorge, und wirklicher Betrübniß. Wohl ist es edel und groß, wenn ein Landesherr, besonders ein solcher, der viele Millionen regieren soll, ein wirklicher Christ ist; sein theoretisch fester, sein praktisch eingelebter Glaube an Jesum Christum, den alleinigen Heiland der Welt, ist die beste und sicherste Garantie für die ganze Nation, alle ihre Confessionen und Zustände. Diese ewige Wahrheit ist durch die Erfahrung aller Zeiten bewiesen; aber durch die Erfahrung aller Zeiten ist auch bewiesen, daß ein Land kein größeres Unglück treffen kann, als wenn sein König mit seinem Hause, Hofe und seiner Dienerschaft, in vermeinter Rechtgläubigkeit sectirisch, mystisch und parteisüchtig ist. Der hier waltende Irrthum ist fürchterlich, da man in unseliger Täuschung ihn für Wahrheit hält und es bestens meint. Das Irren und Fehlen aus guter Meinung ist aber gerade in der Kirche das Allerschlimmste, und viel schädlicher und gefährlicher, als offenbare Sündhaftigkeit, die,

*) Bekanntlich bei den Muhamedanern das Thier, auf welchem Muhamed seine Himmelsreise machte.

als solche, ihr grobes Gepräge an der Stirn trägt und von jedem Rechtlichen gleich bei'm ersten Anblick erkannt und geflohen wird. Ganz unstreitig sind alle Verfolgungen, alle Intoleranzen, alle Härten der Römisch-Katholischen Kirche, alle ihre Inquisitionen in Rom und Madrid, aus guter Meinung entsprungen, und sie hätten sich nicht so lange halten und bethören können, wenn sie nicht den Schein der Frömmigkeit für sich gehabt und das Gepräge der Rechtgläubigkeit getragen hätten. Ganz unstreitig meinte es mit der evangelischen Kirche und deren Förderung der König Friedrich Wilhelm III. von Herzen gut; aber gerade die pietistisch-mystische Partei, welche sich überall im Lande, besonders in Königsberg und Berlin, gebildet hatte, war es, die der guten Sache und ihrer Durchdringung Hindernisse in den Weg legte. Ein häßlicher Verdacht ging wie ein böser Geist durch das Land, und es ist nicht zu leugnen, daß vorzüglich daher die vielen Hindernisse und Schwierigkeiten entstanden, welche der Annahme und Einführung der Liturgie und Agende sich hartnäckig feindselig in den Weg stellten. Vorzüglich war dieß der Fall in den Ländern Cleve, Jülich, Berg und Mark. Diese Provinzen hatten vom Anfange der Reformation an die uralte christliche Presbyterial- und Synodal-Verfassung gehabt und waren durch eine General-Synode kirchlich miteinander eng verbunden. Der Werth und praktische Einfluß dieser naturgemäßen und christlichen Verfassung hatte sich seit Jahrhunderten durch kirchlichen religiösen Gemeinsinn bewährt, und es giebt kein Land, wo als wirkliche Seelsorger die Pastoren über ihre Gemeinden mehr vermögen und so einträchtig zusammenhalten, als eben in den Provinzen Cleve, Jülich, Mark und Berg, vorzüglich in diesem gesegneten Lande; und gerade in diesen Ländern

sind die Prediger, sowohl die lutherischen als die reformirten, bei ihrer Ordination nur auf die heilige Schrift, aber **nie** auf die symbolischen Bücher verpflichtet worden. Zwar werden sie bei derselben, und auch das nur hie und da in der lutherischen, doch nicht in der reformirten Kirche, als wichtige Bekenntnißschriften, nie aber als bindende Formen aufgeführt, und man weiß in diesen Gegenden nichts von Symbolenzwang. Man will dort bei tiefer gläubiger Ehrfurcht für die allein geltende göttliche Autorität der heiligen Schrift von solchem menschlichen Zwange nichts wissen, und ein solcher erscheint als Entweihung einer heiligen Sache.

In der Liturgie und Agende sah man aber einen solchen Zwang; man fand in ihnen die Einmischung der weltlichen Macht, die bestimmte Farbe einer gewissen Partei, die Begünstigung derselben, und mit ihr die vermaledeite Heuchelei. Das kranke hysterische Wesen des Pietismus und Mysticismus mit seinen Conventikeln mißfiel vollends dem gesunden Sinne des thatkräftigen und frommen Volkes. Der Wahn war einmal da, und er wurde genährt durch die demagogischen Umtriebe, die Riechereien nach denselben, und die finsteren Verordnungen, welche den Universitäten gegeben wurden. Es bildete sich so im Stillen eine Opposition, deren Macht um so größer und schlimmer wurde, als sie eine stille war, und giftige Tagesblätter vermehrten ihre Sympathien. In dieser bösen Zeit wußte man nicht, was man an dem Könige hatte; man sagte sich in die Ohren: „Witzleben, der täglich um den Hohen Herrn sich befindet, ist zu den Pietisten übergetreten und besucht ihre Conventikeln"! Der Cultus-Minister von Altenstein lavirte; der Staats-Kanzler Fürst Hardenberg lebte geistig und sinnlich in der materiellen Welt; der Graf

von Bernstorf richtete ernst und würdevoll seine Blicke auf auswärtige Verhältnisse; der Minister von Schuckmann, zwar kein geistlicher Minister mehr, aber als der des Innern und der Polizei, von der seltsamen Idee einer protestantischen Hierarchie gequält, hatte die vermeinten Hoftheologen im Auge; der Kriegsminister von Hake hatte mit der Armee zu thun und studirte nebenbei die Homöopathie; der Justiz-Minister von Kircheisen controlirte und hielt die Rechtsformen fest; der Finanz-Minister von Motz beschäftigte sich, wie sein liberaler Gehülfe Maassen, mit dem deutschen Zollverein u. s. f. Alle diese hochgestellten Männer ehrten und liebten von Herzen den König; Alle waren religiös, und in ihrer Mannigfaltigkeit würde Er Vielseitigkeit gefunden haben; aber über kirchliche Dinge sprach Er nicht mit ihnen, Er verschloß sie in Seine Brust, Er war auch eine lange Zeit mit Witzleben abwesend. Gesund und frisch kam Er von Teplitz zurück und wohnte auf der Pfauen-Insel mehrere Wochen. Seiner gottesfürchtigen Gewohnheit nach wohnte Er dem sonntäglichen Gottesdienste in der Hof- und Garnison-Kirche wieder bei.

Es ist ein nicht genug zu achtender Vorzug des geistlichen Standes, daß er, frei von aller Menschenfurcht, ohne alle feige Rücksicht auf dem festen Grunde göttlicher Autorität die ewigen Wahrheiten des Evangeliums, wie Christus und seine Apostel sie verkündigt haben, ungehindert vortragen darf. Dieser Vorzug ist, lebt und webt vorzüglich nach dem musterhaften Vorbilde des freimüthigen Volksredners Luther in der protestantischen Kirche, die nicht aufhören darf, für und für gegen alle menschliche Autorität in christlichen Dingen zu protestiren, eingedenk des ihr das Leben und Wesen gebenden

Grundsatzes: „Nur Einer ist unser Meister — Jesus Christus". Jeder protestantische Prediger, der seinen würdevollen Beruf kennt und ehrt, verwaltet in diesem freien Geiste ohne Ansehen der Person sein Amt, und ein dreifaches Wehe ihm, wenn Menschenfurcht seine Zunge bindet, und Menschen-Gefälligkeit sein Betragen leitet; ihm, dem stummen Hunde, ist von dem gerechten Richter schon oft im Leben, gewiß aber von der unparteiischen Nachwelt, das verdiente Urtheil gesprochen. Bei Ihm, König Friedrich Wilhelm III., konnte man nicht einmal in die Versuchung kommen, Schmeicheleien zu sagen. Er haßte sie überhaupt, besonders aber an heiliger Stätte, und es gehörte zur Eigenthümlichkeit Seines Wesens, ungeschminkte Wahrheiten, selbst wenn sie herbe, einschneidend waren, in der Kirche hören zu wollen. Aber Er konnte sich geändert haben, wenn auch nicht in Seiner Gesinnung, doch in Seinem Urtheil, und man sagte von Ihm: Sein biblischer Positivismus wäre jetzt Starrgläubigkeit, Sein liberaler, heiterer, weiter Sinn Engherzigkeit, Seine Humanität Intoleranz, Seine christliche Gottesfurcht Pietismus nach der neuen Färbung geworden; man wollte von Ihm wissen, daß Er ihn und seine mystischen Conventikeln begünstige; und schlimm war es, daß der sonst freisinnige General von Witzleben, des Königs vertrauter Rath, ihnen beiwohnte, ja man sagte sich in's Ohr, daß der Hohe Herr selbst dort erschienen sei. Obgleich dadurch in meiner Meinung getrübt, gab ich darum die vortheilhafte Meinung nicht auf; hielt es jedoch für Pflicht, über solche Gegenstände, die gerade zeitgemäß waren, zu predigen, freimüthig, doch ohne alle persönlichen Beziehungen, die biblische Wahrheit zu verkündigen, zu ermahnen und zu warnen.

In mehreren Vorträgen wurde die Lehre von der christlichen Kirche nach dem Worte Gottes vorgetragen. Nach dem apostolischen Glaubens-Bekenntniß und den Aussprüchen Jesu und seiner Apostel soll sie eine heilige und allgemeine Kirche sein. Eine heilige nur in dem Sinne, in welchem alle ihre Mitglieder im Glauben an Jesum in wahrer praktischer Frömmigkeit nach der Heiligung streben; eine allgemeine, die nicht separatistisch ausschließt, sondern philanthropisch umschließt, so daß sie in echter Bruderliebe eine Kirche zu Philadelphia wird. Eine heilige und allgemeine Kirche ist die römische nicht, wiewohl sie sich eine katholische nennt. Nicht eine heilige, weil sie ein sichtbares Oberhaupt hat, das sich der Anmaßung schuldig macht, sich, wiewohl ein sterblicher sündhafter Mensch, „Heiligkeit" nennen zu lassen. Nicht eine allgemeine: denn sie will die alleinseligmachende sein, und schließt aus, verbannt, excommunicirt Alle, die nicht ihres Glaubens sind. Ebensowenig ist die lutherische und reformirte Kirche eine allgemeine, sondern eine Particular-Kirche; eben weil sie die lutherische und reformirte ist. Sie stellt sich ja als eine Partei dar und schließt, wenngleich toleranter, als die römische, gleichfalls aus und ein, und vereinzelt. Nur allein das Evangelium Jesu ist in seinem lebendigen Glauben an ihn, den Göttlichen, heilig; er stößt Keinen aus, er nimmt Jeden auf, der zu ihm kommt, und seine Gnade ist eine allumfassende und allgemeine. Eben das beabsichtigt, will und fühlt die evangelisch-uniirte Kirche; frei von aller Menschen-Autorität, ist sie allein gebaut auf den festen Grund, den Jesus gelegt hat; er allein ist ihr Fundament, und darum ist sie eine heilige und eine allgemeine, denn Vielheit und Mannigfaltigkeit in dem lebensvollen Princip der Einheit ist

wie in der Natur und der Individualität aller Menschen *) ihr schöner Schmuck. Nur allein evangelisch-unirte Christen können und dürfen auf allen Stufen des Glaubens an den

---

*) Diese Ansicht ist keine isolirende, enge und dumpfe, sondern eine universelle, helle, heitere, freie, tief in das praktische Leben eingreifende; das ganze Zusammensein mit allen Anderen, bei noch so großer Verschiedenheit, ist die gleichsam umfließende reine Luft; eine Ueberzeugung, zu welcher sich allgemein der gesunde Verstand und der unbestochene rechtliche Sinn aller Völker der Erde im Fortschritt entschieden hinneigt. England ist darum so überflügelnd mächtig, legal, groß und stark, weil das Volk in Opposition mit der Episkopal-Kirche und der Aristokratie dieser freien allgemeinen Ansicht praktisch huldigt. Die Times sagt: „Jede Generation hat bisjetzt noch eine gesetzmäßige Unterdrückung und Tyrannei erlebt. Allein jene Zeiten, jene Gedanken sind geschwunden. Ein klarerer, reinerer und daher auch edlerer Geist beseelt uns heute. Wir haben gelernt, uns ohne Furcht und ohne Argwohn einander anzusehen. Wir verschmelzen die Verschiedenheiten des Glaubens und der Secten in der umfassenden Eigenschaft eines Mitbürgers und Mitunterthans. Wir haben gefunden, daß Vertrauen eine stärkere Waffe ist, als der Argwohn; Milde eine stärkere, denn Unterdrückung; Gleichheit stärker, denn Ausschließungssucht. Wir haben gelernt, nach Menschenaltern wechselseitiger Recriminationen und Ungerechtigkeiten, daß es weiser und besser ist, die Sympathien der Hochkirchlichen und Dissidenten der Katholiken und Protestanten zu Diensten unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes zu vereinen, als durch confessionelle Unterscheidungen zu trennen, oder sie durch beleidigende Anmaßung zu beschimpfen. Daß solche Eintracht stärke und Trennung schwäche, ist eine Wahrheit, welche so lange Zeit brauchte, um sich unserem Geiste einzuprägen, daß wir ihre praktische Verwirklichung nicht verzögern können."

So weit die Times. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die hier ausgesprochene Ansicht eine kosmopolitisch-patriotische

Herrn mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß sprechen: „Ich glaube an eine heilige allgemeine christliche Kirche“.

In den darauf folgenden Predigten entwickelte ich die Wahrheit: „daß der evangelische Glaube an Jesum, den alleinigen Erlöser, der Vernunft gemäß sein müsse“, und legte zum Grunde die biblische Stelle:

„Herr! wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Evang. Johannis 6, v. 68. Euer Gottesdienst sei ein vernünftiger“. Römer 12, v. 1.

„Es bieten sich Viele zu unseren Führern an. Bald sind es unsere Neigungen; bald die Beispiele Anderer; bald die Weisen unserer Zeit (Philosophen) u. s. f.: wem sollen wir folgen, wohin gehen? Wem wir aber auch uns anvertrauen mögen, keinen Besseren können wir wählen, als den, der Worte des ewigen Lebens hat, er, der Heiland der Welt, ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Zu dem Entschlusse aber, ihm, und nur ihm allein, zu folgen, mit Ueberzeugung gern, willig und ganz zu folgen, gehört Prüfung der Gründe, warum wir so und nicht anders handeln. Die Gründe kann aber allein die Vernunft, durch die der Mensch zum Menschen wird, erkennen; sie müssen wir benutzen und erwecken, wenn wir nach der Lehre der heiligen Schrift Alles

---

Gesinnung, daß sie aber auch einen religiösen Indifferentismus oft erzeugt. Jene wird befördert und dieser verhütet durch die kirchliche Union, befördert durch Mannigfaltigkeit und Freiheit, verhütet durch Einheit in den tiefsten und höchsten Punkten. Kein Mensch, kein Volk kann, wenngleich ohne Confession, auf die Dauer ohne Religion sein und bleiben. Nur muß man den Begriff derselben, wie Jesus, weit fassen.

prüfen und das Gute behalten wollen; sie allein macht uns fähig, das Christenthum zu begreifen und anzunehmen, ohne sie, das erste Geschenk Gottes, würden wir gar nicht fähig dazu sein. Die Bibel redet zu uns, als zu vernünftigen Geschöpfen, und als solche müssen wir den Grund der Hoffnung, die in uns ist, angeben können; der Glaube hat nur dann Wurzel und Werth in sich selber, wenn er die Frucht des klaren Erkennens ist; dieß ist es, was den Vorzug des Protestantismus und der Protestanten ausmacht, unser Gottesdienst soll nach der Vorschrift des Apostels ein vernünftiger sein. Dadurch allein erhalten wir auf einem festen Grunde einen sicheren leitenden Anhalt. Grundsätze allein sind, wenn sie sich nur an Den anschließen, der Worte des ewigen Lebens hat, immer dieselben; wie auch Alles sich ändern mag, sie ändern sich nicht, treten stets ernst mit ihrem Pflichtgebot dem Menschen und seinem Gewissen entgegen; aber Gefühle ändern sich, steigen und fallen, gleich dem Thermometer, je nachdem die äußere Temperatur einwirkt; sie können heute auf der Scala der Wärme, morgen auf dem Gefrierpunkte stehen; das Ewige richtet sich nicht nach dem Wechselvollen, dieses muß in jenem seine sichere Haltung finden. Licht und Wärme ist in Verbindung miteinander das große befruchtende Princip in der Natur; nicht anders ist es in der christlichen Religion. Licht im Verstande, Wärme im Herzen, ist das Merkmal des echten Christen; in ihm ist, soll und muß Alles Harmonie sein. Ein Christenthum, welches bloß Licht hat, erzeugt Zweifler, welches aber bloß Wärme ausströmt, Pietisten; die Gefühle sind die günstigen Lüfte, welche bei'm Scheine der Sonne die Segel schwellen; aber auf der Lebensreise verdunkelt sich oft die Sonne, und der wahre Christ soll auch im Sturm und Wetter sich behaupten und eben darin be-

währen. Dieß ist aber nur dann möglich, wenn ein vernünftiger Glaube am Steuerruder sitzt und mit fester Hand es führt. Die wahre, echte Frömmigkeit macht kein Geräusch; sie ist demüthig, still und in sich gekehrt. Sie betet gern mit der versammelten Gemeinde; lieber noch im stillen Familienzimmer mit den Hausgenossen; am Liebsten schüttet sie in einsamer Kammer bei verschlossener Thür vor Gott, der in's Verborgene sieht, das volle Herz aus. Die christliche Religion ist dem Christen ein Heiligthum und er kann es nicht preisgeben in einer vermischten Gesellschaft von Separatisten; alle Conventikeln sind ihm unheimlich, ihre Regionen schwül und drückend. Freies Licht, freie Wärme, helle Klarheit, sonnige Tiefe, frische Gotteslust, sei und bleibe unsere Loosung und Wahl. Unser Gottesdienst sei ein vernünftiger. „Herr, wohin sollen wir gehen? Nur du hast Worte des ewigen Lebens!"

Einige Tage nachher kam der Obrist von Witzleben zu mir. Bei'm Hereintreten in mein stilles Studirzimmer sagte er mit der ihm eigenthümlichen Offenheit in freundlicher Bezugnahme auf diese vor dem Könige gehaltenen Predigten: „Sie haben Recht; der Geist des Christenthums ist ein Geist des Lichtes und der Wärme. Denken, Fühlen und Thun muß beisammen sein; nur darin werden wir fertig. Ich danke Gott, daß ich der Gefahr, ein Pietist, Mystiker und Separatist zu werden, glücklich entgangen bin"; ihren Conventikeln beigewohnt zu haben, schämte sich der in der Union und ihrer Universitalität lebende hochherzige Mann; dagegen sprach er von der öffentlichen Andacht in der Kirche und von dem Gebet im Hause, besonders in einsamer Kammer, mit Liebe und Begeisterung. Von dem Könige und Seiner echten

Religiösität redete er, wie immer, mit tiefer Verehrung; doch habe ich nie erfahren können, ob der Hochselige Herr wirklich, wenn auch nur eine kurze Zeit, den Starrgläubigen, den confessionellen schulmäßigen Systematikern, den modernen Mystikern und Pietisten wirklich angehörte; gewiß ist, daß Er sie lieber als die so genannten Aufklärer hatte und sie gegen alle harten Maßregeln in Schutz nahm. Der König war und blieb ein Mensch; und gesetzt, Er hätte bei Seinem Hange zur Frömmigkeit jemals die gesunde rechte Mitte verlassen: würde Er, von dieser Versuchung umstrickt, nicht um so größer und ehrenwerther sein, wenn Er sie glücklich besiegt hätte? Als ich einmal gepredigt hatte über die schöne biblische Stelle: „Christus mußte in allen Dingen seinen Brüdern gleich werden, auf daß er barmherzig würde und ein treuer Hoherpriester vor Gott, zu versöhnen die Sünden des Volkes; denn darin er gelitten und versucht ist, kann er helfen denen, die versucht werden. Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben, gleich wie wir" rc. dankte Er mit einer Ihm sonst nicht gewöhnlichen Wärme. Er sprach vortrefflich über die Versuchungen in der Religion und die Gefahr ihrer Extreme. Vor derselben war Er bewahrt in der trüben Zeit Seines Unglücks, welchem die contemplative Passivität der Mystik näher liegt, als dem heiteren Glück, — wie hätte Er auf dem Gipfel desselben, umflossen von seinem Lichtstrahle, ein zufriedener Familienvater, umgeben von fröhlichen Kindern, in religiösen Dingen einer Ansicht zugethan sein können, die auch in gleichgültigen Sachen (Adiaphoris) scrupulös, ängstlich, intolerant und selbstquälend ist? Alle Gesetze und Einrichtungen, die Er bei der Reorganisation des Staates gab, athmen den frischen

Geist tiefer Volksachtung und Volksliebe, — wie hätte Er je vergessen können, was das in Eintracht in Masse aufgestandene Volk für das Land und seinen geliebten König that? Wie hätte Er einer Partei zugethan sein können, welche offenbar nur für wenige Ueberspannte und Einseitige, aber nicht für das gesunde, rührige, kernhafte und thatkräftige, treue ganze Volk ist? Nein, nein, König Friedrich Wilhelm III. war ein Mann für das Volk und fand bewährte Stärke in seiner anhänglichen Liebe. Tiefe Wurzeln hatte sie geschlagen; sie wohnte und lebte im Herzen, weil die Erlösung ein Werk der Schöpfung des Volkes war. Dasselbe liebte der König; dieß war Seine Neigung; und daher die Sympathie der öffentlichen Meinung, wiewohl schon der ganz vulgäre Verstand begreift, daß eine Partei, wenn sie auch noch so stark ist, auf die Dauer gegen die nationale Richtung Nichts vermag. Jede Parteisucht im Lande und die Begünstigung derer, welche ihr angehören, erzeugt nothwendig Unzufriedenheit, die sich ansteckend mittheilt. Das Feuer, welches unter der Asche glimmt, ist eben darum ein gefährliches, weil man es nicht sieht, und es ist eine historische Thatsache, daß die Bourbons darum fielen, weil sie in den begünstigten vornehmen Ständen und nicht im Volke, nicht in der Nation selbst, die einzig sichere Garantie suchten. Auf dem fruchtbaren Boden ihrer wechselseitigen Liebe bauete der König Staat und Kirche; Er gehörte, so fest Er für Seine Person war, keiner Partei an; Er stand über Allen; frei blieb Er, der in Seiner Umgebung keine Ansicht begünstigte; Lieblinge hatte Er nicht; weder direct, noch indirect that Er Gewalt an; heitere klare Eintracht war Sein Ziel und Union Sein großes Werk.

11.

Friedrich Wilhelm III. war darum ein so vorzüglicher König, weil Er ein edler Mensch war. Zu einem edlen Menschen gehört vor allen Dingen auch ein gesunder Menschenverstand und ein rechtlicher menschenfreundlicher praktischer Sinn. Oft tritt die Praxis im Leben der Theorie der Wissenschaft störend in den Weg, und diese verdunkelt und lähmt nicht selten den hellsten Verstand. Häufig ist dieß der Fall bei den nahe liegenden Aussprüchen des Naturrechts und den gesetzlichen Bestimmungen des positiven Rechts, und nicht selten widersprechen sich beide, so daß eine und dieselbe Sache nach dem Naturrechte gerecht und nach dem positiven Rechte ungerecht sein kann. In streitigen Fällen und ihren Collisionen wird aber nach dem positiven Rechte entschieden, und es wird schwer, oft moralisch unmöglich, sich zufrieden zu geben, wenn der gesetzliche Ausspruch dem natürlichen Gefühl widerspricht und die innere Stimme laut es sagt, daß Einem Unrecht geschehen sei. Nur zu oft hört man, selbst von erfahrenen unbefangenen Juristen, die ihr corpus juris und das allgemeine Landrecht in allen seinen Theilen gründlich kennen, aber auch das Recht der Natur (jus naturae) philosophisch studirt haben, das vielsagende Wort: „Das größeste Recht ist das größeste Unrecht." (Summum jus est summa injuria.) Allerdings müssen die rechtlichen Ansprüche, die Jemand hat und macht, sehr oft durch das Gesellschafts-Recht so modificirt und beschränkt werden, daß von jenem wenig übrig bleibt; denn wir leben nicht mehr im rohen Zustande der Natur, wo Jeder thun kann, was er will, sondern in einem civilisirten Zustande, der Rücksichten fordert und seine Rechte und Pflichten hat. Aber was in sich nach ewigen Gesetzen Unrecht ist, bleibt es, und kann nie

Recht werden, nicht durch Gewalt, nicht durch Usurpation, nicht durch Begünstigung, nicht durch Verjährung. Das Recht kann wohl, wie leider oft geschieht, gebeugt, aber nie ausgerottet werden. Es lebt ewig wieder auf, es wird in Jedem wieder jung, und ist, wie die Wahrheit, unveränderlich. Das Recht, sagt die heilige Schrift, steht fest wie die Berge Gottes und wie die weite Tiefe; Recht muß doch Recht bleiben, und alle frommen Herzen fallen ihm zu. Gott hat den Menschen aufrichtig gemacht, und Alle, welche von dieser Aufrichtigkeit weichen, suchen viele Künste. Diese Künste liegen nicht in dem Naturrechte, sondern in den Sophismen des positiven Rechtes, und ein Gesetz muß durch das andere erklärt werden, weil es unmöglich ist, eine Regel in Abstracto so zu fassen, daß sie auf alle concreten Fälle, wovon jeder individuell anders modificirt ist, Anwendung findet. Bald ist die Definition zu eng, bald zu weit, bald ist die ganze Stellung schielend und schwankend, woher denn auch in der Auslegung die Verschiedenheit der Urtheile kommt. Die öffentliche Meinung sagt darum: „Das Gesetz und sein Recht hat eine wächserne Nase, die man drehen kann, wie man will;“ woher sich denn auch die seltsame Thatsache erklärt, daß man in Prozeßsachen einen Rechtshandel in der ersten und zweiten Instanz verlieren und in der dritten vollständig gewinnen kann. Solcher Widerspruch ist dem gesunden natürlichen Verstande unbegreiflich.

Der natürliche gesunde Verstand des Königs wußte aber nichts von allen Künsten des positiven Rechtes, und Seinem Billigkeitsgefühl waren alle Begünstigungen bevorzugter Stände zuwider. Er umfaßte alle Seine Unterthanen, die Reichen wie die Armen, die Vornehmen wie die Geringen,

mit gleicher Humanität, und nach den bitteren Erfahrungen, die Er gemacht, und der Gemüthsstimmung, die daher sich bei Ihm angesetzt, sympathisirte Er mehr mit dem Unglücklichen, als mit dem Glücklichen. In solchem Impuls war Er frei geworden von allen Vorurtheilen der Geburt, von jeder Hinneigung zu den vom Schicksal Begünstigten. Parteilichkeit und Ansehen der Person war Seinem ganzen Wesen zuwider, und Gerechtigkeit so Ihm zur anderen Natur geworden, daß Er in allen Fällen, wo mit Seinen Behörden Er selbst eine Ungerechtigkeit begangen zu haben glaubte, darüber unruhig wurde, und eilte, dieß zu vergüten, und die Erbitterten, wie Er es nannte, zu calmiren. In diesem geraden und gesunden Menschenverstande, in diesem Rechtlichkeitssinne lag es, daß Er ohne alles Raisonnement selbst in verwickelten Dingen, wo die Staatsklugen und Rechtskundigen sich nicht gleich zu helfen wußten, immer den rechten Fleck traf und in kurzer Zeit viel that. Zu den verwickelten und schwierigen Dingen gehören bekanntlich die Jagdgerechtsamen, und man spricht da von Gesetzen, welche erkaufte und bezahlte Rechte schützen müssen, als wenn, was in sich Unrecht ist, durch Verjährung aus finstern Zeiten Recht werden könnte! König Friedrich Wilhelm III., der Gerechte, entschied in diesen Collisionsfällen und nach dem heiligen Gesetz des Naturrechtes erließ Er an den Finanz-Minister von Motz folgende Kabinets-Ordre:

„Anliegend empfangen Sie eine Beschwerde der Bauern zu N. N. über den übermäßigen Wildstand, den das Dominium N. N. in seinen Forsten zum Nachtheile der benachbarten Aecker und Wiesen der Supplicanten unterhält, mit einer Erkenntniß erster Instanz, welches die Bittsteller

mit ihrem Anspruch auf Entschädigung wegen erlittenen Wildschadens, und mit dem Antrage, den vorhandenen Wildzaun herzustellen, abweiset, hauptsächlich weil nicht erwiesen ist, daß der Wildstand des verklagten Dominii übermäßig zu nennen sei. Uebermäßig oder nicht, so sind doch die benachbarten Aecker- und Wiesenbesitzer nicht verpflichtet, ihre Felder und Wiesen ohne Entschädigung von den Hirschen und Schweinen der Jagdberechtigten verwüsten zu lassen und es muß ihnen daher von der Landespolizei Schutz gegen solche Wildschäden verschafft werden. Demzufolge beauftrage ich Sie, von der Sache nähere Kenntniß zu nehmen und das Erforderliche zum Zweck zu verfügen, eventualiter, wenn kein anderes Mittel überbleibt, **die Beschwerdeführer zum Todtschießen des auf ihre Aecker übergetriebenen Schwarz- und Hochwildes zu ermächtigen.**

Berlin, den 30. September 1827.

(gez.) Friedrich Wilhelm."

An
den Staats- und Finanz-Minister
von Motz.

12.

Vom gleichen Geiste der Billigkeit und Gerechtigkeit wider die oft herrische Gewalt der Behörden gegen die Unterthanen zeugt folgender Zug. Zu dem Schulzenamte und Gute in Friedrichshagen unter dem Amte Köpnick gehörten 78 Morgen Land, welche Friedrich II. bei einer Reise 1770 mit jungen Kiefern bepflanzt fand, und die zu schonen er dem damaligen Landjäger Bock befahl. Dem Besitzer wurde

im Jahre 1782 durch ein anderes Stück Forstland von derselben Größe eine Entschädigung bewilligt, worüber die Kurmärkische Kammer mit dem Schulzen einen Entschädigungs-Contract abschloß, der vom General-Directorium bestätigt wurde. Das Schulzengut kam mit 78 Morgen Entschädigungsland nach mehreren Besitzern zuletzt auf den Wilke für 5800 Rthlr. Die Kammer behauptete, daß wegen der Entschädigung ein Irrthum vorgefallen sein müsse und dem Schulzen die 78 Morgen nicht gebührten, und führte deßhalb seit 1789 einen fiscalischen Prozeß, der im December 1797 dahin entschieden wurde:

„daß der Entschädigungs-Contract wieder aufgehoben werde, und der Besitzer des Schulzengutes, der Wilke, die 78 Morgen zurückzugeben schuldig sei."

Wilke beschwerte sich hierauf immediate und führte an, daß er auf den Grund der Verschreibung den Kauf geschlossen und über 200 Rthlr. Prozeßkosten gehabt habe, und an den Bettelstab gebracht werde, da der Verkäufer jetzt ein armer Mann sei, der ihm keine Entschädigung geben könne.

Es erfolgte darauf folgende Kabinets-Ordre an das General-Directorium:

„Wenn es seine Richtigkeit hat, daß wegen der im Jahre 1770 aus Versehen eingehegten, dem Schulzenamte zu Friedrichshagen zugehörigen 78 Morgen Ackerlandes derjenige Entschädigungscontract, welchen der Wilke seiner Vorstellung vom 12. d. M. copielich beigelegt hat, wirklich von der Kammer geschlossen und von der höheren Instanz confirmirt ist: so sehen Se. Königliche Majestät von Preußen gar nicht ein, wie man demselben die in dem Contract stipulirten 78 Morgen hat streitig machen können, vielmehr

müssen ihm solche, wenn nicht ganz erhebliche Gegengründe, worüber Sr. Majestät Bericht gewärtigen würden, entgegenstehen sollten, ohne die geringste Weitläuftigkeit zurückgegeben werden, denn eine Versicherung, vom Staate gegeben, muß unverletzlich und gegen alle kleinlichen Rechtsbehelfe fest stehen. Eben darum muß eine solche Versicherung nie ohne vorherige genaue Ueberlegung ertheilt werden, und wenn von dieser Seite von der Behörde etwas in dem vorliegenden Falle versehen sein sollte, so muß diese dafür verantwortlich sein, keinesweges aber derjenige, der nach seinem schuldigen Zutrauen auf die Redlichkeit des Staates gehandelt hat.

Berlin, den 17. Januar 1798.

(gez.) Friedrich Wilhelm."

13.

Der König traf darum ohne langes Besinnen gleich den rechten Punkt, auf den es jedesmal ankam, weil Sein gesunder Verstand und Sein rechtliches Gefühl in Ihm zur Reife gekommen war und zur Sprache gebracht hatte dasjenige, was man Tact nennt. Es ist um diesen Tact, den man auch moralischen Sinn nennen kann, eine gar schöne, herrliche Sache, er ist aber mehr und besser in seinem Impuls zu fühlen, als mit Worten zu definiren. Der, welcher ihn in sich trägt, weiß das nicht, ebensowenig als ein Kind um seine Unschuld weiß; es handelt in ihr, ohne davon zu sprechen. Der an keinen Stand gebundene und oft in den untersten Ständen sich vorfindende Zartsinn ist die Eigenschaft eines offenen klaren Gemüths und die Frucht eines edlen Sinnes. Er ist ein Sinn, gewissermaßen der sechste, und ein Sein und Leben in Summa. Er klingt überall im Inneren bei jeder schönen

und häßlichen That an, er ist sich des Unterschiedes deutlich bewußt, wie ein musikalisches Ohr den harmonischen und disharmonischen Accord sogleich bei'm ersten Anschlage vernimmt. Deßhalb nennt man sehr treffend ihn Tact, weil er eine innere Harmonie ist. Diese wohnt nur in der Seele, in welcher Alles in Einheit zusammenstimmt und das Verwandte gleich einen sympathetischen Anklang findet. Dem angeborenen Tugend-Organe, dem Wahrheitsgefühle, dem Zartsinne, ist nichts nachtheiliger, als der Mehlthau zu häufiger Zerstreuung, als das verzehrende Feuer unreiner Leidenschaft, als ein Thun und Treiben in der Außenwelt. Er bildet sich gewöhnlich in seinen höheren Harmonien aus in der Sammlung des Gemüthes, in der Einsamkeit und ihrem stillen Frieden, im Umgange mit sich selbst, mit Gott, mit den unsterblichen Werken edler Geister, mit gebildeten Menschen, vorzüglich vom weiblichen Geschlecht. Die Welt polirt und macht glatt; aber Politur und Glätte ist kein Zartsinn, vielmehr wird dieser oft wegpolirt, und Derbheit kann sehr wohl mit ihm bestehen. *) Diese Derbheit ohne Zartsinn setzt sich mit der Zeit gewöhnlich als Rost bei Geschäftsmännern höheren, oft auch niederen Ranges, sobald sie zu befehlen haben, an. Sie leben größtentheils in Acten, sie haben es gewöhnlich mit Unzufriedenen, Klägern und Verklagten und deren Oppositionen zu thun, das gegenseitige Verhältniß stellt sich ihnen schroff dar, und darum werden sie unvermerkt auch schroff; sie schreiben und decretiren in einem kategorischen

*) Der zartsinnige und dabei derbe Singemeister, Professor Zelter zu Berlin, ein vertrauter Freund Göthe's, ist davon ein lehrreiches Beispiel.

gebieterischen Tone, und die Corde der Humanität wird in ihrem Gemüthe schlaff, so daß sie nicht mehr ansprechen kann.

Wer hat es mehr mit Sollicitanten, Supplicanten, Bittstellern und Klägern zu thun, als ein regierender Herr? An ihn wendet sich zuletzt Alles und er soll entscheiden in letzter Instanz und geben nach allen Seiten. Kein Wunder, wenn die auf jeden Schritt in Anspruch genommenen Gebietenden bei aller ursprünglichen populären Humanität zuletzt kalt, zurückgezogen, abschreckend und herrisch werden, um nur die Leute sich vom Halse zu halten. Aus diesem Grunde erscheint es als eine psychologische Merkwürdigkeit, daß König Friedrich Wilhelm III. bei den traurigen Erfahrungen, die Er über den Undank der Menschen gemacht, und dem steten Ueberlaufenwerden, dem Er täglich ausgesetzt war, mild, und liebreich blieb, und mit den Jahren es immer mehr wurde. Eine solche moralische Erscheinung erklärt sich nur aus der Totalität Seines Charakters in allen seinen Kräften; ja in Seinen Kräften: denn Seine Humanität und Liebe war nicht Schwäche, sondern eine harmonische Virtuosität, die Ihm zur Gewohnheit, zur anderen Natur geworden war. Namentlich hatte Sein sittlicher Tact und Sein Zartsinn *) sich in einer Vollkommenheit ausgebildet, daß man ihn Seinen überall nahen, Ihm zur Seite stehenden guten Genius (Spiritum familiarem) nennen kann. Von der zarten Weiblichkeit der heiteren anmuthsvollen Königinn hatte Er es gelernt, sich schnell in die Gemüthsweise eines Anderen hineinzudenken und sich in seine Lage zu versetzen. Er hatte

---

*) Siehe 1. Theil Seite 90—105.

den Zartsinn des Christen, der alles das Anderen thut, wovon er wünscht, daß sie ihm selbst es thun möchten. Er sah darum weiter, als Andere, und was ihre Sagacität nicht wahrnahm, fühlte, erhaben über persönliche Beleidigungen, Seine Divination (Sensus numinis) heraus. Alle die, welche persönlich um ihn waren, wissen, daß Sein ganzes Leben, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, angefüllt war mit kleineren und größeren Beweisen dieses tactmäßigen Zartsinns. Der General-Adjutant von Witzleben theilt von so vielen ein Beispiel mit, welches der Vergessenheit entrissen zu werden verdient.*)

In der gewöhnlichen Frühlingsperiode, wo der König das Avancement in der Armee, die Entlassung und Pensionirung der Officiere zu bestimmen pflegte, wurde unter Andern auch ein Regiments-Commandeur in den Ruhestand mit gesetzlicher Pension gesetzt, und zum Beweise, daß der König nichts gegen seine Person habe, wurde ihm der rothe Adler-Orden höheren Ranges verliehen. Der Officier, dem dieß ganz unerwartet kam und der, rüstig und kräftig, noch lange dienen zu können glaubte und wünschte, war über seine Entlassung sehr unzufrieden, und in seinem Unmuthe schrieb er an den König: „daß er sich die Verabschiedung gefallen lassen müsse, selbst wenn er noch dienstfähig sei. Wohl wisse er, daß er Alles über sich müsse ergehen lassen, was der Landesherr über ihn verfüge. Ihm aber dabei auch einen Orden zu schicken, sei eine Verhöhnung; solche könne und

*) Nach seiner mündlichen Mittheilung.

würde er nicht dulden, er gebe daher den Orden wieder zurück." *)

Der König hatte diesen unangenehmen, im Gefühl gekränkter Ehre geschriebenen Brief selbst erbrochen und gelesen, und den verschmäheten zurückgeschickten Orden dabei gefunden; aber die Vorstellung selbst mit demselben gleich den übrigen Eingaben zum Vortrage auf den nächsten Morgen abgegeben. Der Obrist von Witzleben findet unter den übrigen Militair-Sachen auch diese fatale Beschwerung, und ist in äußerster Verlegenheit, wie er den Vortrag halten soll. Mit seinem ihm nahe stehenden Freunde, dem Geheimen Cabinets-Rathe Albrecht, nimmt er Rücksprache; der ihm aber auch nur den Rath zu geben weiß, die Bestimmung des Königs abzuwarten; man fürchtete jedoch Seinen Zorn. „Hier ist eine unangenehme Sache, die Eingabe von dem Obrist-Lieutenant," beginnt der Obrist von Witzleben den Vortrag, als die Vorstellung an die Reihe kommt. „Ach die!" sagt der König. „Ja, die hat mich nicht wenig geärgert; aber lesen Sie mir doch den ganzen Brief wieder vor." Witzleben muß sich diesem unangenehmen Geschäft unterziehen, und schweigt, als er damit

---

*) Der Husaren-Rittmeister von N. N. erhielt nach einer Schlacht, in der er durch Tapferkeit sich ausgezeichnet haben sollte, einen Orden; der Ehrenmann schickte ihn aber zurück, weil er ihn nicht verdient, in besagter Affaire sich gar nicht ausgezeichnet und zum Siege nichts beigetragen hatte; er setzte hinzu: „wie er hoffe und wünsche, bei der nächsten Gelegenheit seine Pflicht thun und sich auszeichnen zu können." Der König, welcher unrichtig berichtet war, belobte den braven Rittmeister wegen seiner Redlichkeit und Wahrhaftigkeit. — Die gewünschte Gelegenheit kam für ihn bald; er erhielt das eiserne Kreuz erster Klasse, und ist noch jetzt fungirender General-Lieutenant.

fertig ist. Der König aber sagt: „Ich kann mir das durchaus nicht erklären. Der Obrist-Lieutenant hat sich bisher immer als ein rechter Ehrenmann gezeigt. Wie kommt denn der mit einmal zu solchem Schritt, ein Zeichen meiner Achtung zu verschmähen? Dahinter steckt was Anderes. Entweder ist der Mann krank, oder ihn drückt ein heimlicher Kummer, mit dem er nicht frei hervortritt. Wissen Sie was, Sie kennen ja den Präsidenten N. N., der mit dem Obrist-Lieutenant an einem Orte wohnt. Wenn Sie doch privatim, als wenn der Auftrag nicht von mir käme, an den schrieben und sich umgehend anzeigen ließen, ob er über die Zustände des Mannes nichts Näheres anzugeben wisse!" Nach einigen Tagen schon erkundigt sich der König, ob Witzleben noch keine Antwort von dem Präsidenten habe. Sie geht ein, und Witzleben zeigt es dem Könige an. „Nun, ich bin doch begierig! Wenn nicht etwa der Brief Heimlichkeiten enthält, so zeigen Sie einmal her." Der Brief enthielt die Nachricht, daß der Obrist-Lieutenant seit der eingegangenen officiellen Anzeige von seiner Verabschiedung ein ganz anderer Mensch und fast tiefsinnig geworden sei. Und zwar sei der Grund nicht sowohl in einem gekränkten Ehrgefühl zu suchen, als in der dadurch eingetretenen Vereitelung eines Lieblingswunsches. Seine Tochter sei mit einem Lieutenant verlobt; der Obrist-Lieutenant habe mit Zuversicht gehofft, jetzt in eine höhere Charge und in ein größeres Gehalt zu kommen, um seine geliebte Tochter aussteuern und sie glücklich sehen zu können. Damit sei es nun vorbei und sein ganzes Familienglück sei nun auch selbst in seinen Hoffnungen zerstört. „Sehen Sie? Sehen Sie?" rief der König mit Hastigkeit, als er so weit gelesen hatte, „Habe ich's nicht gesagt, daß den Manne ein geheimer Kummer drücken müsse? Ich

kenne meine Leute! Nun denn, jetzt muß dem Manne geschrieben werden, daß aus den und den Gründen (die der König ausführlich entwickelte) er in der Armee nicht ferner conservirt werden könne, ihm also ein Unrecht nicht geschehen sei. Uebrigens da ich in Erfahrung gebracht, daß er seine Tochter verheirathen wolle, so schicke ich ihm 300 Friedrichsd'or zur Aussteuer; wolle auch seinem Schwiegersohne, bis er eine Compagnie bekäme, jährlich die nöthige Zulage aus meiner Tasche geben.“ „Und wie,“ fängt nach einer Pause Witzleben wieder an, „befehlen Ew. Majestät, daß es mit dem Orden gehalten werden soll?“ — „Nun,“ sagt der König lächelnd, „legen Sie ihn nur ohne Weiteres wieder bei; ich denke er wird ihn nun wohl behalten.“

14.

In einem wohl geordneten harmonischen, ruhigen Gemüthe, wie dem des Königs, fand sich mit der Einfalt der Sitten ein gewisser patriotischer Sinn, der schlicht und natürlich aus Seinem Innern hervorging, und der einen um so tieferen Eindruck auf verwandte Herzen machte, da er oft mit Königlicher Pracht umgeben war. Durch dieselbe ging der Hohe Herr, der ihrer nicht bedurfte, wie wenn sie gar nicht da gewesen wäre, unbefangen und ruhig. Nie und nie war Er ein Anderer, immer Derselbe, in der glänzendsten Umgebung, wie in Seiner Familie im gewöhnlichen bequemen grauen Ueberrock. Es bildeten sich darum oft auffallende Contraste, in welchen sein Bild um so interessanter wird. Unwillkührlich wurde man da erinnert an die idealische Zeit der Patriarchen, wo der reiche Emir mitten in seinem Volke als ein Hausvater dastand. Diejenigen, welche den König umgaben und Ihn täglich in Seinem häuslichen Leben

sahen, wissen, wie reich es, vorzüglich auf der Pfauen-Insel und in dem stillen ländlichen Paretz, an Scenen der Art war, die Er natürlich nicht herbeiführte (sie mißlingen, wenn man sie herbeiführen will), sondern wo sich Alles von selbst machte und Er sich hingab, wie Er war. Ein solches Lebensbild bildete sich im Freien, im Walde zu Grunewald, einem anmuthigen Jagdschlosse bei Berlin, zwischen Charlottenburg und Potsdam. *)

Bei dem prächtigen Herbstmanoeuvre zu Grunewald, dem viele auswärtige Fürsten, unter diesen namentlich der Kaiser von Rußland Nicolaus mit seiner Familie, beiwohnten, begaben sich nach der Revue die hohen Herrschaften am Abend zu Fuß in das Lager. Dasselbe war unter den hohen Bäumen aufgeschlagen und sein buntes Leben wogte in großer Abwechselung hin und her. Die Truppen bivouaqirten und die Soldaten hatten alle den König sehr lieb; sie nannten Ihn den „guten alten Herrn", der ein zutraulicher Vater unter Landeskindern war. Mit Seiner Umgebung stand Er still vor einer Corporalschaft, die mit dem Kochen beschäftigt war, worin sie sich nicht stören ließ, und im Schälen der Kartoffeln sehr behende war. „Das machen die Leute sehr geschickt, wie eine perfecte Köchinn!" sagte der König, und fragte dann die jüngeren Prinzessinnen, Seine Enkelinnen: „ob sie auch schon Kartoffeln geschält hätten?" Sie verneinten dieß; und als der Königliche Großvater lächelnd

*) Nach der mündlichen Mittheilung des Obristen von Malakowsky, der als damaliger General-Adjutant Augenzeuge war.

gesagt: „das sei schlecht genug, da sie doch Hausfrauen werden wollten!" forderte Er sie zu einem Versuche auf. Flugs knieten die liebenswürdigen Großfürstinnen Marie und Olga und zwei andere Enkelinnen zwischen den Soldaten und ließen sich von ihnen die Messer geben. Anfangs wollte es damit nicht gehen, die Soldaten lachten, und ein ehrlicher Markaner sagte: „**Gnädige Frölin sy moot nit so dik schellen!**" und zeigte, wie es sein müsse. Nun ging es besser, und die fröhlichen fürstlichen Mädchen hatten daran wetteifernd ihre Freude. „Charmant!" sagte der König, „seht Ihr wohl, das geht ja herrlich. Das Sprichwort sagt: Lust und Liebe zum Dinge, macht alle Mühe und Arbeit geringe." — Die Kaiserinn, mit der Hand auf die Schulter Ihres hohen Gemahls zutraulich gestützt, ließ sich von einem Soldaten ausführlich Auskunft geben, wie eine Soldatenmahlzeit bereitet werde. In der Mitte des sich bildenden Kreises saß auf einem Feldstuhle der alt gewordene König und das heitere Bewußtsein, das Haupt dieser Familie, der Vater Aller zu sein, drückte sich in Seinem ganzen Wesen aus. Ihm war in dieser Umgebung wohl und Sein edles ernstes Angesicht hatte den unwiderstehlichen Zauber einer himmlischen Freundlichkeit. Die Scene war im Walde, ruhig und doch bewegt, ernst und doch fröhlich, vornehm und doch populär. Die Sonne ging über Alle unter und warf ihre Abschiedsblicke durch hohe Bäume, Waldhörner bliesen ein Abendlied, und leise kam die Dämmerung. Wenn man jetzt durch den stillen, einsamen Wald fährt, gedenkt man gern des Hochseligen heimgegangenen Herrn; Er war in diesem Wald-Schatten so gern!

15.

Schon oft ist erwähnt worden, daß der König vorzüglich die Grafschaft Mark und die Markaner liebte; und das war vorzüglich daher gekommen, daß sie, wenngleich in unglücklicher Zeit förmlich abgetreten, Ihn doch nicht vergessen konnten, und Solches Ihm bei jeder Gelegenheit bewiesen. Zu Seinen oft gebrauchten Sprichwörtern gehörten auch vorzüglich solche, welche die Untreue als etwas Schlechtes darstellen, dagegen die Treue und Anhänglichkeit hervorheben und preisen. Oft hörte man Ihn sagen: „Freunde in der Noth gehen hundert auf ein Loth“. „Seine Freunde lernt man im Unglück kennen“. „Rein und treu wie Gold!“ Gern wandte Er dieß lobredend auf die Markaner an. Diese wohlwollende Gesinnung sprach Er im vorliegenden Falle auf eine nicht gewöhnliche Weise aus; man erkennt auch in diesem kleinen Zuge wieder Seinen Charakter.

Ein ehemaliger Unterofficier Sondermann, Inhaber der silbernen Medaille, brachte selbst aus der Grafschaft Mark seinen groß und schön gewachsenen Sohn nach Potsdam zur Garde, und zwei Jahre nachher wieder zwei andere seiner wackeren Jungens. Der König, dem diese Anhänglichkeit gefiel, schenkte ihm dießmal 14 Friedrichsd'or und freie Rückreise. Im nächsten Jahre durch eine Stadt in Westphalen kommend, bemerkte der König in der drängenden Volksmenge einen Bauer, der sich durcharbeiten und Bahn machen wollte, aber von einem Gensd'armen abgehalten wurde. „Durchpassiren!“ sagte der König. „Kenne den Mann! Wie geht's, Sondermann?“ — „Mir geht's gut;

wollte nur Sie, Herr König, fragen, was meine Jungens in Potsdam machen?" — „Wird ihnen wohl gut gehen; habe nichts Nachtheiliges von ihnen gehört." — „Nun," sagte der Bauer treuherzig, „wenn Sie nach Potsdam kommen, grüßen Sie sie schön von mir." — „Werd' es besorgen!" Wirklich war der König kaum, wiewohl doch Wochen dazwischen lagen, in Potsdam angekommen, als Er die Gebrüder Sondermann von der Leibcompagnie auf das Schloß rufen ließ. „Hab Euren Vater gesehen; ist recht munter. Läßt Euch vielmal grüßen; was ich hiermit gethan haben will." Darauf ließ Er ihnen in der Küche ein Frühstück verabreichen. Man konnte dem Könige Aufträge geben und Er bestellte sie von einem Bauer und gemeinen Manne ebensogut, wie von einem Fürsten.

16.

Die Verrichtung eines Küchenmeisters, eines sonst erklecklichen Postens, wurde dadurch oft schwierig und peinlich, daß der König nicht selten erst Morgens um 10 Uhr, auch wohl noch später, vorzüglich im Sommer bei heiterer Witterung sagte: „Er wolle auf dem Lande zu Mittag essen." Wenn dagegen Remonstrationen gemacht wurden, so erwiederte der König: „Werde doch wohl einen Teller mit Suppe und einen Eierkuchen bekommen können?" Und in Wahrheit, der Hohe Herr machte sich so wenig aus Essen und Trinken, daß es leicht war, Ihn zufrieden zu stellen; aber Seine Umgebung und Sein Gefolge war schwieriger in seinen Prätensionen und der Königliche Anstand durfte denn doch nicht verletzt werden. Aber dieß übersah in Seiner Arglosigkeit der König, und so sagte Er wieder dem Küchenmeister

Schröder *) um 11 Uhr: „daß Er auf der Pfaueninsel am Schlosse vor dem grünen Rasen dicht an der Allee im Freien speisen wolle." Schnell mußte also der Küchenwagen hingeschickt werden, und es war in der Uebereilung kaum noch Zeit, die Mittagstafel besonders für die eingeladenen Gäste würdig einzurichten. Man war aber sehr heiter und vergnügt, wie man es gewöhnlich bei allem Unvorbereiteten zu sein pflegt. Bei'm nach Hause Fahren fragte der König den diensthuenden Leibjäger: „ob er mit den Uebrigen auch ordentlich zu Mittag gespeiset habe und satt geworden wäre?" „Dazu," antwortete der Leibjäger, „war heute keine Zeit; Alles ging über Hals und Kopf, auch war nicht so viel da; der Küchenmeister Schröder hat sich aber doch mit uns abgefunden und hat Jedem Einen harten Thaler gegeben." „Nun aber wohl hungrig?" fragte der König. „Ja!" antwortete der Diener, „der Magen hängt freilich schief; aber das thut nichts, wir freuen uns auf den guten Abend." Der König schwieg still; aber kaum in Potsdam angekommen, ließ Er den Küchenmeister Schröder zu sich heraufkommen und fragte ihn: „ob er schon einmal einen harten Thaler gegessen? Nicht wahr, der schmeckte gut, wenn Sie recht hungrig waren? Miserabel! Und doch haben Sie es heute so mit meinen Leuten gemacht. Diese dürfen nicht hungern. Sollen und können früher essen; dieß läßt sich einrichten. Zu verlangen, gute Speisen, mir, meinen Kindern und Gästen

*) Der Küchenmeister Schröder war ein im Dienst ergrauter würdiger biederer Mann, der mit Wissen des Königs manchem Kranken und Genesenden Erquickungen von der Königlichen Tafel zu Theil werden ließ. — Ich habe diese Anekdote von ihm selbst.

reichen und selbst hungern, daß das Wasser ihnen dabei in den Mund kommt, das ist grausam. Soll und darf nicht wieder geschehen. Menschen, die mir dienen, müssen es auch gut haben."

17.

Als die Fürstenthümer Ansbach und Baireuth an Baiern übergingen, blieben mehrere Altpreußische Beamten dort zurück. Graf M., zu ihnen gehörend, fand es peinlich, mit dem Könige von Preußen in Karlsbad 1817 zusammenzutreffen und ging Ihm deßhalb aus dem Wege. Dieß bemerkte der König; Er ging dem Grafen nach, holte ihn ein und redete ihn an. Im Laufe des Gesprächs sagte der König: „Es freuet mich, zu hören, daß die Ansbacher und Baireuther ihre Anhänglichkeit an meine Person bewahrt haben. Können es aber nicht besser thun, als durch Treue und Ergebenheit für ihre jetzige Regierung, die es so wohl und gut mit ihnen meint. Sagen Sie das, wenn Sie nach Hause kommen. Jetzt könnte ich dem Fürstenthum eine so gute Lage, wie sie früher hatten, nicht mehr schaffen; sie müßten die Lasten meiner übrigen Unterthanen mittragen, und die sind leider schwer! — Warum sind Sie mir aber ausgewichen? Haben mir ja nichts Ungerechtes gethan und ich Ihnen nicht. War gut, daß Sie in Baireuth blieben; das Land braucht Beamte, welche es lieben und die Verwaltung kennen. Ueberhaupt hat jeder Staatsdiener doppelte Pflichten: gegen den Landesherrn, und gegen das Land. Kann wohl kommen, daß die bisweilen nicht vereinbar sind, und treten Collisionen ein, — dann ist die Pflicht gegen das Land die höhere. Dieses ist da, nicht des Regenten halber, sondern solcher soll seine Schuldigkeit thun wegen der Unter-

thanen." — Weiterhin verlieh der König dem Grafen den Johanniterorden.

Als Graf M. dem Könige von Bajern Max Joseph diese Unterredung mittheilte, rief dieser mit Thränen im Auge den Kronprinzen herein und sagte: „Höre einmal, Ludwig, das ist ein Fürstenwort!"

18.

Das ganze Schulwesen im Preußischen ist, wiewohl es noch Vieles in der Besoldung armer Schullehrer zu wünschen übrig läßt, doch vergleichungsweise in einem guten Zustande. Schon im Jahre 1798 hatte der König auf diesen wichtigen Theil der Regierung, die nur allein fortschreitende Verbesserung wollte, Seine Aufmerksamkeit und Fürsorge gerichtet, indem Er in der Kabinets-Ordre vom 3ten Juli sagt: „Unterricht und Erziehung bilden den Menschen und Bürger schon in der Jugend, und Beides ist den Schulen wenigstens in der Regel anvertraut, so daß ihr Einfluß auf die Wohlfahrt des Staates von höchster Wichtigkeit ist. Dieß hat man schon längst anerkannt; hat aber fast ausschließend bloß auf die sogenannten gelehrten Schulen die Sorgfalt verwandt, die man wenigstens ebensosehr den Bürger- und Landschulen schuldig war. Für die überwiegende Menge, für die bedürftigen Unterthanen und ihre armen Kinder ist, einzelne Versuche ausgenommen, fast Nichts geschehen. Vorzüglich muß man erst dafür sorgen, daß gute Lehrer für Volksschulen in Seminarien gebildet werden. Man muß den gegenwärtigen Zustand der Schulen untersuchen, und die Art und Weise ihrer Reform nach der Localität ermitteln. Dabei ist nicht aus der Acht zu lassen, daß sehr viele der sogenannten Gelehrtenschulen in Bürgerschulen umgeschaffen werden müssen. Wenn man die daseienden Fonds der Schu-

len ausgemittelt hat, muß man die noch fehlenden, die zur Verbesserung nothwendig sind, berechnen, und der Staat muß hinzutreten, um das Fehlende zuzuschießen."

Diese richtige Ansicht floß aus der Seele des Königs, welcher die Kinder liebte und die wackeren Männer schätzte, welchen das Vaterland seine Hoffnungen anvertraut. Sie enthält die Grundstoffe von Allem, was in dieser wichtigen Angelegenheit geschehen ist, und noch geschehen muß.

19.

Der König war in der Regel ernst gestimmt; doch war Sein Ernst heiter, und diese Heiterkeit ging sehr oft, besonders im Umgange mit denen, welche Er genau kannte, in fröhlichen Scherz über, und Er blieb in diesem Tone oft stundenlang. Vorzüglich war dieß der Fall in dem Ihm in Lage und Nachbarschaft liebgewordenen Landgute Erdmannsdorf, welches früher Graf Gneisenau als Eigenthum besessen, und welches Er ihm zu einem hohen Preise abgekauft hatte. Hier in der freien ländlichen Umgebung, unter den fröhlichen ehrlichen Schlesischen Landleuten, fühlte Er sich wohl und that von sich Alles, was Ihn beengen konnte; hier lebte und waltete Er ganz nach Seiner Neigung; darum kamen auf Seinen Tisch, mehr wie sonst noch, nur ländliche Speisen: Milch, Obst und Gemüse, weil Er den Grundsatz hatte, man müsse auf dem Lande ländlich leben. Fische und Braten sparte Er gewöhnlich auf den Sonntag auf, wo Er, wenn Er zur Kirche gegangen war, die Nachbarschaft bei sich zu Tische hatte. Doch war auch dann die Tafel höchst frugal, so daß sich Viele, die bei einem Könige speisten, in ihren Erwartungen betrogen sahen.

An einem schönen Sommermorgen fuhr Er mit Seinen Kindern in einem Wagen durch romantische Gebirgsgegen-

den nach dem Riesengebirge, wo Er zu Mittage sein wollte. Glücklich und fröhlich kamen Alle an und man freuete sich der schönen Aussicht. Im Freien aß man zwar frugal, aber doch sehr gut, besonders mundeten die großen frischen Forellen. Der König war im Kreise Seiner Kinder ungemein heiter und die Unterhaltung war lebendig und rasch. Ganz zufrieden mit der freilich vorher bestellten Bewirthung, wollte Er dem Wirthe thätig danken und schickte einen Adjutanten hin, um ihn zu holen. Statt seiner kam aber, sonntäglich angezogen, die Wirthinn. Der König dankte; fragte aber die Wirthinn: „warum der Ehemann nicht käme?" „Ach!" antwortete die Frau, „bei dem war es schon diesen Morgen um 9 Uhr halb 7, und heute, da er den König und die Königliche Familie bewirthen sollte, ist es mit ihm vor Freude toller gewesen, wie je." Der König sagte: „Diesen Morgen um 9 Uhr war es schon halb 7 mit ihm? Das versteh ich nicht, — was heißt das?" „Das heißt," sagte die Frau, „hier zu Lande gesprochen: er war besoffen; und um Euer Majestät nicht lästig zu werden, habe ich ihn einsperren müssen; er schläft jetzt seinen Rausch aus." Man lachte darüber herzlich, und die Redensart „halb 7 Uhr" wurde nun das Stichwort der Unterhaltung. Wenn Jemand in der Gesellschaft Etwas sagte, was nicht ganz passend war, so hieß es immer: „Bei Dir ist es wohl halb 7 Uhr?" und Niemand war erfinderischer und überraschender in dieser Anwendung, als der König und der Kronprinz. Dieser Scherz wurde auf dem Rückwege fortgesponnen und das Ganze bewegte sich sehr geistreich darum. In solcher fröhlichen Unterredung kam man durch ein Dorf, und der Weg ging am Hause des Ortspfarrers vorbei. Hier stand in **pontificalibus** der Geistliche, und in einer zierlich gesetzten Sprache

redete er den stillhaltenden König an. Derselbe dankte für die erwiesene Aufmerksamkeit freundlich, und da man noch mehrere Meilen bis Erdmannsdorf hatte, antwortete der Pfarrer auf die ihm vorgelegte Frage: „wie spät es sei?" „halb 7 Uhr." Kaum hatte er dieß gesagt, so brach ein lautes Gelächter von Allen, die auf dem Korbwagen saßen, selbst vom Könige, aus, so daß der arme Mann nicht wußte, wie ihm geschah. Der Königliche Kutscher fuhr inzwischen fort; kaum war er aber weggefahren, so rief der König: „Halt!" stieg aus und ging zu dem noch betreten dastehenden Pfarrer. Ihm die Hand reichend, sagte Er zu ihm: „Müssen nicht glauben, als wenn wir Sie ausgelacht hätten! Die Sache verhält sich so;" und nun erzählte Er ihm den ganzen Vorfall. „Essen Sie künftigen Sonntag bei mir; dann will ich Ihnen die ganze Geschichte umständlicher erzählen." Dieß geschah; und der König behandelte den Geistlichen mit ausgezeichneter Güte. *)

20.

Gedenke des Sabbath-Tages, daß du ihn heiligest. Dieser biblische Befehl war dem Könige in christlicher Gottesfurcht heilig und nur Krankheit konnte Ihn abhalten, mit Seinem Hause dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen. Sein oft ausgesprochener Grundsatz war: „Der Sonntag muß sein Recht haben; ohne fromme Feier des Sonntages giebt es keine rechte Woche." Wie sehr es Ihm damit bei allen Geschäften und Abhaltungen ein Ernst war, hat Er bei allen Gelegenheiten Sein ganzes Leben hindurch bis an Sein Ende bewiesen.

---

*) Nach der mündlichen Mittheilung eines Augenzeugen.

Als der König und die Königinn nach einer mehr als dreijährigen schmerzvollen Abwesenheit am 23sten November 1809 in Berlin mit der herzlichsten Theilnahme empfangen wurden, wünschte der Magistrat, daß der König am Abend der Aufführung einer absichtlich gewählten schönen Oper im Opernhause beiwohnen möchte, damit ein Theil des Publicums das geliebte Herrscher-Paar dort sehen und die Gefühle der Freude und Treue dort kundmachen und aussprechen könnte. Der König aber lehnte diese wiederholte Einladung entschieden ab, mit dem Zusatze: „Mein erster Gang in Berlin ist in die Kirche!"

21.

Bei Seiner glorreichen Anwesenheit zu Paris*) besuchte unter allen wichtigen Geschäften, die dieser Aufenthalt unter solchen Umständen herbeiführen mußte, doch der König jeden Sonntag die Protestantische Kirche. Als Er zum Erstenmale, um nicht gekannt zu seyn, mit Seinem General-Adjutanten in Civilkleidern ohne Auszeichnung dort war, erkundigte sich der Letztere nach einem angemessenen Sitze, wo man gut hören und den Prediger sehen könnte. Man bezeichnete die Bank des Consistoriums, und da sie noch ganz leer war, nahm der König auf derselben Seinen Platz. Die Mitglieder des Consistoriums fanden sich bald zahlreich ein, und waren sehr verwundert, in einem Sitze, der ausschließlich für sie bestimmt war, einen ihnen unbekannten Fremden zu finden. Als Einer nach dem Anderen sich einfand, entstand ein Ge-

*) Der König verstand und sprach die französische Sprache so gut wie die deutsche.

dränge, so daß der König immer mehr zurückgeschoben wurde. Der Adjutant auf der zweiten Bank sagte leise einem der Herren: „man möchte doch dem Fremden einen bequemen Platz gönnen! es sei der König von Preußen.“ Als Einer dieß dem Andern zuflüsterte, erschraken sie, und baten den siegreichen König um Verzeihung, daß sie so wenig Rücksicht auf Ihn genommen, sie hätten Ihn in Wahrheit nicht gekannt; und die Herren schickten sich nun an, die Bänke schleunig zu verlassen. Der König aber winkte sie freundlich zurück, mit den Worten: „Bleiben Sie! Es ist noch für uns Alle Platz; in der Kirche sind wir einander Alle gleich.“

22.

Die Agende sah der König als ein für die uniirte Landeskirche wichtiges Werk an und in das für die Schloßkirche zu Königsberg bestimmte Exemplar schrieb Er eigenhändig folgende Worte:

„Der Schloßkirche zu Königsberg in Preußen wird nach dem Wunsche ihres jetzigen ehrwürdigen Hirten und Seelsorgers, des Erzbischofs Borowsky, diese insbesondere für die Provinz Preußen bestimmte Kirchen-Agende zur Beförderung christlicher Gottesfurcht und Tugend der Gemeinde zugestellt, mit dem Wunsche, daß der Allmächtige ihn noch lange erhalte, wenn der Herr ihn aber dereinst zu sich gerufen haben wird, dessen Nachfolger seinem echt evangelischen Vorbilde nachstreben möge.

Berlin den 18. Januar 1831.

Friedrich Wilhelm.“

23.

Nach dem Erzbischofe Borowsky in Königsberg, den der König vor allen Geistlichen am Meisten schätzte und liebte, war Ihm der gewesene Landprediger zu Budberg am Rhein, der General-Superintendent Bischof Dr. Roß, theuer und werth. Derselbe war nach Berlin berufen, weil er, viele Jahre Präses der dortigen Synode, den kirchlichen Sinn der Rheinländer genau kannte, deren Achtung und Vertrauen sein würdevoller heiterer Ernst und seine Herz gewinnende Liebe besitzet. Als Propst und Ober-Consistorialrath stand er schon in seiner ganzen amtlichen Stellung dem Könige nahe, predigte er sehr oft in der Königlichen Capelle, und in seiner Wahrheitsliebe, Schmucklosigkeit und Humanität sympathisirte er mit dem Hohen Herrn, der sich zu ihm hingezogen fühlte. Der König bewies ihm in Uebertragung wichtiger Aemter Vertrauen. Er schenkte ihm eine aufmerksame gnädige Liebe, wie nur Wenige sie besessen haben. Es ist etwas ganz Eigenthümliches mit dem, was man Zuneigung nennt. Man fühlt wohl ihr Wehen, aber man weiß nicht, woher sie kommt und wohin sie führt. Sie ist die Abwesenheit aller Formen der Etiquette; und doch sagt und thut sie nichts, was irgend einer Form zuwider wäre. Sie steht in höherer Salbung über derselben und man fühlt in heiterer freier Bewegung ihre Fesseln nicht. Sie kann es ganz vergessen, daß man vor einem mächtigen regierenden Herrn steht und zu ihm spricht; und doch spricht sie in diesem Sichgehenlassen nichts, was verlegen machen und Unruhe erzeugen könnte. Ihr Blick ist so rein und fest, ihre Sprache so gutmüthig, ihr ganzes Wesen so natürlich und unbefangen, der Strom ihrer Gedanken so klar und tief, daß der Mensch vor dem Menschen steht und das Rangverhältniß, ohne daß

es im Geringsten verletzt würde, ganz verschwindet. In solchem Anklange kann in Mittheilungen, Aeußerungen und Zumuthungen, Vieles geschehen, was gelingt auf den ersten Wurf, aber nach allen studirten formellen Vorbereitungen gewiß mißlingen würde. Mit manchen Gemüthern wird man in der wunderbaren anziehenden Kraft (vi centripedali) der Sympathie in der ersten Stunde der Bekanntschaft schon vertraut; dagegen bleibt man vielen Menschen in der geheimnißvollen abstoßenden Kraft (vi centrifugali) der Antipathie nach Jahre langer Bekanntschaft, selbst bei täglichem Umgange dennoch fremd; dieß ist eine psychologische Thatsache.

Daß Friedrich Wilhelm III. ein König war, mit dem man offen reden und handeln konnte, daß Er Sympathie verstand, sie nährte, darauf einging, ja daß Er es **so** gerne hatte, beweist sattsam, daß Er ein edler gemüthlicher Mensch war. Vor einem Herrn, der fürchtet und fürchten muß, sich Etwas zu vergeben, der über seine Autorität wacht, Alles fern von sich hält und gemessen in Allem ist, wird und ist Alles Form und von Sympathie und ihrer Zuneigung in diesem Sinne kann gar nicht die Rede sein. Menschen, die ihre Stimmen vernehmen und ihrem Zuge am Liebsten folgen, sind in dieser Dürre gleich auf das Trockene gesetzt und fangen Alles verkehrt an; dagegen formelle, Alles punktirende servile Hofleute auf glattem Boden sich am Wohlsten fühlen und ihr sogenanntes Glück machen. Ein solches Treibhaus-Glück blühete am Hofe Friedrich Wilhelm III. nicht, ein solches wollte nicht der Bischof Dr. Roß. Dieß muß man wissen, um folgende Worte von ihm, dem nahen Augen- und Ohrenzeugen, richtig zu verstehen; er schreibt an mich:

„Wie Du Viele Dir bekannte Beispiele der Gerechtigkeit, Milde, Großmuth, Wahrhaftigkeit, Demuth und fester Consequenz, aus Bescheidenheit und in Rücksicht auf noch lebende Personen in Deinem Buche über Ihn nicht angeführt hast, so darf auch ich so Manches, was ich nur dem Freunde anvertrauen darf, nicht auf dem öffentlichen Markte zur Schau stellen, so sehr es auch den König im Lichtglanze darstellen würde. Hier also nur Einiges, was ich selbst gehört, geschauet und erfahren habe."

„Es wurde mir vor 19 Jahren schwer, mein patriarchalisches Landleben am lieben Rheine und mein zutrauliches Dorf Budberg mit meiner dort geborenen und eingewachsenen Familie zu verlassen; sehr schwer, die Propststelle in Berlin, um welche ich mich weder mittelbar noch unmittelbar beworben hatte, anzunehmen. Das geht nicht, dachte ich, und wollte wie David im Kampfe mit dem Riesen Goliath zuvor einen ehernen Helm aufsetzen, einen Panzer anlegen, und ein Schwerdt umgürten. Aber darin konnte ich mich nicht frei bewegen; ich war's nicht gewohnt, und legte dieses Rüstzeug wieder von mir. Du willst bleiben, wie du bist, nahm ich mir vor, und den einfachen Hirtenstab, womit du die Lämmer in der Dorfgemeinde geweidet hast, behalten. Gott wird dir helfen, kommst du doch in seinem Namen."

„Als der König nach meiner Ankunft zu Berlin mich zu sich nach Potsdam beschied, freute ich mich zwar, daß ich den König von Angesicht zu Angesicht sehen sollte; aber es war mir dabei doch ängstlich um's Herz. Diese Furcht aber nahm ab, als der Herr in Seiner edlen hohen Gestalt in's Audienzzimmer trat und mit Seinem dunkelblauen treuen Auge mich wohlwollend ansah. Die Furcht verschwand

vollends, als Er mich freundlich anredete: „Ich weiß wohl, daß Sie ein Opfer gebracht haben, Sie sind in eine schwierige Stellung gekommen; aber ich bitte Sie, muthig und getrost zu bleiben; mit Gott wird Alles gut gehen. Wenn Ihnen einmal schwer um's Herz wird, so vertrauen Sie es mir an; es wird mir angenehm sein, wenn ich Ihnen eine Freude machen kann." Ermuthigt und gerührt von dieser Theilnahme, antwortete ich aus dem Herzen, ich weiß aber nicht mehr, was. Darauf erkundigte sich der König nach meinen Familien-Verhältnissen und sprach mit mir wie ein gütiger Vater mit seinem Sohne. Nun war alle meine Aengstlichkeit verschwunden, und ich konnte frei und unbefangen mit Ihm reden. Ach! wie oft bin ich mit schwerem Herzen zu Ihm gekommen, und getröstet, gestärkt und ermuthigt, von Ihm gegangen."

„Bei'm Antritt meines Amtes fand ich eine große Opposition gegen die Einführung der Liturgie und Agende vor. Gott gab mir die Gnade, meine biblische Ueberzeugung freimüthig aussprechen und zur glücklichen Vermittelung beitragen zu können. Das gute verheißungsvolle Werk der kirchlichen Union lag Ihm warm am Herzen. Er sah und fand in ihr den gesunden Keim des Fortschrittes. Er beförderte sie, wo Er konnte, auch dadurch, daß Er bei ursprünglich lutherischen Kirchen nach der ehemaligen trennenden Confession reformirte Geistliche, (wie bei mir geschehen) und umgekehrt bei anfänglich reformirten Kirchen ehemals lutherische Prediger anstellte. Von den Provinzen am Rhein, Jülich, Cleve, Berg und Mark, sprach Er gerne und mit Liebe, und Er freute sich, daß in diesen Ländern so schnell und gut die kirchliche Union zu Stande gekommen, weil ihre Geistlichen,

bei aller Achtung für die symbolischen Bücher, als reformatorische Bekenntnißschriften, aber nicht auf sie als eine buchstäbliche Formel verpflichtet werden. Das erhabene Princip in der Natur und Bibel: Mannigfaltigkeit in der Einheit, wollte Sein christlicher und erleuchteter Geist lebendig in der evangelischen Kirche wissen. Er war fest überzeugt, daß sie nur darin gedeihen könnte. Er ernannte mich, mit Beibehaltung meiner amtlichen Functionen in Berlin, zum General-Superintendenten gedachter Länder,*) und Alles, was ich zu leisten suchte, erkannte Er huldvoll an und gab mir rührende Beweise Seiner Zufriedenheit."

„Oft hat die Scheelsucht und ihr Neid es versucht, durch Verdächtigungen und Verläumdungen mir die Gnade des Königs zu rauben; aber es ist ihr nicht gelungen. Es war eine großartige Eigenthümlichkeit des Königs, daß Er Sein Ohr gegen die Cabale und Intrigue verschloß, und denen, die Er treu erfunden hatte, Sein Vertrauen nicht entzog. Er ging immer ehrlich und treu den geraden offenen Weg; von Schleich- und Nebenwegen wollte Er nichts wissen; diejenigen, welche sie und ihre geheimen Insinuationen lieben, entfernte Er; Camarillen kannte man in Seinem Hause und an Seinem Hofe nicht; frei, sicher und unbefangen, lebte und wirkte

*) Als ich mit dem Könige darüber sprach, sagte Er: „Solche Combination ist nur in diesem Manne möglich; den Winter in Berlin, den Sommer in der ohnehin großen General-Superintendentur leben, geht nicht. Roß richtet aber mit seiner ernsten heiteren gewinnenden Liebe in einem halben Jahre so viel aus, als ein Anderer in einem ganzen Jahre."

man an ihm; hatte man einmal das Vertrauen des Herrn, so bedurfte man der Gunst Seiner großen und kleinen Diener nicht."

„Wie gnädig der König billige Bitten berücksichtigte und wie gern Er Unglücklichen half, ist der Welt bekannt. Hier davon noch ein Beispiel. Durch nächtlichen Einbruch war zu C... am Rheine die Königliche Casse bestohlen worden. Die schwere eiserne Schatulle mit zwei Schlössern versehen, konnte von den Dieben weder geöffnet, noch weggebracht werden. Sie nahmen nur die Summe weg, welche an dem letzten Tage eingekommen war und Abends nicht, wie es die Vorschrift fordert, in den eisernen Kasten gelegt ward, weil der controlirende Beamte, der einen der Schlüssel hatte, nach R... verreist war und nicht hatte zurückkommen können. Die Verwaltung befahl dem Rendanten, die gestohlene Summe zu ersetzen, weil es seine Pflicht gewesen sei, in Ermangelung des zweiten Schlüssels zum eisernen Geldkasten seine am letzten Tage eingegangene Summe nach seinem Hause zu bringen, um sie dort zu verwahren. Der Rendant, ein bewährt rechtschaffener, ängstlich gewissenhafter Mann, bat, von dieser Forderung abzustehen, weil zum Ersatze sein ganzes Vermögen kaum hinreiche. Aber es wurde der Prozeß gegen ihn eingeleitet und es stand nach dem Gesetze und dessen Forderung mißlich mit ihm. In dieser Noth klagte mir der Mann, der früher ein treues Mitglied meiner Gemeinde war, sein bitteres Leid. Ich wandte mich mit meiner Fürsprache an meinen lieben alten Freund, den seligen Minister Maassen. Dieser bezeigte mir seine Theilnahme an dem Unglück des braven Mannes; sagte aber: hier könne nur der König helfen; an diesen möchte ich mich mit meiner Fürsprache wenden;

wenn Sr. Majestät Bericht über die Sache forderte, so könne und würde er günstig für den unglücklichen Mann berichten. Als ich dem Könige die Sache vorstellte, sagte Er: „man könne nur und müsse mit aller Strenge gegen untreue Cassenbeamte verfahren; weil ich aber sach- und personenkundig, versichere, daß dieser Mann aller Berücksichtigung werth sei, so wolle Er den Minister Maassen zum Bericht auffordern.“ Auf meine offene Erwiderung: „daß ich schon mit dem Minister gesprochen und derselbe mir versprochen habe, wenn Sr. Majestät Bericht fordern sollte, er einen günstigen über den auch ihm rühmlichst bekannten Mann abstatten werde,“ sagte der König lächelnd: „Ist mir lieb, daß Sie mir das ehrlich sagen; ich will überlegen, wie hier zu helfen ist.“ Etwa 3 Wochen später ließ der König mich zur Tafel befehlen und sagte mir: „Sie können dem Rendanten eine angenehme Nachricht schreiben; auf den Grund anderweitig eingezogener guter conformer Berichte habe ich gestern den Proceß gegen ihn niedergeschlagen; ist mir lieb, daß sich die Sache hat machen lassen!“

„Von der großmüthigen Gnade des Königs gegen diejenigen, welche sich an Ihm und Seiner hohen Person versündiget, will ich ebenso ein Beispiel mittheilen. Als die Arrestationen und Untersuchungen gegen die demagogischen Umtriebe im Gange und viele junge Leute schon zu schwerer Strafe verurtheilt waren, predigte ich in der Capelle zur Passionszeit vor dem Könige über die Worte des Herrn: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun! Nachdem ich gezeigt, daß die Leidenschaft die Menschen blind, zu aller vernünftigen Ueberlegung unfähig macht, und von irrigen Voraussetzungen ausgehend, allen besseren Regungen

und Gefühlen Thor und Thür verschließt, daß daher ein Mensch, der leidenschaftlich ist und handelt, ein Unglücklicher sei, der unser ganzes Mitleid verdiene, daß der Herr darum seinen Feinden großmüthig verziehen habe, wandte ich die Fürbitte: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" auf die unglücklichen jungen Leute an, welche in Freiheitsschwindel gerathen und durch Menschen, die hinter den Coulissen sich versteckt hatten, angefeuert, Luftschlösser gebauet, und die Welt hätten regieren wollen, während sie sich selbst nicht regieren konnten. Sie wären daher zu bedauern, wie ihre tief gebeugten Eltern zu beklagen. Ich könne daher meine Rede nicht beschließen, ohne an meinen Allerhöchsten Zuhörer die bevorwortete Bitte zu richten: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!". Unmittelbar nach dem Gottesdienste ließ der König mir den Befehl ertheilen, mich zu Ihm zu verfügen. Wird der König mir meine Bitte übel genommen haben? fragte ich mich auf dem Wege zum Cabinet. *) Er empfing mich aber gnädig, dankte mir für meine an Ihn gerichtete Bitte: „Ich möchte so gern

*) Wohl mochte der Redner sich so fragen, denn hier war in eine christlich-religiöse Sache eine rein politische, welche zunächst nicht in die Erbauung der Gemeinde gehört, hinüber gezogen. Aber der Sprecher, ein ernster Mann im Charakter, ein Kind im Gemüthe, kann nicht zurückhalten, wovon das Herz voll ist. Es kommt in solchen Dingen Alles auf das Wie an. Wer nicht dabei den inneren Anstoß des Genius fühlt, sondern nur den der berechnenden Klugheit, kann und wird es nicht thun. Und, was hier die Hauptsache ist, der König war ein Mann, dem man auch an heiliger Stätte getrost und freimüthig solche unangenehme Wahrheiten sagen durfte. Ueberall durchaus praktisch, maß Er alle Politik nach dem Maßstabe der strich-

Gnade, Gnade, durch das ganze Land rufen! Hätten die Demagogen nur allein mich beleidigt, so wäre ich von Herzen geneigt, alles Geschehene zu vergeben und zu vergessen. Aber es handelt sich hier um die Sicherheit und Ruhe des Staates, und diese muß ich gegen Unruhestifter sichern. Aber ich hoffe, daß die verführten Jünglinge zur richtigen Einsicht und zum reuigen Gefühl ihres Unrechts gelangen, und dann bin ich von ganzer Seele bereit, sie zu begnadigen." — Und es sind die von dem Gesetze zur Strafe Verurtheilten wirklich fast alle begnadigt worden.

Die evangelischen Gemeinden in Jülich, Cleve, Berg und Mark, haben seit ihrer Entstehung die Presbyterial- und Synodal-Verfassung gehabt. Von dieser aber waren theils während der Französischen Zwischenherrschaft, theils früher und später, durch Beschränkung von Seiten der Regierungs-Behörden und Consistorien nur noch einige Spuren übrig geblieben. Die Gemeinden wiesen durch ihre Synoden nach, daß sie ein Recht auf diese Verfassung hätten, und baten den König um die Wiederherstellung derselben. Obgleich man dem Könige vorgestellt hatte, daß dadurch Sein Landesherrliches Episcopal-Recht wo nicht aufgehoben, doch sehr beschränkt würde, und obgleich man diese Verfassung größtentheils als eine abnorme im Preußischen Staate betrachtete, so wollte doch der gerechte Landesherr die Gemein-

---

lichen Religion und hörte gern ihre Stimme. Gemüthlich in allen Dingen, liebte Er gemüthliche Menschen, und wandte Sein Vertrauen ihnen zu. Was aus dem Herzen kam, fand gewiß den Weg zu dem Seinigen.

den nicht um ihre früheren Rechte gebracht wissen, und verhieß, ihnen ihre Presbyterial- und Synodal-Verfassung wieder herzustellen, unter zeitgemäßen Modificationen. Und damit dasselbe Kirchenrecht in allen Gemeinden der Rheinprovinz und der Provinz Westphalen wieder gelte, stellte Er die Presbyterial- und Synodal-Verfassung wieder her. Die mit sorgfältiger Berücksichtigung der von der Rheinischen und Westphälischen Synode eingegangenen Wünsche im Ministerium entworfene Kirchenordnung wurde den 5. Mai 1835 von Sr. Majestät dem Könige bestätigt und darauf als Gesetz publicirt. Die würdige Haltung und lebendige Thatkraft der dankbaren Synoden gereichte dem Könige zur großen Freude und Er bewilligte reiche Gnadengeschenke, als Beiträge zu den Reisekosten und Diäten der deputirten Prediger und Aeltesten zur Provinzial-Synode."

„Ich kann hierbei einen Zug des christlich-kirchlichen Sinnes des Königs nicht unbemerkt lassen. Bei der Revision des vorgelegten Entwurfes der Kirchen-Ordnung strich eigenhändig der König die Stelle, nach welcher nur diejenigen ehrbaren Gemeinde-Mitglieder zu Repräsentanten der Gemeinde gewählt werden sollten, welche eine bestimmte Steuer bezahlten und das könnten. Er schrieb daneben: „Nur keinen Census! In der Kirche gilt kein anderer Census als der der Gottesfurcht und Rechtschaffenheit. Nicht Geburt, nicht Stand, Rang und Reichthum, sondern nur allein persönliche Würdigkeit muß hinfüro gelten."

„Wie dankbar der König alle Ihm bewiesene Treue und Liebe anerkannte und belohnte, bezeugt Sein ganzes Leben und auch folgende Thatsache. Der König hatte dem alten Bischofe Borowsky den Charakter eines Erzbischofs ver-

lieben. Einige Tage später erhielt ich von Borowsky, der wahrscheinlich von dieser Erhebung noch nichts wußte, ein Privatschreiben, worin er mich ersuchte, dem Könige die Bitte einer Gemeinde vorzutragen und zu befürworten. Als ich mich dieses Auftrages entledigte, sagte der König: „Sie wissen vielleicht schon, daß ich dem Bischofe Borowsky die Erzbischöfliche Würde ertheilt habe? Ich kann dem braven Manne nicht dankbar genug sein. Als ich zur Zeit des Krieges in schwerem Unglücke eine Zeit lang in Königsberg lebte, quälten mich bange Zweifel an Gottes weiser und gütiger Vorsehung. Da sandte mir Gott den würdigen Borowsky. Er wies aus der heiligen Schrift und der Weltgeschichte nach, daß Gottes Wege zwar oft räthselhaft und dunkel, aber stets heilig und heilsam wären, so daß endlich alles Unrecht in sich untergehe, dagegen alles Recht zuletzt dennoch siege. Ganze Staaten und ihre Regenten bedürften oft der Läuterungen, damit die Schlacken wieder wegbrennten, welche das Glück angesetzt hätte. Zu solchen sittlichen Zwecken könnten Trübsale führen; wer durch sie nicht gebessert würde, wäre nicht zu bessern. Man müsse nur im Unglück gläubig, geduldig und standhaft sein. Man müsse nur warten und Gott nicht Zeit, Maß und Ziel vorschreiben; er werde schon kommen und helfen, wenn wir seiner Hülfe würdig, bewährt erfunden wären. Der gläubige Mann sprach wie ein Prophet Gottes und man fühlte es ihm an, daß er auf einem festen Boden stand. Er redete offen und freimüthig, darum gefiel er mir immer mehr; so stärkte und befestigte er meinen Glauben, ohne welchen ein Mensch im großen Unglück verzweifeln müsse. Nein, ich kann es dem Borowsky nicht genug vergelten, was er an mir gethan!“

„Der König, welcher sonst abgebrochen und kurz sprach, sprach jetzt lange und beredt, wie Er immer zu thun pflegte, wenn von Sachen und Menschen die Rede war, die Ihn intetessirten.“

„Wenn der König glaubte, daß ein Mensch ein wahrer Christ sei, so hatte Er Respect und Vertrauen zu ihm, und war geneigt, Beschuldigungen, die gegen ihn vorgebracht wurden, zurückzuweisen.“

„Der König hatte einen berühmten auswärtigen Geistlichen zu einer hohen geistlichen Stelle in Seinem Reiche ernannt und berufen. Kaum war dieses geschehen, als ein hochstehender Mann dem Könige hinterbrachte: „dieser Geistliche gehöre zu den Ultrapolitisch-Liberalen und habe gegen das Königthum gepredigt.“ Der König fürchtete nun einen Mißgriff gethan zu haben und war ungehalten auf den Mann, den als einen Treuen und Würdigen man Ihm vorzüglich empfohlen hatte. In diesen großen Sorgen fragte Er mich: „wofür ich den Geistlichen halte?“ Ich antwortete: „Wenn man Ew. Majestät diesen würdigen Geistlichen verdächtigt, so thut man daran sehr Unrecht. Ich halte ihn mit Grund für einen wahren Christen; und ein Christ fürchtet Gott und ehret den König, er ist gehorsam der Obrigkeit, er weiß, es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott.“ Der König war vorläufig beruhigt, und als Er später, und sich gleich bleibend, erfuhr, daß eben dieser Geistliche, wie zu den Talentvollsten so auch zu den Besten im Lande gehöre, und sein Amt so segensreich als Muster und Vorbild für Andere verwalte, machte Er das in Gedanken ihm zugefügte Unrecht auf alle mögliche Weise wieder gut, ehrte und liebte den unrecht Angeschuldigten, und entfernte den Verläumder.“

„Der König war ein wahrer Christ: fest und wachsam in Seinem Glauben; weise und vorsichtig in Seinem Wandel; billig in Seinem Urtheile; mild und gütig in Seiner Gesinnung; gerecht in Seiner Entscheidung; liebevoll gegen alle Menschen; demüthig in Seiner Haltung; wahr in allen Seinen Worten; voll von Würde in Seiner Gestalt; voll von heiterer Hoffnung in Seiner stillen Richtung auf Gott und den Erlöser. Er ist einer der reinsten und besten Menschen, die ich je gekannt habe, und ich ehre es als eine nicht verdiente Wohlthat, Ihm nahe gestanden zu haben."

„Wenn ich denke an die Nachsicht, womit der Hochselige König mich getragen, an die mannigfachen Erweisungen Seiner Gnade gegen mich; an die huldvolle Erhörung meiner vielen Fürbitten für Bedrängte, Unglückliche und Arme: dann tritt mir eine Thräne der Wehmuth und des ehrerbietigsten Dankes in's Auge und ich sage mit Claudius:

„Ach! sie haben
Einen guten Mann begraben
Und mir war er mehr."

„Träufte mir von Segen dieser Mann,
Wie ein Stern aus bessern Welten,
Und ich kann's ihm nicht vergelten,
Was Er mir gethan."

Zum Letztenmale habe ich Ihn gesehen drei Wochen vor Seinem Heimgange. Ich hatte in der Palais-Kapelle gepredigt. Vor dem Gottesdienste berichtete mir ein Adjutant: der König befinde sich unwohl und werde nicht kommen. Aber Er kam doch, zu Ende des Anfangsliedes. Er war sichtbar krank und saß da ineinandergesunken wie ein

Sterbender. Nach dem Gottesdienste sagte Er mir: „der Arzt habe Ihm zwar abgerathen, demselben beizuwohnen; aber Er hätte doch nicht geglaubt, daß Ihm dieser Besuch körperlich schaden könne, und das Wort von Dem, der die Auferstehung und das Leben sei, habe Sein Herz erquickt.“ Als ich darauf Ihn bat, mich zu meiner jährlichen Reise nach dem Rheine zu beurlauben, und Er fragte: „warum ich früher als gewöhnlich reisen wolle?“ und ich antwortete: „mein jüngster Sohn wünsche am 11. Mai, dem Geburtstage seiner Braut, von mir copulirt zu werden,“ sagte der König: „Das ist ein gerechter Wunsch; wer könnte auch inniger, herzlicher und lieber segnen, als der Vater! Gehen Sie mit Gott und sagen Sie Ihren Kindern, daß ich ihnen den reichsten Segen Gottes in ihrem Ehestande wünsche.“ Sein Segen meiner Kinder ist das letzte Wort, das ich aus Seinem liebreichen Munde vernommen habe.“

„Ich glaubte nicht, daß das Ende des Königs so nahe sei; der Leibarzt meinte, Er könne und werde sich noch einmal erholen. Gott hatte es anders beschlossen. Ich schweige von der herzzerreißenden Trauer bei der Nachricht von dem Tode des selig Vollendeten. Doch:

> „Selig ist der Mann, der die Anfechtung
> „erduldet; denn nachdem er bewährt ist,
> „wird er die Krone des Lebens empfangen.“

Dr. Roß.

Rückblick.

Epilog.

Hier ist das Ende der Gedanken, die in vorliegenden charakteristischen Thatsachen vorgezeichnet sind. Aber dadurch gedrängt, fühlen wir es: unsere Ruhe und deren Befriedigung im Ganzen, liegt im Rückblicke auf ein Dasein und Leben, das ein hochgestelltes, merkwürdiges und musterhaftes war. Die Uebersicht des Ganzen gewinnt man erst vollständig, wenn es geschlossen ist. Niemand ist vor seinem Ende selig zu preisen. Keiner weiß, was, so lange die Augen offen stehen, ihm noch innerlich und äußerlich begegnen kann und wird. Der Tod zieht den letzten Strich, unter welchen nach den vorstehenden Nennern des Lebens Hauptsumme, das Facit, kommt. So lange die letzte Nacht, wo man nicht mehr wirken kann, noch nicht da ist, und der Tag noch scheint, hat man doch nur Bruchstücke, die oft chaotisch durcheinander liegen. Selten bilden Sie einen Guß; die Theile passen häufig nicht zusammen; das Meiste ist bald so, bald anders, stoß- und ruckweise nach Launen und ihren Zufällen geschehen, und von nur wenigen Menschen kann

man sagen: ihr Leben sei ein zusammenhängendes, **wohl** geordnetes vollendetes Ganze. Nur Einen hat es gegeben, der bei'm Schlusse, in Hinsicht auf das innere Bewußtsein und die äußere That, das schwere Wort: **Es ist vollbracht!** sprechen konnte und durfte. Was geleistet und zu Stande gebracht ist, wird erst im Ueberblicke des Ganzen **klar**, und die Nachwelt, die unparteyisch allein mit der Sache es zu thun hat, urtheilt darüber richtiger, als die Mitwelt, deren Urtheil gewöhnlich persönlich, oft ungerecht und einseitig ist. Das aber ist eben das Göttliche in dem Leben guter Menschen, die sich von ihrem Schicksale, das sie nicht in ihrer Gewalt haben, nach den Mahnungen des Gewissens willig leiten lassen, daß man **hinterher** einsieht, daß sie *geleitet* sind. Luther sagt ebenso wahr, als naiv: „Unser Herr Gott schreibt eine ebräische Handschrift, die man nur lesen und verstehen kann, wenn man sie von hinten liest.“ **Ex post, ex posteriori** erfährt und sieht man ein, wie gut die Vereitelung vieler Pläne und Wünsche war, wie heilsam und wirkend Prüfungen und Leiden, die unangenehm dem Gefühle wurden, in ihren letzten Wirkungen durchschlugen, und wie es reichen Gewinn brachte, sich gewinnen zu lassen. Was von vorn herein (**a priori**) widersinnig, unnütz und verkehrt schien, und wo in solchem Wahne sich Tausende von der leitenden Hand losreißen und eigene selbstgewählte Wege gehen, offenbart sich weiterhin in der Enthüllung als Erziehung und Führung, die das eigene Beste bezweckte; darum **denkt** man sich in solche labyrinthische Gänge nicht hinein, man lebt sich nur hinein, wenn man geduldig warten kann. Man sieht überall nur Vordersätze (Prämissen), die voraufgehen müssen, wenn die Schlüsse folgen sollen. Vor der Enthüllung, von Dunkelheit umnachtet, ist uns oft Alles,

was mit uns geschieht, unbegreiflich und räthselhaft; aber unerwartet geht ein Licht auf, in welchem ein wohlthätiger Zusammenhang sichtbar wird. Dieß ist die Erfahrung und Lehre der Bibel. Darum schärft sie uns durch Lehren und Beispiele unaufhörlich Glauben*), Vertrauen und kindliche Hingabe ein, und kann es uns nicht oft genug sagen, daß wir nicht gleich einsehen können, warum der Herr so und nicht anders mit uns verfährt, daß wir es aber hernach erfahren werden. Wir sollen nicht urtheilen und richten, bis der Herr kommt, der Alles an's Licht bringt, was im Finstern noch verborgen ist, und es nie vergessen, daß es noch nicht erschienen ist, was wir sein werden. Dieß ist im Kleinen und Großen, im Einzelnen und Ganzen, die Erfahrung aller Zeiten; sie ist der Kern und Lichtpunkt in dem Leben aller Menschen, die darauf achten; sie tritt in ihrer Dunkelheit und in ihrem Lichte ganz vorzüglich hervor in dem Leben aller Menschen, die darauf achten; sie tritt in ihrer

*) Luther schreibt an Melanchthon: „Das Ende und der Ausgang der Sachen quälet euch, darum daß ihr's nicht begreifen könnet. Ich aber sage so viel, wenn Ihr es begreifen könntet, so wollt ich ungern der Sachen theilhaftig sein. Gott hat sie an einen Ort gesetzt, den ihr in euren Rhetoriken nicht findet, auch nicht in eurer Philosophie. Derselbe Ort heißt: Glaube, in welchem alle Dinge stehen, die wir weder sehen noch begreifen können. Wer dieselben will sichtbar scheinlich und begreiflich machen, wie ihr thut, der hat das Herzeleid und Heulen zum Lohne. Hätte Moses das Ende begreifen wollen, wie das Volk Israel dem Heere Pharaonis entgehen möchte, so wären sie vielleicht noch heute diesen Tag in Egypten. Der Herr mehre euch und allen den Glauben; wenn ihr den habt, was will euch der Teufel thun und die ganze Welt dazu?! —“

Dunkelheit und in ihrem ganzen Lichte ganz vorzüglich hervor in dem Leben des Königs Friedrich Wilhelm III.

Blicken wir zurück auf den Punkt, wo Er Seine Laufbahn begann, und auf den Augenblick hin, wo Er sie schloß: so liegt die lange Reihe von 70 Jahren vor uns; aber diese lange Reihe mit Einem Blicke übersehend: was ist sie anders, als eine Verkettung von Umständen, welche die weise, absichtsvolle, gut benutzte Führung enthüllen, den edlen Menschen und den guten König auszubilden? Manche Fehlgriffe und Mißgriffe mögen auf dieser Lebensbahn geschehen sein, denn auch ein König kann dem Loose der Sterblichen nicht entgehen, nur durch die Erfahrung weise zu werden; aber Er ist durch die Erfahrung klug, weise und gut geworden, klug, weise und gut, wie nur wenige Menschen es werden. Er ist es geworden auf Wegen und durch Mittel, die radical sind, nicht zum Scheine, sondern in der Wirklichkeit, wahr und wahrhaftig. Es ist unnütz und vergeblich, es geziemt Keinem, zu fragen: „Konnten die Fehler, welche dem ominösen Jahre 1806 vorangingen und begangen wurden, nicht vermieden werden, und sind die langen und schweren Leiden, die daher entsprangen, nicht selbst verschuldet?“ Niemanden haben sie stärker und zerschmetternder getroffen, als den König selbst; in Seiner Person lag der Mittelpunkt des ganzen gräßlichen Unglücks. Aber Seine Erniedrigung wurde in stiller und weiser Benutzung die Ursache einer Erhöhung, die nur auf diesem steilen Wege siegreich errungen werden konnte, so daß Alles besser wurde, als es war; und hinterher sieht man ein, daß Alles so kommen mußte. Der Mensch ist, was die Verkettung und den Gang seiner Schicksale betrifft, sowohl

derjenige, welcher in der Masse still verborgen sich unbemerkt verliert, als wer auf glänzender, bemerkbarer Höhe steht, nicht sein eigener Führer, er wird von einer allmächtigen unsichtbaren, aber fühlbaren Hand, in der Regel ganz anders, als er dachte und wollte, geführt; nur ob und wie er sich führen läßt, ist die Sache seiner Freiheit, Wahl und Neigung. Freiheit, Wahl, Neigung und Stimmung des Königs stimmten ganz mit Seiner Führung und ihrem Zuge überein, zwischen beiden hatte Er sich in stille Harmonie gebracht. Von den Fehlern, die Ihm anklebten, und die Ihm als Landesherrn doppelt verderblich geworden: Andern zu viel, sich selbst zu wenig zu vertrauen, wurde Er geheilt. Bitter war Er getäuscht, betrogen und verlassen, — Er sah nun mit eigenen Augen. Er erfuhr Hohn, Spott und Schmach, größtentheils von Aristocraten, nur die Nation selbst war treu, redlich und anhänglich geblieben, — ihr selbst, vorzüglich dem aufrichtigen Bürger und Landmanne, vertraute Er, und Er ergriff damit einen sicheren, festen Stab. Seine Gemahlinn Luise war Ihm Alles, vielleicht, als König, zuviel; auch Sie verlor Er. Nun, beraubt, verlassen von Allem, woran Er sich gewöhnt, worauf Er sich, oft mehr, als recht war, gestützt, kam Er in der Schule der Drangsale auf den Punkt wahrer innerer Stärke, und Er fand sie immermehr in der stillen Hingabe an Gott und Seine Pflicht. Enttäuscht durch das Unglück, wurde Er frei von den Vorurtheilen der Geburt und sah durch die Schimmer des Ranges und Standes nur noch allein auf den gesunden Kern des inneren Werthes. Ueberzeugt, daß alle Lüge über kurz oder lang, einmal aber gewiß, in's Verderben führe, und daß in der Wahrheit allein Heil sei, liebte Er sie über Alles, und hörte sie lernbegierig auch dann, wenn sie unangenehm war.

Alles Falsche, Erborgte und Geschminkte, that Er von sich. Weil Er wirklich in der Wahrheit selbst war, schärfte sich Sein Blick der Unterscheidung, und in der Wahl der Personen, die zunächst um Ihn waren und durch die Er Seine Befehle vollzog, irrte Er fast nie wieder. So, einen festen Boden unter sich und den reinen Himmel eines guten Bewußtseins in sich, stand und ging Er fest, und sich selbst genug, würde Er ein sehr glücklicher Privatmann gewesen sein. Aber Er war ein regierender König, der, wenn er ein guter ist, nur für Andere lebt und eben in der Obhut und Sorge für sie sein eigenes wahres Leben findet.

Halb und getheilt, mehr Andern als sich selbst trauend, suchte dasselbe oft unstet Friedrich Wilhelm III. bis zum Jahre 1806; von da an bis 1813 unter Sorgen und Mühen; von 1814 bis an Sein Ende 1840 fand Er es in heiterer Selbstständigkeit und Ruhe. Umgeben von den Segnungen des theuer erkauften und sorgfältig bewahrten Friedens, bauete Er rüstig auf und freute sich des Gelingens. Er freute sich, wie man sich über die Aernte freuet, und in weiser Mäßigung, fortschreitend zwischen beiden Extremen, der trägen Anhänglichkeit an's Alte und Veraltete, und der unruhigen Neuerungssucht, suchte und fand Er das Beste des Staates durch zeitgemäße Entwickelungen und das Beste der Kirche vorzüglich durch die Union. Durch Beides wurde Er Eins mit dem Volke, in dessen gutem Geiste Er handelte, und Er besaß das Beste, was ein Herrscher haben kann: die Liebe und das Vertrauen desselben, so daß man in Wahrheit sagen darf, nie ist in Preußischen Landen ein König von der Gesammtheit der Nation mehr und inniger geliebt worden, als Er. Er lebte in ihr, sie in Ihm, und Alles was geschah, bewirkte Entfesselung, Entwickelung und gesetzliche

Freiheit. Das ist eben das Große und Bedeutungsvolle in der hohen Stellung eines Monarchen, daß er der Chef des Ganzen ist und mit seinem Geiste es durchdringt. Ist der regierende Herr beseelt von einem hellen praktischen Verstande, wahrer Humanität und einem christlichen Gemüthe, so ist in dieser unvollkommenen Welt die unbeschränkte monarchische Regierungsform die kürzeste, einfachste, einträglichste, wohlfeilste, schnellste, vielleicht die beste, die es giebt, sowie es da in einem Hause am Besten steht und geht, wo ein einsichtsvoller und guter Hausvater regiert und bestimmt. Aber nicht alle Hausväter sind weise und gut, oft sind die majorennen Söhne besser wie sie; nicht alle Regenten sind Väter ihres Volkes, viele sehen sich nur als unbeschränkte Herren desselben an, wähnend, dasselbe sei nur ihretwegen und sie nicht für das allgemeine Beste da, und ist es da allerdings ein hartes und schweres Loos, unter einem bornirten, stolzen und sündhaften Monarchen, der alle Gewalt in den Händen hat und übt, zu stehen. Daß es solche gegeben hat und noch giebt, wußte Friedrich Wilhelm III. *); aber Er wußte auch aus eigener herzerhebender Erfahrung, daß, wie gute Kinder ihren guten Vater instinktartig lieben, so auch gute Unterthanen ihren angestammten gerechten und geliebten Landesherrn und sein Haus, und daß es arg gehen

*) Der König fragte einst den Grafen N. N., der bei'm Absterben eines regierenden Fürsten zur Condolation, und zur Gratulation des Regierungsantritts des Nachfolgers als Gesandter hingeschickt war: „Was sagt man von dem neuen Herrn"? Der Gesandte antwortete: „Man sagt von ihm, er sei bornirt, eigensinnig und heftig." Der König sah vor sich hin, kritzelte mit der Gabel auf den Teller, und sagte leise, doch so, daß Alle bei Tische es hören konnten: „Fatale, miserable Prädikate zum Regiment!"

muß, wenn ein ganzes Volk diesen eingepflanzten Trieb der Anhänglichkeit verlieren soll.

Bald schwächer, bald stärker, je nachdem der Landesherr war, offenbarte nach den Zeitumständen, besonders in Tagen der Noth, sich diese liebevolle Anhänglichkeit an den regierenden Herrn als National-Grundzug in dem Charakter der Preußen und nie verlor er sich ganz. Vorzüglich stark war er in Worten und Thaten nach der Zeit des Dreißigjährigen Krieges unter dem christlichen, heldenmüthigen Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und zur Zeit des Siebenjährigen Krieges unter Friedrich dem Großen. Mit Jenem hat König Friedrich Wilhelm III. eine im Gemüthe verwandte frappante Aehnlichkeit; mit Diesem aber gar nicht; divergent in herrschenden Gefühlen und herrschender Lebensweise, und darum sich ganz unähnlich, tritt dennoch die Ehrfurcht und Liebe des Volkes, als es darauf ankam, für Beide sichtbar in Thatsachen hervor, aber auf eine ganz verschiedene Weise. Friedrich der Große bewirkte Großes durch sein Genie, sein combinirender muthiger Adlerblick übersah das Ganze, sein Uebergewicht machte sich geltend; und wie seine Organe es respectirten und thaten was er befahl, so vertraute ihm die Masse. Er, sein Individuum, war der Mittelpunkt, von dem Alles ausging, und der Soldat folgte ihm, weil er furchtlos und persönlich tapfer stets voranging. „Er hat's so gewollt und befohlen!“ das reichte hin, um Einen Willen und Einen Tact zu erzeugen. Er war die Sonne, und Alle um ihn her, nah und fern, Planeten, welche sich um ihn bewegten. Wenn auch in seiner nächsten Umgebung besonders der gemeine Mann ihn persönlich liebte, so ging doch Furcht vor ihm her, denn er

schonte Keinen, am Wenigsten die Vorgesetzten, und nannte Jeden, auch den Höchsten, Er. Allein Herr war er und Alles mußte gehorchen, und gehorchte gern, in der Ueberzeugung, daß jede Anordnung, die seine Weisheit getroffen, die einzig rechte sei. Nach ihm, dem Einzigen, sah jedes Auge, und da er in seiner Allein- und Allherrschaft stets gerecht war, so war die tiefe Ehrfurcht vor ihm stets sicher, oft dreist. Er, seine ganze Persönlichkeit, war es, welche die kleine Preußische Nation in dem weiten Rußland, Oestreich und Frankreich, wie in der ganzen Welt, groß und berühmt machte, und erst von der Zeit an, wo Friedrich II. Kriege führte und gewann, und im Frieden Gesetze, Wissenschaften, Künste und Gewerke weckte und in frischer Lebenskraft förderte, erhielt und behauptete in den Europäischen Staaten einen bedeutenden Rang das Preußische Königreich; durch ihn wurde es intensiv stark. Diese Stärke ist nationell freilich geworden; aber sie ging aus von der Person des großen Königs und wurde von ihm gehalten. Mehr von ihm mitgetheilt, als naturgemäß aus dem Stamme des Volkes hervor- und eingewachsen, schritt namentlich die militärische Disciplin mit der Zeit nicht vorwärts; in Ueberschätzung trat Stagnation ein und der ererbte Ruhm ging unter. Er ist wieder errungen durch König Friedrich Wilhelm III.; aber auf eine ganz andere Art. Hier lag das Gegengift in dem Gifte selbst; die Krisis erfolgte naturgemäß; Alles geschah hier nicht von außen herein, sondern von innen heraus. Unedel und übermüthig von allen Seiten als ein unterjochtes Volk behandelt, setzte sich in Sieben Jahren der Schmach Unwille und böses Blut in tief verbissener Seele gegen den höhnenden Feind an. — Wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben. Dieß ist wenigstens wahr in

Hinsicht des bösen und guten Princips. Allgemein nannte man wegen seiner hochmüthigen, despotischen Maßlosigkeit den Kaiser der Franzosen Napoleon Bonaparte nach dem Ausdrucke, welchen die verewigte, unvergeßliche Königinn gebraucht hatte *), das böse Princip, und den rechtmäßigen angestammten unterdrückten König das gute Princip. Dieß wurde herrschende Meinung, und in ihr bildete sich steigernd im Volke ein National-Haß gegen Jenen und eine National-Liebe für Diesen. Diese gesammelte, lang genährte, unter der Asche glimmende Liebe wurde, als sie auf den Ruf des Königs endlich losbrach, patriotische Begeisterung und that unter und in ihm vereinigt die Wunder einer treuen Tapferkeit, welche unsere Erlösung bedurfte. Glänzender wie je hat man hier gesehen, was angeborene National-Liebe für den edlen Landesherrn vermag; das ganze aufgestandene Volk war Ein Mann; Alle für Einen, Einer für Alle. Das aber ist in dieser großen Weltbegebenheit das charakteristisch Eigenthümliche, daß sie bewirkt wurde durch den Geist des Volks **), in welchem alle Kräfte

*) Man sehe Ihre eigenen Briefe, 2ter Theil S. 36.

**) Die großen Resultate des Siebenjährigen Krieges wurden bewirkt durch das beherrschende Genie Friedrich's des Großen, seine combinirende, zusammenhaltende Kraft war die Seele der Macht, die das Außerordentliche leistete. Das ist der Unterschied. Bei Friedrich II. ging Alles im Kriege von ihm allein, bei Friedrich Wilhelm III. vom Ganzen aus. Jener leitete die Züge; Dieser folgte dem Zuge. Bei Jenem war die Tapferkeit eine taktische, bei Diesem eine natürliche Wuth, die, wenn sie Kugeln und Pulver verschossen hatte, nicht retirirte, sondern die Kolben brauchte. Jener stand über seinem Volk; Dieser in der Mitte desselben. Jener herrschte; Dieser leitete. Jener gab seinem Jahrhundert seinen Geist; Dieser verstand

Eine große Kraft wurden. Sie war schon da und reifte unter dem Drucke, doch still, verborgen; zerstreut und getheilt entwickelte sie sich; man ging umher und wußte wohl, was man wünschte, aber wie eine Heerde, die ihren Hirten verloren hat, ging der Eine hierhin, der Andere dorthin, und der feindliche scharfe blanke Säbel schwebte argwöhnisch über den Häuptern. Aber als nach Gottes Rath die Zeit erfüllet war, trat hervor der rechte Herr; Er rief, Seine Stimme erscholl von Osten bis zum Westen und drang in jedes Herz. Er wurde nun der vereinigte

---

Seine Zeit und ihre Bedürfnisse. Jenem galt Alles Verstand und Witz; Diesem die Gesinnung. Jener liebte und studirte philosophische Theorien; Dieser praktische Erfahrungen. Jener wurde durch Form und Buchstabe vom Christenthum abgeführt, war aber in seinen Tugenden, ohne es zu wissen und zu wollen, oft ein Christ; Dieser wurde es theoretisch und praktisch mit klarem Bewußtsein, und wünschte, daß alle Seine Unterthanen es sein möchten. Jener liebte in seiner Jugend das weibliche Geschlecht, und dachte nachher von ihm geringschätzig*); Dieser ehrte es und war zweimal glücklich in der Ehe. Beide waren mißtrauisch; aber in Jenem fand sich oft Härte, in Diesem Milde. Jener liebte in Speisen und Getränken das Pikante; Dieser das Einfache. Jener sagte im Tode, zur Sonne blickend: „Bald werde ich dir näher kommen!" Dieser betete Den an, der sie gemacht hat. Jener starb im Beisein eines treuen Dieners; Dieser in stummer Gegenwart Seiner Gemahlinn und Kinder, von ihnen beweint. Als die Todtenglocke durch das ganze Land ertönte, sprach man still bei Jenem: „Es ist ein großer," bei Diesem mit Thränen: „Es ist ein guter König gestorben." cfr. den ersten Theil dieser Schrift, S. 25—27.

---

*) In der Grafschaft Mark sagt man: minachtig.

Mittelpunkt und unter Seinen Fahnen sammelte sich Alles, Ein Herz und Eine Seele. Wohl hat und ist die Liebe eine Macht, stärker wie jede andere; sie höret nimmer auf, auch dann nicht, wenn alles Andere aufhört. Sie entscheidet, wie in allen Privat- so in allen öffentlichen Verhältnissen, im Hause wie auf dem Forum; ihr Gewicht wiegt schwer; sie hat, wie die Geschichte lehrt, in der Wagschale der Völker, auch der physisch kleinen, den entscheidenden Ausschlag gegeben, denn das ewige Recht und die unbesiegbare Wahrheit kämpfte für sie; noch immer trug sie den Sieg davon. Diese mächtige Hebelkraft der Liebe trug der König Friedrich Wilhelm III. in sich und Sein Volk für Ihn tief im Herzen, und Beide verband in Grundsätzen und Gefühlen die Sympathie. Nie hat ein König sein Volk mehr geliebt, als Er, nie ist Einer von demselben mehr geliebt worden, als Er; dieß beweiset im Kriege die heilige siegreiche Begeisterung, und im Frieden der vertrauende Gehorsam. Beide, der Regent und die Unterthanen, verstanden sich, — die wechselseitige harmonische Liebe trifft überall das Rechte. Darin hat es seinen tiefen Grund, daß der König in allen Einrichtungen, die Er traf, in allen Veränderungen, die Er schuf, in allen Gesetzen, die Er gab, ganz unverkennbar auf den Geist der Nation einwirkte, und eben in diesem Einverständniß die schaffende Kraft lag. Der König und das Volk waren so einig, daß Alles, was von Jenem ausging, und Alles, was Dieses that, Wahrheit und Leben, Saft und Blut wurde. Alle Volksbildung basirt aber auf den Nationalcharakter und erhält von ihm seine Beschaffenheit. Sie ist das Bild ihrer Eigenthümlichkeit; die gesammte Nationalität drückt sich in ihr ab und aus. Durchdringt diese Bildung ein Volk, so tritt sie auch in's Leben und

stellt sich in thatsächlichen Richtungen dar. Diese aber müssen Impulse, Gelegenheit und Raum dazu erhalten, um gemeinsam zu werden. Es muß erst ein Centralpunkt dasein, ehe Radien sich bilden können. Wer aber ist so sehr der Hebel aller Kräfte im Volke, als der Regent, der das Volk beherrscht und für dasselbe lebt? In ihm liegt das Maß der Bedeutung, welche ein Volk bekommt; aber ebenso bekommt der Regent wiederum seine Bedeutung vom Volke. Ihre Größe ist gegenseitig; sie entsteht und wird gehalten durch Wechselwirkung; der Eine verdankt dem Andern gleich viel. Glücklich, wo dieses Einverständniß stattfindet und Beide aufeinander rechnen können! So hier; es war die Kraft der Sympathie da und alle Glieder bildeten einen Körper. In Allem, was für den Staat und für die Kirche, vorzüglich durch die Union, geschah, lag die Bewegung des Fortschrittes auf dem sichern Boden fester, consequenter Grundsätze. Für persönliche Anhänglichkeit hatte er einen entschiedenen bewahrenden treuen Sinn; noch in Seinem letzten Willen*) nennt Er das Vertrauen „Seines Volkes Seinen größten Schatz," und „Er vergiebt allen denen, welche durch hämische Reden, Schriften, oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen, ihm dieß Vertrauen (Gott Lob nur selten mit Erfolg) zu entziehen bestrebt gewesen sind."

Und wie glücklich war Er in Seinem Hause als Mensch, als König in Seinem Lande, als Regent in der Welt, in der öffentlichen Meinung. In Seiner Familie wohnte heitere Ruhe, liebevolle Eintracht und behagliche Zufriedenheit. Er sah eine blühende, zahlreiche Nachkommenschaft und stand als

*) Erster Theil, S. 410.

hochgeachteter und innigst geliebter Hausvater in derselben. „Zu den frohen und wohlthuenden Ereignissen Seines langen Lebens rechnet Er insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohlgelingen Seiner geliebten Kinder," die hohen Schwieger-Söhne und Schwieger-Töchter, die Er erhielt, waren ganz nach Seinem Herzen. In den liebenswürdigen Enkeln wurde der ehrwürdige Großvater wieder jung. Am Glücklichsten war Er unter den Seinigen, und wenn Er am Morgen viel gelesen, gehört und gearbeitet hatte, sah man Ihn des Mittags das Wohlbehagen an langer Familientafel an. Mit Seinen Kindern und Seiner theuern Auguste fuhr Er gern aus, am Liebsten in einem langen Korbwagen, und Er verlebte in Seinen Gärten und auf Seinen Landgütern in abgeschiedener heiterer Gemüthlichkeit im frohen Kreise Seiner nächsten Angehörigen glückliche Tage. Dieses Glück war nicht der Glanz und die Pracht eines mächtigen Königs und vornehmen Hofes, sondern die stille Zufriedenheit eines edeln Menschen. Alles steife Ceremoniell war entfernt; natürlich und einfach, aber durch innere Würde, und von ihr gehalten, blieb Alles; der Geist heiterer Ordnung, fröhlicher Unbefangenheit, der Unschuld und Tugend, der von dem still und ernstvergnügten Hausvater ausging, floß erquickend in das Ganze über. So war es, so blieb es, bis an's Ende.

Ob man gleich in Friedrich Wilhelm III. im Kreise Seiner Familie nur den edlen Menschen und nicht den König sah, so war und lebte dieser doch in Ihm und nie vergaß Er ihn, weil Er sich nicht vergaß. Der vorzügliche Stoff Seiner Ruhe und Zufriedenheit war der Thronerbe, den Er Seinen „lieben Fritz" nannte. *) Auf dem Kronprinzen ruhete

*) Erster Theil, S. 410.

Sein väterliches Auge besonders mit Wohlgefallen. Er konnte ruhig sein; und Er war ruhig, in der Ueberzeugung, Sein Nachfolger werde, „nach Grundsätzen und Gesinnungen ein Vater Seiner Unterhanen sein.“ In der Familie in dem Hause des Königs war also, menschlichem Ansehen nach, nichts, was Seine Zufriedenheit und Ruhe störte, und im Schoße der Seinigen führte Er, wie Alle wissen, ein glückliches Leben.

Glücklich war Er im Lande. Unter mißlichen Zeitumständen trat Er Seine Regierung an. Die Staatskassen waren erschöpft, und ob er gleich in Seinem Hause ein guter Wirth war, der alle unnützen Ausgaben vermied, und anordnete, daß die Königliche Tafel und Alles, was dazu gehörte, auf dem Etat des Kronprinzen bleiben sollte, so konnte und wollte es Ihm doch nicht gelingen, den öffentlichen Finanzzustand dahin zu bringen, wohin Er ihn gerne gebracht hätte. Bei'm Mangel an baarem Gelde sah Er sich genöthigt, papiernes einzuführen, *) und wenngleich Er viele nützliche Einrichtungen traf, im Staate und in der Kirche weise Gesetze gab, in Seiner Familie, an der Seite Seiner holdseligen unvergeßlichen Luise, glücklich und musterhaft, wie es die Welt am Hofe eines Königs noch nie gesehen, lebte, so umdüsterte doch die damalige bedenkliche Zeit Seinen Sinn, und die Französische Revolution, welche damals lichterloh brannte und in reißenden Fortschritten sich fortbewegte, machte Ihm viele Sorgen.

---

*) Es erschien damals in Berlin ein satyrischer Kupferstich: der Staatsminister von Schulenburg nudelte einen kranken Adler mit Papier; dieses ging ihm wieder ab als Tresor-Scheine, welche der Minister von Stein sorgfältig sammelte.

Durch vielfach getadelte Tergiversation aller Art suchte Er zwar ein gutes Vernehmen und den Frieden zu erhalten; als aber 1806 der unglückliche Krieg losbrach, stürzte Alles über den Haufen. Die unglücklichen, wie ein ausgetretener mächtiger Strom sich über das ganze Land ergießenden anhaltenden vieljährigen Folgen erschöpften auch die Wohlhabenden und das Volk wurde bei dem methodischen Aussauge-System der mächtigen Franzosen blutarm. Auch das Letzte wurde genommen und gefordert, und der König sah sich genöthigt, das dem Königlichen Hause zugehörige goldene Tafel-Service zum Besten Seiner armen Unterthanen in die Münze zu schicken. Nach dem lähmenden Tilsiter Friedensschlusse, der Ihm die Hälfte Seines Landes nahm, kam Er selbst in Geldnoth und sah sich genöthigt, um nur bürgerlich leben zu können, Gelder zu borgen und Geschenke von Menoniten anzunehmen.*) Wer hätte in dieser verächtlichen Zeit, wo die dunkeln Wogen des Unglücks über das theuere Haupt zusammenschlugen, glauben und denken können, es würden diesen sturmbewegten Tagen die besseren der Ehre, des Sieges, der Pracht und des Ueberflusses, folgen?? — Und doch kam es durch Gottes wunderbare Hülfe also. Das für eine halbe Ewigkeit gebaute und zusammen gethürmte Reich des Kaisers Napoleon stürzte in sich zusammen und nahm ein Ende mit Schrecken. Zwar konnte der durch Nacht zum Lichte, durch finstere Tiefen des Elendes zu den Höhen des Glückes wunderbar geführte König nach erschöpfenden siebenjährigen Leiden und gewaltsamen Anstrengungen sich mit Seinem treuen Volke nur allmählich erheben; aber alles erduldete Unglück war

---

*) cfr. 2ter Theil erste Abtheilung S. 221. 222—227.

nach der glorreich wieder errungenen Freiheit und Selbstständigkeit vergessen und Jeder, nun seiner Lage gewiß, fing gern und mit frischem Muthe von Neuem wieder an. Und Gott segnete das Werk und seine Arbeit. Der Gerechte, der in der Dunkelheit an das Licht glaubte, welches nach schwerer Prüfung ihm wieder aufgehen würde, hatte mit Unwillen die zugemuthete Erklärung des Staats-Bankerottes verworfen, in der Aeußerung: „Ich kann unglücklich sein; aber Gott wird mich behüten, unedel zu werden." *)

Die gehofften Zeiten der Erhohlung waren nun gekommen und Ihm und allen Seinen Unterthanen war wie Genesenden. Die Genesung ist schnell und ihre wiederkehrenden Kräfte kommen bald. Im Volke liegt, wenn es entrüstet für seinen geliebten Landesvater in Eintracht kriegerisch auftritt, eine furchtbare, aber auch, von der Sonne des Friedens beschienen, eine wunderbar segnende Kraft; diese Kraft offenbart sich gerade bei der Mehrzahl am Meisten, bei dem Bürger und Landmann. In der stillen stetigen Betreibung des Handwerkes und des Ackerbaues liegt eine schöpferische Hülfe, die in steigender Progression zunimmt. Diese respectable Menschenklasse hatte das Meiste für die gute Sache des Vaterlandes gethan, geopfert und gelitten; **) aber sie

*) Die eigenen Worte des Königs im Jahre 1809.

**) So haben die Bauern und die Kossaten in der Kurmark oft das Letzte für den geliebten Herrn hingegeben. Oft erhielten sie Wagen, Pferde und Ochsen, auf Französischem Transport nicht wieder. Wie Viele sind im Kriege mit Waffen in der Hand gefallen! Doch das ist überall im ganzen Lande geschehen. Wer kann die Gedächtnißtafeln der Gebliebenen in allen Kirchen ohne Rührung lesen?

erholte sich auch am Ersten. Das alte Sprichwort: „Krieg und Brand segnet Gott mit voller Hand," ging buchstäblich hier in Erfüllung.

Auf dem festen und fruchtbaren Grunde der durch einen dauerhaften Frieden gesicherten Volkswohlfahrt gründete der König Alles. Erst legte Er, ein weiser und erfahrener Baumeister, ein starkes Fundament, und dann erst bauete Er langsam und mit Bedacht an dem Hause, das ein großer Palast werden sollte. Uebertünchen und äußere Schönheit auf Kosten einer soliden Gründlichkeit, war Seine Sache nicht. Erst wollte und that Er das Nöthige und Nützliche, und dann erst, wenn dieses da war, dachte Er an das Schöne und Angenehme. Den zerrütteten Staatscredit wieder herzustellen, war Sein und Seines Finanzministers redliches Bemühen; *) und die fortgesetzte feste und consequente

*) Vorzüglich verdient hier eine ruhmvolle Erwähnung der Geheime Staatsminister v. Ladenberg. Er war vorher, nachdem er sich durch Einsicht, Talent und eisernen Fleiß bemerkbar gemacht hatte, viele Jahre Chef-Präsident der Ober-Rechen-Kammer und sein umfassender thätiger Geist schuf aus einem ehemaligen invaliden, bequemen Collegium eine Staatsbehörde, welche lebendig in das Ganze eingriff und nicht bloß die Form (den Calcül der Zahlen), sondern auch die Materie (den Staatshaushalt selbst), scharf controlirte. Von Ladenberg war für den Preußischen Staat und seine Finanzen ein Restaurator, der zuerst den Muth hatte, offen und klar dem Könige aufzudecken und in Zahlen (Zahlen entscheiden!) darzulegen, wie es mit dem Staatsvermögen stand, oder vielmehr lag. Ein zweiter Cato, der den theoretischen und praktischen Grundsatz hatte: „Ueberall Recht thun und keinen Menschen fürchten!" Als Präsident und Staatsminister war er überall gerecht; doch sagen

Aufmerksamkeit darauf war über Hoffen und Erwarten glücklich. Schon nach Verlauf von Zehn Jahren traten die gesegneten Folgen der guten Wirthschaft im Königlichen Hause und dem Staate ein und man sah und bemerkte an Allem, wie er sich erholte. Alles war und blieb in einem geregelten ordnungsvollen ineinander greifenden zusammenhängenden Gange; wohl hörte man hier und da von einzelnen unbedeutenden Cassendefecten; aber nie von Betrügereien im Großen, wie sie selbst unter Friedrich dem Großen vorgekommen sind, und in keinem Staate waren, freilich besonders in den höheren Stellen, reichlicher besoldete, aber auch einsichtsvollere, thätigere und gewissenhaftere Beamten, als unter Friedrich Wilhelm III. und jetzt. Bei guter Verwaltung und sorgfältiger Benutzung aller in Einen Mittelpunkt zusammen fließenden Hülfsquellen vermehrt sich unglaublich schnell schon das Vermögen des Privatmannes, geschweige denn das eines ganzen großen Staates; — Millionen erzeugen Millionen! Der verlorene Staatscredit wurde, was auf dem Geldmarkte des öffentlichen finanziellen Verkehrs so wichtig ist, wieder hergestellt. Die

---

seine Gegner, die er natürlich auch hatte, daß er zwar tapfer und streng in der Sache (fortiter in re), aber nicht mild in der Form (suaviter in modo) gewesen. Oft, wenn der kalte Brand eingetreten, läßt sich Beides nicht miteinander vereinigen, und gewiß ist es, daß strenger Ernst in der Berufspflicht, wenn er nur mit Gerechtigkeit verbunden ist, das Meiste auf die Dauer ausrichtet. In allen übrigen, in häuslichen und Familien-, in religiösen und kirchlichen, in verwandtschaftlichen und geselligen Verhältnissen, war und ist von Ladenberg ein humaner, zartfühlender und angenehmer Mann.

inländische Welt freute sich dessen, die ausländische erstaunte, und alle Jahre wurden der Schulden, die der Preußische Staat im Unglück des Krieges hatte machen müssen, weniger. In Wahrheit: wenn man bedenkt, was der König und Sein Volk in den verhängnißvollen Jahren von 1806 bis 1813 gelitten; welche schwere Contributionen gezahlt werden mußten; was die überströmende Einquartirung absorbirte; welche Geldopfer der Aufstand, die Ausrüstung der großen Armee und ihr zweimaliger Marsch nach Paris kostete: so sollte man meinen, es sei Erholung von solchen schweren Angriffen unmöglich gewesen, und die tiefgeschlagenen Wunden würden nie wieder geheilt sein. Und doch heilten sie; nicht bloß Erholung trat ein, auch Wohlstand, selbst Reichthum folgte. Neue Universitäten stiftete der König, alle restaurirte Er; die Professoren und Beamten des Staates besoldete Er anständiger, wie je;*) neue Kirchen bauete Er, alte stellte Er wieder her; Superintendenten- und Prediger-Wittwen gab Er Pensionen; Gymnasien, Stadt- und Landschulen und Seminarien verbesserte Er; den Bibel- und Missionsgesellschaften gab Er ansehnliche Beiträge; zurückgekommenen Gutsbesitzern half Er auf; bei Landescalamitäten kam Er zu Hülfe; durch das ganze Land ließ Er auf Haupt- und Nebenwegen Chausseen bauen; Cadetten-Waisenhäuser, großartige Paläste für wissenschaftliche Institute aus allen Facultäten, Museen ließ Er errichten; Beamten, Gutsbesitzern und Bürgern schenkte Er Wohnungen, und lieh ihnen Gelder, die Er gewöhnlich nachher schenkte; Armenanstalten unterstützte Er, kein Tag verging, wo

*) Männer wie Semmler, Nößelt, Knapp, Eberhardt, u. A., hatten 1790 noch nur 400, höchstens 500 Thaler Gehalt.

Er nicht Wohlthaten spendete; keinen Armen konnte Er sehen, dem Er nicht Gutes that; im Stillen, heimlich und unbemerkt, gewährte Er Hülfe; keine gegründete Bitte ließ Er unerhört; besonders war Er verwaisten Kindern ein helfender Vater. Man erstaunt über die sehr große, nicht zu berechnende Anzahl von Geschenken, die Er in Seinem öffentlichen und Privatleben machte. Er wurde nicht müde, Gutes zu thun. Er glaubte sich nur für Andere da. Erfreuen, Ueberraschen, Helfen, Trösten, war Seine Lust und Freude. Wer das mit ansah und erfuhr, fürchtete oft, Er würde sich erschöpfen und nicht mehr können. Aber Er erschöpfte sich nicht; Er war und blieb im Vollen; nicht nur vermehrte Er das Vermögen des Staates, sondern auch Sein eigenes, so daß Er nicht nur Seinen treuen Dienern, sondern auch Vielen, denen Er wohlgewollt, ansehnliche Legate, die Er in Seinem eigenhändig geschriebenen Testament selbst genannt, aussetzte. Aber der Segen Gottes war mit dem Bewährten allewege. Er hatte es wohl verdient, daß es Ihm, der so lange gelitten, nachher wieder gut ging. Demüthig froh sagte Er in der Freude über Seinen Reichthum: Der Segen Gottes macht reich ohne Mühe und der Herr giebt's den Seinen im Schlafe.

Den Segen Gottes sah Er aber im Hause und Lande nicht bloß im materiellen Glück und wachsenden Wohlstande, sondern mehr noch im Fortschritt und in der Vervollkommnung Seines Volkes. Die Hindernisse derselben hatte Er aus dem Wege geräumt und eine freie, offene Bahn gemacht, die allen Ständen und Lebensarten, jedem Berufe heiter vor Augen lag. Die Vorurtheile und Vorzüge der Geburt waren vernichtet; dem Landmann, sonst ein Sclave, war die Befreiung von drückenden Lasten und Servituten gegeben, die

Städte hatten eine neue Ordnung und mit derselben Selbstständigkeit bekommen; jedes Talent, jede Kraft, konnte sich frei entwickeln und Bahnen schaffen; jede Leistung fand Raum und Anerkennung; und dieß Bewußtsein brachte in den herrschenden Geist der Nation den Hochsinn, den das tiefliegende Gesetz der Perfectibilität verlangt, weckt und nährt. Nichts Unglücklicheres kann einzelnen Individuen, und also auch einem ganzen Volke, begegnen, als wenn es durch ungünstige Umstände gedrückt und unterdrückt wird, so daß sein Licht unter den Scheffel gestellt wird. Ein gutes Licht brennt zwar durch; aber gewöhnlich erlischt es, und ein noch so guter, aber im Schatten gepflanzter Baum gedeihet nicht und bringt keine, oder nur sauere Frucht. Alles kommt bei der Entwickelung der Kräfte auf die Lage und Stellung eines Dinges an. Alles in der ganzen Natur bewegt sich ungehindert; zwar nach ewigen Gesetzen, die bestimmte Bahnen vorschreiben, aber die Bewegung selbst entspricht jeder Eigenthümlichkeit, die nur dann erstarken kann, wenn sie eine freie ist. Jeder unnatürliche Zwang der Kräfte ist Hemmung und Lähmung der Kräfte, welche stets schadet, aber nie hilft und fördert. Willenlose, krüppelhafte, schwache und scheue Geschöpfe kann wohl die despotische Uebermacht erzeugen; aber das heitere und freie Gesetz der Liebe nur starke, gesunde, selbstständige und wahrhaft anhängliche. Alles Kräftige ist auch in Bewegung und bleibt auch in der Bewegung frisch, und Alles, was still steht, verfällt und wird in der Stagnation faul. Das Daseiende genügt nur dem Menschen gewöhnlich im Alter, das die Ruhe liebt, weil es nicht mehr schaffen kann; aber nicht so in den Jahren der Jugend und der besten Kraft. Schaffen, wirken, fördern, treiben, anlegen, thätig sein, weiterkommen, verbessern, ist ihr wahres

Element, und Kraft erzeugt. Eine Regierung kann darum nichts Verkehrteres und Widersinnigeres thun, als solchem Naturtriebe und seiner Entwickelung, die sogenannte Aufklärung fürchtend, Hindernisse in den Weg legen und Einrichtungen treffen, die Stillstand bezwecken. Das Einzige, was sie thun kann und soll, ist, die Bewegung leiten auf sicherer fester Bahn, damit sie keine destruirende schädliche, sondern eine gemeinnützliche werde.

Wohl sah Friedrich Wilhelm III. ein, daß Er bei gänzlicher Antiquirung des alten Systems und bei neuer Ordnung der Dinge in der Armee und im Staate, wo jegliche Beachtung und Hervorziehung an wirkliches Verdienst und Talent geknüpft wurde, Kräfte losriß, welche die gewöhnliche Bahn verlassen und Anomalien mancherlei Art erzeugen würden. Bei freier Bewegung in der Wissenschaft, in Kunst und Gewerbe, liegt es in der Natur der Sache, daß der Mißbrauch an den guten Gebrauch grenzt; aber jener hebt diesen nicht auf, und Geist ist besser als Buchstabe, Experiment besser als Mechanismus; Thätigkeit besser als Trägheit; Leben besser als Tod. Wenn Hundert bei neuen noch nicht geregelten Kräften in's Uebermaß ausschweifend abirren, so halten Tausende auf rechtem Wege das rechte Maß. Die Erfahrung macht klug, und der gährende Most gedeihet zum guten geistreichen Weine, wenn er alt wird. In der Jugend läuft man und springt man, im Mannesalter geht man von selbst bedachtsam und gemessen. Der Stoß, der gewaltige Stoß war, so lag es in der Zeit und ihren Bedürfnissen, einmal geschehen; der König wollte diese Acceleration nicht hemmen; sie zu leiten und unschädlich zu machen, war Sein unablässiges Bemühen. Beides war Ihm so wichtig, daß Er in Seinem Testament

ausdrücklich in praktischer Lebensweisheit sagt: „Gefährlich ist die so allgemein um sich greifende Neuerungssucht, mit ihren unpraktischen Theorien, deren so unzählige jetzt im Umschwunge sind; gefährlich aber auch, und fast eben so schädlich, die zu weit getriebene Vorliebe für das Alte; denn nur dann, wenn man es versteht, beide Klippen zu vermeiden, nur dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen". Er, ein erfahrener Steuermann, saß am Ruder; Er regierte es mit starker fester Hand; das Staatsschiff ging durch die Wogen der Zeit, vom frischen Winde getrieben, wacker vorwärts; es stieß an keine gefährliche Klippe, und nach einem Heil und Segen bringenden langen Frieden lief Er selbst in Frieden in den sicheren Hafen ewiger Ruhe ein.

Das ist eben das Seltene und Außerordentliche in Seiner Individualität, daß sie auf Harmonie ruhete, und daß die Gesammtheit Seiner Kräfte sich in einem festen Gleichgewichte befand. Keine war vor der anderen vorherrschend, alle befanden sich in der geregelten Coordination einer heiteren Mäßigung. Er war ebenso für das Alte, wie für das Neue; für Beides wenn es gut war. Ebenso conservativ, als progressiv; beharrend und nachgebend; ein Verehrer der symbolischen Bücher und ein Gründer und Beförderer der Union; positiv und liberal; streng rechtgläubig und tolerant; ernst und mild; ökonomisch und freigebig; klug und doch aufrichtig; verschlossen und offenherzig; geistvoll und gemüthlich; fromm und nicht pietistisch; systematisch und doch nicht einseitig; sicher und Seiner Sache gewiß und dabei offen und empfänglich; abgeschlossen und doch allgemein; fest und doch nicht parteiisch, wohl über, nie aber unter der Partei stehend. Vornehm und doch populär; streng sittlich und dabei heiter

scherzend; erfüllt von Königlicher Autorität, die Ehrfurcht, und männlicher Würde, welche Vertraun einflößte.

Viele haben in solcher Vereinigung Gegensätze, Widersprüche, Inconsequenzen und Schwächen, finden wollen, und wenn sie dieselben wahrnahmen, den König getadelt, und da sie das Vorzügliche an Ihm nicht in Abrede stellen konnten, Ihn einen guten Herrn genannt, der es mit Keinem verderben wollte. Die so über Ihn geurtheilt, haben Ihn aber nicht gekannt, wenigstens nicht in Seiner Ganzheit. Wer schwach und inconsequent sich nach den Umständen modelt, jedesmal das ist, was sie aus ihm machen, und mit Keinem es verderben will, verdirbt es am Ende mit Allen, und weil man die dabei unvermeidliche Unwahrheit und Falschheit bald durchschaut, traut man ihm nicht; ein solcher zweideutiger Mensch, der den Mantel jedesmal nach dem Winde hängt, erscheint bald nach der öffentlichen Meinung als unzuverlässig und verliert, wie falsches Geld, allen Credit. Ist ein solches Subject unglücklicherweise ein König, so liebt und fürchtet man ihn nicht mehr, weil man ihn nicht mehr achten kann, und er wird bald, wie ehrerbietig sich auch seine nächsten Umgebungen zeigen, in seiner Negativität ein Gegenstand des allgemeinen Mitleides. Solche schwachen Könige können dabei sehr liebenswürdig, sogar geistreich sein; aber weil sie weder kalt, noch warm, sondern lau, ohne Charakter sind, so sind sie immer schlechte Könige, und im letzten Resultate verderblicher, als harte und despotische, die dabei fest und consequent auftreten. Beides taugt nicht und weder auf die eine noch auf die andere Seite neigte sich der König Friedrich Wilhelm III. Er stand in der Mitte. Er

war, durch bitter-süße Erfahrungen gegangen, ein Herr aus einem Gusse geworden; Sturm und Sonnenschein hatten Ihn zur Reife gebracht. Seine Festigkeit war Milde; Seine Milde Festigkeit; Seine Kraft Liebe, Seine Liebe Kraft, und diese Verschmelzung, ineinander verwachsen, wurde mehr und mehr. Seine Natur. Nach dieser und ihren Impulsen war Er gerade das Entgegengesetzte von schwacher Nachgiebigkeit und charakterloser, schwankender Zweideutigkeit, welche ihr jedesmaliges Verhalten nach Zeit, Umständen und Menschen abmisset, heute so und morgen anders ist. Vielmehr bestand Er oft hartnäckig in entscheidenden Augenblicken auf Seinen Willen und that und befahl gerade das Gegentheil von dem, was Ihm auch von einsichtsvollen hochgestellten Männern angerathen ward. Er folgte fest und selbstständig Seinen Grundsätzen und in ungewissen, zweifelhaften Dingen den Mahnungen Seines Genius. Nie, das kann man in Wahrheit behaupten, hat es einen regierenden Herrn gegeben, der es weniger darauf anlegte, die Gunst des Volkes zu gewinnen, als Er. Mit demselben schön thun und coquettiren lag gar nicht in Seiner ernsten aufrichtigen Natur; Er ging überall gerade durch und konnte dabei unangenehm kurz sein. Sein knappes kategorisches Wesen, Sein sichtbarer Widerwille, den Er gegen manche Dinge und gewisse Personen hatte und offen aussprach, hat Viele vor den Kopf gestoßen und auf immer entfernt. „Fataler Mensch!" hat man Ihn oft sagen hören, und Seine Abneigung verbarg Er so wenig, daß Er vielmehr sie ohne allen Rückhalt an den Tag legte. Deßhalb gab es Viele, die Ihn verkannten und schief beurtheilten; Viele, welche Seine Gegner waren und verächtlich von Ihm

sprachen; und deren giebt es heut zu Tage noch.*) Wer kann es Allen recht machen? Der König legte es darauf gar nicht an, das Geschrei der Tagesblätter für sich zu haben, ihre Stimmhaber kümmerten Ihn nicht, wiewohl Er die vorzüglichsten Journale und ihre Oppositionen las; Ihm und Seinem Bewußtsein war es genug, das anerkannt Gute zu wollen, und Seine Regierung war und blieb eine väterliche. Die Nation fühlte das; dieß Innewerden derselben, die damit verbundene fortschreitende öffentliche Wohlfahrt, die daraus entspringende Anhänglichkeit und allgemeine Liebe, welche sich in tausend Thatsachen kund gab, war Sein

*) Noch vor wenigen Jahren stand in einem öffentlichen vielgelesenen, aber wegen seiner Frechheit jetzt eingegangenen auswärtigen Blatte ein giftiger Aufsatz, in dem der Verfasser zu beweisen suchte, daß Friedrich Wilhelm III. ein gewöhnlicher, mit groben Fehlern behafteter Mensch und ein mittelmäßiger, insolenter König gewesen sei; das Gute, was sich in der Zeit Seiner Regierung finde, sei das Werk Seiner Generale und Minister; Er selbst, ein abergläubiger und bornirter schwacher Mann, habe überall das Volk und seine gemeinsame Wohlfahrt gehemmt. Die Stimme der Geschichte spricht in tausend Thatsachen das Urtheil, und die Nachwelt wird es noch mehr thun. Schlimmer als diese Anklagen sind die Lobredner und Panegyriker des Hochseligen Herrn, die aber Seine Werke, als zwar gutgemeinte, doch nicht genug überlegte, übereilte und darum unreife Werke, zum Beispiel die Kirchliche Union, wieder zu zerstören trachten. Gefesselt und geblendet vom engherzigen Confessionsgeiste, unfähig, dieselbe zu fassen und in ihre Tendenz einzugehen, hat sie zu tiefe Wurzeln im gesunden Volke gefaßt, als daß sie, ein Werk von Gott, wieder untergehen könnte. Aber in Hinsicht auf diese verkappten sogenannten Rechtgläubigen kann man mit Kant sagen: „Gott „behüte uns vor unsern Freunden, vor unsern Feinden wollen „wir schon uns selbst in Acht nehmen."

Glück und öffnete Ihm täglich neue Quellen einer heiteren Zufriedenheit.

Auf diesem festen Punkte in Seinem Hause und Lande, in beiden geehrt und geliebt, wurde Er, so wie unter Seiner consequenten und ruhigen Regierung Alles an intensiver Kraft und Stärke zunahm, auch in der öffentlichen Meinung immer größer und die Stimme der Welt erklärte sich für Ihn. Nicht immer war es so. Lange, besonders nach 1806 und den nächstfolgenden Jahren, war die Stimme der öffentlichen Meinung gegen Ihn; wenn auch im Volke nicht gegen Ihn, so wurde Er doch beklagt als ein Unglücklicher, und man hielt Ihn mehr für einen gutmüthigen, aber schwachen Herrn, welcher der Zeit und ihren Forderungen nicht, am Wenigsten Seinen Gegnern, gewachsen sei. Diese Schwäche, ja Ohnmacht, selbst Charakterlosigkeit, fand man besonders darin, daß Er Seinem bittersten Feinde, dem Kaiser Napoleon, der Ihn klein, arm und schwach gemacht, Hülfstruppen gab gegen Seinen Freund, den Kaiser von Rußland; darin sah man so recht die Allgewalt auf der einen, und die gänzliche Abhängigkeit von derselben auf der anderen Seite, so daß alle Energie und Selbstständigkeit hin zu sein schien. Als nun der König vollends nach Dresden ging und gleich den übrigen reducirten Fürsten dem damaligen Kaiser als dem allmächtigen Herrn der Welt huldigte, da gab man alle Hoffnung auf Hülfe auf, und als die Franzosen in Rußland die ersten Schlachten gewannen und siegreich vorrückten, erklärte man Alles für verloren.*) Aber hier lag auch die

---

*) Nur die Bürger und Bauern in der Grafschaft Mark erklärten nicht Alles für verloren; sie hielten fest den Glauben an ihren

Grenze. Das Maß des stolzen Uebermuthes im Glück, das des gottesfürchtigen Ausharrens im Unglück war nun voll; von nun an ging Alles mit dem Kaiser der Franzosen auf verworrenen Wegen in dunkle Nacht, und mit dem Könige von Preußen auf Siegespfaden zum hellen Tage, auf sonnige Höhen. Durch Leiden gestählt, fest und demüthig stehend, mit sittlicher Würde angethan, wurde Er nun der Gegenstand allgemeiner Verehrung und Liebe. Großes hat der Herr an Ihm gethan, Ströme der Gnade hat er auf Ihn herabgeschüttet, und wunderbar geholfen. So unruhig und schwankend Alles vorher war, so unsicher und unbehaglich sich Jeder in seiner Lage fühlte, so kam in wieder hergestellter gesetzlicher Ordnung doch Alles in seine passende Fuge, und wie die Männer die Fragmente ihres Glückes sammelten, so waren Jünglingen neue Bahnen geöffnet. Nirgends schritt man in kurzer Zeit schneller vorwärts, als in Preußen, und nach einigen Jahren stand dieser Staat in legaler, finanzieller, administrativer, wissenschaftlicher, technischer und kirchlicher Hinsicht geachtet von der Welt in Europa da. Man erstaunte, wie bald er sich nach seinen schweren Prüfungen erholt hatte und vom tiefen Falle wiedererstanden war. Die Anerkennung, Ehre und Dankbarkeit concentrirte sich in Dem, welcher mit Klarheit und Ruhe das Ganze ordnete und der, wie einmal Alles im Gange war, das von

---

alten rechtmäßigen Landesherrn und seine Macht; in Allem, was geschah, sahen sie nichts, als, wie sie sich ausdrückten, „Preußische Kniffe.“ Und sie haben Recht gehabt. Die Worte Christi: „Selig sind, die nicht sehen, und doch glauben!“ haben einen tiefen Sinn. Der **sensus numinis** ist höher, als die **ratio**.

günstigen Winden getriebene Schiff leitete. Die Erhaltung des Friedens und seines Gleichgewichtes war Ihm, die großen physischen und moralischen Uebel des Krieges aus eigener vielfacher Erfahrung kennend, über Alles wichtig. Den stillen Verkehr, das ruhige Aus- und Eingehen des guten Bürgers, des einfachen Bauern, liebte Er über Alles; die immer stärker werdende Entwickelung des Volkslebens, vorzüglich durch die segnende Eintracht der kirchlichen Union, war Ihm Freude und Genugthuung, und darum haßte Er jede Störung und Unterbrechung, vorzüglich die Schrecken des Krieges und seiner Gewalt. Es lag in Seiner doch keinesweges weichen und schwachen, sondern vielmehr festen und männlichen Natur die Kraft der Versöhnung und Vermittelung, und das Wort „Calmiren" war eine Seiner Lieblings- und oft gebrauchten Ausdrücke, weil Er den Inbegriff und das Wesen der Sache in sich trug. Des langen Haders müde, waren zum Glück von Europa Seine beiden persönlichen Freunde, der Kaiser von Oestreich, Franz, und der Kaiser von Rußland, Alexander, von demselben Geiste der Mäßigung und Milde beseelt. Für Seinen Theil nährte und befestigte denselben der König so viel Er konnte, und Er entschied kategorisch in Seinem Lande, da wo es nicht an Anlaß und Rath zum Kriege fehlte. Kaiser, Könige und Fürsten sammelten sich um Ihn in Berlin und Potsdam; sie fragten Ihn, den Vielerfahrenen, um Rath, und ehrten Ihn, den Senior deutscher Fürsten. Alle Gesandten fremder Mächte, welche in Seinem Hoflager versammelt waren, blickten ehrerbietig zu Ihm hinauf; sie hielten es für einen Vorzug, bei Ihm accredidirt zu sein; mit Allen ging Er offen und gerade, mit Einigen cordial um. Sein richtiger praktischer Blick, Sein gesundes unparteiisches Urtheil, Seine

eigene Gabe, kurz die verwickeltsten Dinge zu entwirren, und überall den rechten Punkt (statum controversiae) zu treffen, mit einem Worte, Seine reife Weisheit, war so von der ganzen Welt anerkannt, daß Er in streitigen Fällen, wo man sich nicht vereinigen konnte, von beiden Parteien zum Schiedsrichter gewählt wurde, und man in Seinem Ausspruche die Entscheidung fand, welche den Vertrag und die Ruhe herbeiführte. Sein Ansehen, Seine Autorität, das Vertrauen zu Ihm, stieg mit den Jahren, und zuletzt noch machten die Nordamerikanischen Freistaaten einen langen Streit, den sie mit Mexico hatten, von der Schlichtung des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. abhängig. *) Als der König den deutschen Zollverband zum Nachtheil Seiner Finanzen aus Liebe zum Frieden und um Deutschland näher miteinander zu verbinden, zu Stande brachte, gewann Er die öffentliche Meinung von Deutschland für sich und man sah in Ihm und Seiner Macht eine feste Stütze der öffentlichen Wohlfahrt.

Auf dieser glänzenden Höhe stand Er viele Jahre, regierte lange, und wurde alt. Oft und gewöhnlich macht den Menschen, vorzüglich einen mächtigen, absolut monarchischen unabhängigen und dabei reichen König, das lange und gesicherte Glück sicher, hochmüthig und durchfahrend. **)

*) Die Verhandlungen leitete zu Washington der damalige Königl. Preußische Gesandte in den Nordamerikanischen Freistaaten, der jetzige Präsident und Chef des Handels-Amts, v. Rönne.

**) Man erzählt von Mark Aurel, daß er, als er Kaiser wurde, zum Jupiter gebetet habe: „Behüte mich, o Gott, daß ich nicht verkaisere.“

Die Gefahr, es zu werden, liegt nahe und ist groß. Die Grenzlinie zwischen der Majestät und der menschenfreundlichen Popularität ist eigen und fein gezogen, und so sich auf derselben zu halten und zu bewegen, daß man keiner von beiden etwas vergiebt und darin das rechte Maß hält, dazu wird ein Talent erfordert, das, wenn es den rechten Ton treffen soll, aus dem Inneren kommen muß. Kommt dieser aber nicht aus dem Inneren, ist er nur äußerlich angenommen, so fehlt ihm das feste leitende Princip sittlicher Wahrheit; er ist heute so, morgen anders, bald hochfahrend, bald freundlich, je nachdem die Laune anstößt. Alles Gute, und auch dieß, liegt allein in der Wahrheit; aber man muß nicht halb, sondern sie ganz haben, nicht nur dann und wann, nach den Verhältnissen zuweilen, sondern immer, unter allen Umständen, ihre Stimme hören und ihr folgen, mit einem Worte, sich ihr hingeben und auf ihr ruhen, wenn sie durch alle Collisionen sicher leiten und auf geradem Wege consequent erhalten soll. Jedermann weiß, daß so der Hochselige König war, blieb, und immer mehr wurde. Das Feuer des anhaltenden Unglücks hatte alles Verstellte von Ihm weggebrannt; Er war ohne alle Tünche eines schimmernden Berufes, und unendlich mehr, als Er schien. Nur nach und nach, erst hinterher, erkannte man dieß, wenn man Ihn oft sah und hörte. Er blieb sich immer gleich, man mochte Ihn bei glänzenden Hoffesten oder an zutraulicher Familien-Tafel beobachten. Zwar sah man Ihn an jenen in der Staatsuniform, und an dieser im einfachen Leibrock; aber der Mann war im glänzenden Rittersaale und auf Seinem schmucklosen Stübchen derselbe. Eine grundehrliche, redliche Natur, und doch in der Würde der Majestät voll Licht und Klarheit, so daß man stets Beides beisammen in Ihm

sah. Offen und klar lag Sein ganzes Wesen da, und es wurde Einem wohl in Seiner Nähe. In Seinem Grüßen, Stehen, Gehen, Ansehen, Reden, Thun und Lassen, lag nichts Gespanntes und Ueberspanntes, Alles war treuherzig, schlicht und einfach. Kurz, von wenigen Worten in allen Dingen des täglichen Lebens, nahm Er sich doch Zeit zu allen Regierungsgeschäften; nie ging Er an dieselben zerstreut; Nichts that Er stoß- und ruckweise; Seine Befehle trugen stets das Gepräge der sorgfältigsten Ueberlegung und Umsicht; besonders legte Er Werth auf Seine Antworten an Unterthanen, weil Er wohl wußte, daß sie denselben wichtig waren, und darum tragen sie in verschiedenen Graden alle den Charakter der Gewißheit und Abrundung. Sein ganzes Denken und Thun war in den Prämissen und Conclusionen ein Continuum, so daß man Ihn in allen Handlungen von einiger Wichtigkeit ganz wie Er war sah und hatte. Nie hat man Ihn, weder im tiefsten Unglück, noch im höchsten Glück, außer sich gesehen, Er war stets bei sich. Immer war Er sich klar der Gründe bewußt, warum Er so und nicht anders handelte. Wiewohl Er ein wohlwollendes, theilnehmendes Herz hatte und solches zu bewahren wußte, so war Er doch nie ein Mann der Gefühle, immer legte Er besonnen Sein Urtheil an den Maßstab sicherer und sich gleichbleibender Grundsätze. Exaltationen liebte Er nicht, und wenn Er gleich warm werden konnte, so war doch Seine Wärme stets die der Vernunft; einen festen Boden, auf dem Er stand und ging, hatte Er immer unter sich; deßhalb kommt in Seinem Leben und in Seiner Regierung auch niemals ein Widerspruch vor, in beiden tritt nicht Phantasie, wohl aber ein persönlicher Charakter hervor. Ein vollkommenes Gleichgewicht aller Kräfte macht gerade Sein